


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Serail
und
Hohe Pforte.

Enthüllungen
über die
jüngsten Ereignisse in Stambul.

Nach Original-Aufzeichnungen und Documenten
von G. Dempwolff
bearbeitet und herausgegeben

von

Amand Frh. v. Schweiger-Lerchenfeld

* * *



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1879.

Vorbemerkungen.

Das vorliegende Werk ist die Frucht zehnjähriger Erfahrungen, die Summe periodischer Notationen und Aufzeichnungen, das Gesammtbild von Ereignissen, wie sie sich vor dem Blicke eines Augenzeugen in bunter Reihe entfaltet haben. Da es in der Türkei keine politischen Parteien nach dem gangbaren Begriffe giebt und nur das religiöse Leben die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen beeinflußt, so hat diese Arbeit nichts weniger als für eine Parteischrift zu gelten.

Der Mangel eines jeden politischen Programmes, wie er dem ottomanischen Reiche eigenthümlich ist, pflegt einen nur geringfügigen Ersatz in der Publikation jener kaiserlichen Iradés zu finden, die mit der jeweiligen Abdankung eines alten und Ernennung eines neuen Großveziers gleichsam als politisches Manifest erlassen werden.

In diesen Schriftstücken ist immer in erster Linie von verschiedenen Reformen die Rede, von Maßnahmen behufs Hebung des öffentlichen Wohles und anderen Schöpfungen gemeinnütziger Natur, deren Durchführung in die Hände dieses oder jenes Paschas gelegt wird . . . Der Gewalthaber ist

ein anderer — die Dinge bleiben die alten . . . Jeder Großvezier, der in seine Machtsphäre eintritt, ermangelt nicht, sich als den Wohlthäter des Reiches und seiner Völker hinzustellen, und seine oratorischen Kundgebungen sind von den schönsten Versprechungen ausgefüllt; fällt er nach einiger Zeit und tritt sein Nachfolger das Regiment an, dann wird man resultatlos nach des Erstern Thaten fahnden, und Alles, was so feierlich versprochen wurde, erweist sich hinterher als eine trügerische Vorspiegelung.

Die Regierung der Türkei hat daher einen ganz persönlichen Charakter. Eine Geschichte ihrer Staatsmänner und der Machthaber am Goldenen Horn ist demnach in diesem Falle — mehr als irgendwo auf der Welt — die Geschichte des Reiches selbst. Diese unumstößliche Wahrheit wurde dem vorliegenden Werke zu Grunde gelegt, und der Leser wird dieselbe alsbald erwiesen finden, wenn er sich den „historischen Rückblick“ — unseren einleitenden Abschnitt — sowie die Mittheilungen über die Jung-Türkei zu eigen gemacht haben wird.

Die Geschichte der sogenannten „Jeune Turquie“ ist keineswegs die Geschichte einer förmlichen Partei. Wohl hielt man sie im Abendlande als solche, sie war aber gleichwohl nur eine Vereinigung von Personen, denen ein unbestimmtes Programm vorschwebte, und die sich für schwerwiegende Politiker hielten, während sie thatsächlich nur ganz persönlichem Ehrgeize, wenn nicht Schlimmerem fröhnten! Daß auch diese Regel ihre Ausnahmen hat, wird der Leser der betreffenden Abhandlung dieses Buches zu seiner Befriedigung entnehmen.

Was die Details der letzten Lebensschicksale des Sultans Abdul Aziz und ganz besonders jene seines tragischen Endes betrifft, mag bemerkt werden, daß dieselben aus erster Quelle rühren und sozusagen miterlebt sind. Dasselbe gilt von allen Einzelheiten, welche über die Person und über die That

Hassan Bey's mitgetheilt werden. In beiden Fällen war es, wie leicht begreiflich, unzulässig, die Namen der einzelnen Gewährsmänner, die sich heute wie vordem in einflußreichen Stellungen befinden, zu nennen.

Von ganz speciellem Interesse dürfte der Abschnitt über den Ex-Sultan Murad sein, der seine Lebensschicksale zusammenfaßt und überdies einen intimen Einblick in das Walten und Weben innerhalb des kaiserlichen Palastes gestattet. An diese Schilderungen schließt, basirt auf einen langjährigen, zum Theile freundschaftlichen Verkehr mit verschiedenen hervorragenden türkischen Persönlichkeiten von Rang und Einfluß, eine knappe Geschichte der verschiedenen Conspirationen, die seit dem Jahre 1866 am Goldenen Horn sich abspielten, und die zur Vervollständigung unseres zeitgeschichtlichen Gemäldes wesentlich beitragen dürften. Den Schluß des Werkes bildet die Uebersetzung eines Mémoire Sulejman Paschas über den letzten russisch-türkischen Krieg, dem zahlreiche Erläuterungen beigefügt sind. —

Damit wäre der Inhalt unserer Arbeit erschöpft. Erwägt man, daß die größte Zahl der Orient-Reisenden und Orient-Schriftsteller weder Muße noch Geschmack findet, sich eingehender mit den Sitten und der Lebensweise des türkischen Städtlers und vollends nicht mit den Repräsentanten gewisser autochthoner Gesellschaftsclassen zu beschäftigen, so dürfte ein Werk, wie das vorliegende, doppelt willkommen geheißen werden. Der Tourist, welcher das Goldene Horn besucht, in Pera und Stambul lustwandelt, wird nie die wahre Türkei, d. h. Personen und Verhältnisse derselben, kennen lernen. Zwar ist es überhaupt schwer, als Nicht-Moslim einen intimern Einblick in das orientalische Familienleben zu erhalten; umso zugänglicher sind aber die Würdenträger, welche halb und halb die europäische Lebensweise adaptirt haben und in deren Individualitäten das Reich, als

dessen Träger, repräsentirt erscheint. Daß diese herrschende Clique weitaus geringern Werth hat, als die beherrschte Masse, ist bekannt. Der moderne Byzantinismus hat Stambul corrumpirt; aber die Masse ist nach wie vor gesund, und ihre lobenswerthen Eigenschaften haben in gleichem Grade wie ihre patriarchalischen Einrichtungen bei den Europäern eine Art von Sympathie für dieses Volk hervorgerufen . . .





I.

Rückblick

auf die Reformbewegung im ottomanischen Reiche.



1. Sultan Mahmud II.

Die türkische Reformbewegung ist ältern Datums, als man meinen sollte. Sie fällt sozusagen mit dem Beginn unseres Jahrhunderts zusammen, denn den ersten Drang nach Neugestaltung der verfahrenen Zustände im Reiche des ottomanischen Chalifen reifte in der Brust Sultan Selim's III. Der Impuls hierzu kam aus Frankreich, begreiflich, wenn man erwägt, daß dessen Autorität und Machteinfluß seit Jahrhunderten in der Levante ungeschmälert bestanden. Zudem war es diesfalls ein aufgehendes Gestirn, welches auch die Völker und Herrscher des Ostens blendete — Buonaparte. Selim verkehrte viel mit dem damaligen Vertreter Frankreichs am Goldenen Horn, dem Gesandten Sebastiani, indem er immer das Zauberwort Reform im Sinne hatte, ohne es eigentlich auszusprechen oder gar zu realisiren. Aber Napoleon's Triumphe sollten auch den Sultan bald zu Thaten drängen. Eine europäisch exercirte Miliz — „Nizamdschedid" oder die „neue Ordnung" — war das erste Resultat dieser Bestrebungen, obwohl die Hindernisse im Volke im Großen und Ganzen noch immer nicht gebrochen waren, um selbst diesem ersten Schritte die Bedeutung eines durchgreifenden neuen Werkes zu schaffen.

Die Consequenzen der ersten Reformthat sind bezeichnend für die ottomanische Reformgeschichte. Sie führten zu einem Kriege mit dem nordischen Erbfeinde, mit Rußland, wobei die

Pforte allerdings den unmittelbarsten Anlaß gab. Selim fand es nämlich für gut, seinen Sympathien für Napoleon dadurch Ausdruck zu geben, daß er sich den Wünschen des Weltstürmers dienstbar zeigte und verschiedene Maßnahmen traf, die directe gegen Rußland gerichtet waren. Zudem war speciell die Verfügung des Sultans hinsichtlich der Moldau und Walachei, welche Länder zwei russenfeindliche Statthalter erhielten, ein Vertragsbruch, denn die Acte des Friedens von Jassy (19. Januar 1792) enthielten auch einen Artikel des Inhalts, daß die Einsetzung der Gouverneure der genannten Donauländer nur unter der Zustimmung Rußlands erfolgen sollte.

So waren die ersten Reform-Anläufe bereits mit kriegerischen Verwicklungen gepaart. Die Russen rückten mit einem starken Heere in die Moldau und Walachei ein, während die englische Flotte unter dem Admiral Duckworth die Dardanellen forcirte und unversehens vor Constantinopel erschien (Januar 1807). Das machte das Maß der Verlegenheiten voll. Zwar ließ Selim den Muth nicht sinken und durch sein thatkräftiges Handeln und den Eifer der in seinen Diensten stehenden französischen Ingenieur-Officiere gelang es, die Reichshauptstadt vor den directen Angriffen der englischen Flotte zu schützen; die Verstärkung der Dardanellen-Befestigungen zwang sogar den Admiral Duckworth zum Rückzuge, wollte er nicht in Folge der perfect gewordenen Abschließung seines Geschwaders von der Außenwelt empfindlichen Schaden nehmen. Zum Glücke für die englische Waffenehre fielen die bereits früher angeknüpften Unterhandlungen und Duckworth's Rückzug zusammen, so daß die am 1. März seitens des Sultans erfolgte Erklärung, er wolle den Frieden anstreben, von dem englischen Gesandten nicht ohne einige Beruhigung aufgenommen wurde.

Selim hatte somit nach außen hin einen halben Erfolg für sich. Im Innern sollten die Unternehmungen des Sultans

viel schlimmere Früchte tragen. Zunächst war das Vorurtheil der Massen gegenüber jeder reformatorischen Maßnahme nicht zu brechen. Die „neue Ordnung" fand im Volke wenig Anklang, und obgleich einige Abtheilungen nach den neuen Vorschriften einexercirt waren, so rebellirten dennoch die Besatzungen der verschiedenen Bospor-Forts, die arnautischen Jamadschis (Angeworbene zur Vervollständigung der Janitscharen), die Topdschis (Geschützsoldaten) und schließlich die Janitscharen selbst. Auch die höchsten Spitzen der Centralgewalt, so namentlich der Groß-Mufti, waren entschieden gegen Selim's ketzerisches Beginnen, und der kurz hierauf ausgebrochene Sturm fegte den reformfreundlichen Sultan vom Throne . . . Der Groß-Mufti hatte, wie üblich, die Frage zu entscheiden, ob ein Beherrscher der Gläubigen, der wie Selim handelte — der sich gegen den Koran versündigte — würdig sei, Chalife der Osmanen zu bleiben . . . Die Antwort lautete, wie immer in solchen Fällen, kurz und trocken: „Jok — nein!" Auf diese Fetwa hin begaben sich der Groß-Mufti und viele Ulemas zum Prinzen Mustapha, um ihm anzuzeigen, daß er durch die Wahl des Volkes bestimmt sei, den ruhmreichen Thron Osman's zu besteigen, da sein Vetter denselben verwirkt habe.

Bekanntlich hatte man bei der Inthronisation Murad's V. (1876) in den abendländischen Zeitungen ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß in der Fetwa des Scheik-ül-Islam Chairullah, mit welcher der vorletzte Beherrscher des Osmanen-Reiches zum Padischah ausgerufen wurde, die Clausel enthalten war: „durch die Gnade Gottes und den Willen des Volkes". Nach der obenstehenden Thatsache wäre sonach diese Art der Sultans-Proclamirung weder die erste noch die einzige.

Selim's Herrschaft war sonach nur von kurzer Dauer. Seine Reformbestrebungen waren von der Ungunst der Massen wie lose Spreu hinweggeblasen, und Mustapha IV. brachte das schwankende Staatsschiff wieder in jenes gefährlich brandende Fahrwasser, das schon damals verderbenbringend genug

sich ausnahm. Aber über Mustapha waltete auch sonst ein böses Verhängniß, wie überhaupt auf allen Sultanen dieses Namens. Mustapha I. war bei seiner Thronbesteigung so viel wie blödsinnig. Er spielte mit den Fischen im Teiche und warf ihnen Geldstücke zu . . . Mustapha II. war der Unterzeichner des Carlovitzer Friedens, jener demüthigenden Stipulationen, welche den Wendepunkt des osmanischen Reiches auf dem Wege nach abwärts markiren (1698). . . . Mustapha III. führte bekanntermaßen einen höchst unglücklichen Krieg gegen Katharina II. und starb im Feldlager, nachdem er noch Zeuge von dem Ruine war, den sein Reich betroffen (1773). Trotz seiner Willfährigkeit, das Andenken Selim's zu vernichten, trotz der Abschaffung der kaum in's Leben gerufenen Militär-Reform, der Zerstörung der ersten Druckerei in seiner Residenz und anderen culturfeindlichen Maßnahmen, sollte Mustapha's IV. Herrschaft noch viel kürzer sein als jene seines Vaters. Zwar hatte er nach außen Glück, indem er mit den Russen einen günstigen Waffenstillstand schloß und die Engländer, welche abermals die Dardanellen forciren wollten, entschieden abwies; dafür aber sollte er seinen Meister in einem Schwärmer sonderbarer Art finden, der geradezu romanhaft aus jener Zeit der Bedrängniß hervorragt . . .

Es war dies der Gouverneur Rustschuks, Mustapha Bajraktar, ein treuer Anhänger Selim's und von dessen Reformbestrebungen. Solche Charaktere sind unerhört in der von einem Conservatismus der schlimmsten Art durchtränkten Welt des Ostens, mit ihren culturfeindlichen und intriguanten Creaturen, denen Alles Selbstzweck und nichts Menschenzweck ist. Mustapha Bajraktar hatte den Wechsel der Ereignisse still in seinem Regierungssitze an sich vorübergehen lassen. Plötzlich brach er wie ein zorniger Löwe aus seiner Höhle hervor, indem er mit einer auserwählten und verläßlichen Heeresschaar auf Constantinopel marschirte, in die Stadt eindrang und das Serail

an allen Ecken militärisch besetzte. Dem treuen Diener sollte aber ein tragisches Verhängniß reifen. Während er sich seinem Ziele nahe wähnte, ließ Mustapha IV. im Despotenwahne seinen Vetter Selim III. ermorden. So wurde der Retter dem zu Rettenden zum Verderben. Bajraktar aber nahm das Serail mit Sturm und zwang den kaiserlichen Mörder, den Thron einem Würdigern zu überlassen. Der edelgesinnte Mann war gegen die Hinrichtung Mustapha's IV.; im Rathe der Großen des Reiches ward aber gleichwohl beschlossen, ihn und seine Mutter in ein besseres Jenseits zu befördern, um größere Sicherheit für den neu-installirten Sultan Mahmud II. zu gewinnen ... (1807).

Selim III. liegt in der Marmor-Moschee zu Ejub, der westlichen Vorstadt Stambuls, begraben. In demselben Stadtviertel, und zwar in der Straße, welche vom Landungsplatze heraufzieht, erhebt sich das von diesem Sultan zu Ehren seiner Mutter aufgeführte Mausoleum Walide Gülnar Sultana. Auch die beiden Töchter dieser seltenen Frau liegen hier begraben. Wer überdies sich für Grabstätten türkischer Großen interessirt, dem diene die Mittheilung, daß hinter den grünen, mit Goldrosetten verzierten Grabgittern Ejubs, inmitten blühender Rosen- und Jasminbüsche unter Anderen der seinerzeit berühmte Vertheidiger Jean d'Acre's, Großadmiral Kutschuk Hussein Pascha, ruht. Er war der Gemal einer Schwester Sultan Mahmud's II., der wegen ihrer Liebesabenteuer allgemein bekannten Sultanin Esma.

Es ist kein absonderlich erhebendes Bild, das sich uns in den voranstehenden Zeilen entrollt. Weder die vorangegangenen Beherrscher des osmanischen Chalifen-Reiches, noch die Völker waren darnach, der einmal in Fluß gerathenen Reformbewegung Intensität zu verleihen. Im Oriente liegen die Dinge eben, wie alles Uebrige, gerade verkehrt. Nicht das Volk strebte und strebt dort Reformen an, sondern nur einzelne Machthaber; während in den abendländischen Culturländern die mächtigen

Triebe der Selbstbestimmung, der Freiheit, der Geist der Aufklärung und der Enthusiasmus von jakobinistischer Weltbrüderlichkeit durchtränkter Utopisten die trägen Massen in Fluß bringen, die Zwinger einstürzen und die Fesseln zerspringen machen — wollen die Völker des Orients nichts Anderes, als daß Alles beim Alten bleibe. Im Abendlande haben die reactionären Machthaber mit den vorwärts drängenden Völkern zu rechnen; im Oriente will die stationär und reactionär gesinnte Masse von den civilisatorischen Alluren der Machthaber nichts wissen. Dort stürmen tausend und tausend Elemente mit elementarer Gewalt gegen wenige Repräsentanten einer unwillkommenen, sagen wir despotischen Regierungsform .... hier will Einer oder der Andere den Funken des Fortschrittes in die unbeweglichen Massen werfen, aber unter ihren Tritten verlöscht er — spurlos.

Dabei fehlte es dem türkischen Volke in früherer Zeit niemals an Sultanen, welche keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um der recht- und gesetzlosen Menge gegenüber ihre Allmacht in sehr unangenehmer Weise zur Geltung kommen zu lassen. So richtete Sultan Murad IV. unter den Rauchern ein furchtbares Blutbad an und ließ eines Tages den Polizeiminister und sämmtliche Bostandschis (Wächter) köpfen, da er einen Raucher auf frischer That ertappt hatte. Mohammed III. nannte sich selber Adli — den „Gerechten“, obwohl er eine seiner Gattinnen ohne Ursache in den Bospor werfen ließ. In dem berüchtigten Staatsgefängnisse Anadoly Hissar wurden von verschiedenen Sultanen zahllose Unschuldige (Türken) zu Tode gemartert. In dem Bospor-Dorf Tschengelköj pflegte Murad IV. je nach Lust und Laune eigenhändig seine „getreuen Unterthanen“ hinzuschlachten. Auch die großen Eroberer Sulejman I. und Selim I. pflegten das Volk wie das liebe Vieh abzuschlachten.

Nur ein orientalisches Volk ist fähig, nach solchen Erfahrungen — die es übrigens auf Rechnung des „Kismet“ setzt —

sich jeder Verbesserung seines Loses mit den Waffen in der Hand zu erwehren. Diese Thatsachen führen vor Allem zu einer unumstößlichen Wahrheit, die der Billigkeit halber vorgebracht werden muß. Und diese Wahrheit ist, daß im Oriente nicht nur die natürlichen Bedingungen, Geschichte, Landes- und Volkscharakter, Klima und vor Allem die Koran'schen Satzungen, eine Reform wesentlich erschweren, sondern daß auch das Volk, also gerade das Object, dem die Fürsorge der Reformer gilt, von einer Neuordnung der Dinge absolut nichts wissen will und welches solche Bestrebungen seiner Machthaber auf verrätherische Concessionen gegenüber den abendländischen Bedrängern — seien es nun Soldaten oder Diplomaten — zurückführt ... „Das Wort Reform ist ein Schlachtruf der Gjauren," sagen sie; „wer ihm Gehör schenkt, ist unser Feind, ist der Feind unseres Glaubens, unserer heiligsten Ueberlieferungen."

Sultan Mahmud II. war noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er war dem unglücklichen Selim, als sie noch im „Prinzenkäfig" miteinander lebten, innig zugethan, und was der Jüngling in seiner Brust hegte, das sollte im Manne zu ernster That reifen. Mahmud, eine in der abendländischen und morgenländischen Literatur oft hart mitgenommene Persönlichkeit, ist — vom geschichtlichen Standpunkte — eine durch und durch sympathische Erscheinung. Selbst von großen Plänen beseelt, welche dem Osmanen-Reiche neue Triebkraft, neuen Glanz und Ruhm verschaffen sollten, fand er an dem treuen Bajraktar einen starken Arm, um solchen idealen Zielen nachstreben zu können. Es war daher natürlich, daß Sultan und Großvezier wieder auf jene Einrichtungen zurückgriffen, die mit dem tragischen Ende Selim's, oder eigentlich schon mit dessen Entthronung, spurlos verschwunden waren. Es sollten also die überallhin zersprengten Reste des Corps „Nizamdschedid-Askeri" zunächst gesammelt, gedrillt, mit einem Worte die seinerzeitige „neue Ordnung" wieder in's Leben treten ... Die

Folgen dieses Schrittes sollen uns zeigen, was es heißt, oder was es wenigstens in damaliger Zeit hieß, Reformen in der Türkei einzuführen. Derselbe Bajraktar, der wie die Heldengestalt einer Schiller'schen Tragödie auf dem Stambuler Schauplatze erschienen war, sollte auch, würdig seiner Rolle, die er gespielt, auf wahrhaft tragische Art von demselben verschwinden. Auf jene neuen Versuche hin erhoben sich die Janitscharen mit wildem Fanatismus. Mit Sturmeswüthen durchtobten sie die Straßen der Chalifenstadt und der Mob jubelte jenen frenetisch zu, die seine größten Terroristen waren. Der Palast Bajraktar's war ihr erstes Angriffsobject. Der kühne Mann wehrte sich mit seinen Getreuen wie ein Löwe, aber durch die Uebermacht überwältigt, mußte er schließlich unterliegen. Als einige hundert Janitscharen in seinen Palast eingedrungen waren, flüchtete er in einen Thurm und hier erstickte er, nachdem die Empörer Feuer an jenen gelegt hatten. Ein Trümmer-Chaos bezeichnete die Stätte dieser erschütternden Tragödie...

Dann kam an Sultan Mahmud selbst die Reihe. Das Serail wurde zuerst umlagert und dann trotz der bravourösesten Vertheidigung seitens eines ungarischen Emigranten, Namens Sulejman, erstürmt. Alles, was innerhalb der Sultansburg mit Waffen in der Hand angetroffen wurde, ward niedergemacht, und selbst gegen den Sultan waren die Dolche gezückt. Aber Mahmud war der Letzte vom Stamme Osman und das rettete ihm das Leben. Das Resultat dieser Janitscharen-Empörung war dasselbe wie bei Selim: der reformfreundliche Sultan mußte sich bequemen, alle Neuerungen wieder abzuschaffen. Die Gründe zu solchen Tumulten waren übrigens oft mehr als geringfügig. So meuterten einst Mahmud's Truppen, weil er Kopfbedeckungen mit Schirmen einführen wollte. Es hat nichts genützt, daß der Sultan, um die Nothwendigkeit einer solchen Einführung möglichst eclatant zu beweisen, den Groß-Mufti so lange mit dem Gesichte in der Sonne stehen ließ, bis er

besinnungslos umfiel . . . Auch in Aegypten, welches die liberalste Bevölkerung des Islam's besitzt, ist die abendländische Kopfbedeckung derart verpönt, daß in den Kairenser Hochschulen immerdar ein schwarzer Cylinderhut aufgehängt ist, der gelegentlich einem zu bestrafenden Hörer aufgesetzt wird.

Aber Mahmud war nicht der Mann, der seine Sache, trotz dieser traurigen Zwischenfälle, vollständig aufgegeben hätte, obgleich in der nächsten Zeit keine Gelegenheit zu neuer Anbahnung reformatorischer Aufgaben sich geben sollte. Ja, ein unmittelbar hierauf mit Rußland ausgebrochener Krieg, und zwar des Anlasses halber, daß jenes sich weigerte, die seit dem Jahre 1806 besetzt gehaltenen Provinzen Moldau und Walachei zu räumen, beschäftigte den Sultan vollends mit äußeren Angelegenheiten. Diesen Krieg selbst aber des Weiteren auszuführen, ist nicht unsere Aufgabe, die nur die Reformfrage selbst, und Alles, was damit unmittelbar zusammenhängt, im Auge behalten muß. Der fragliche Krieg währte vom 29. Juli 1809 bis 28. Mai 1812, an welch' letzterm Tage der Friede von Bukarest unterzeichnet wurde. . .

Ehe wir der weiteren Ereignisse in Stambul und überhaupt im ottomanischen Reiche gedenken, müssen wir das Erscheinen zweier bedeutender Persönlichkeiten jener Zeit auf dem orientalischen Schauplatze berühren. Es sind dies Aali Tepelen, Pascha von Janina, und Mohammed Aali, der Sohn eines Straßenwächters aus dem kleinen macedonischen Hafenorte Kavala.

Der Erstere führte diesen Namen von seinem Geburtsorte Tepeleni, einem kleinen Städtchen am linken Ufer des Viosa-Flusses. Der einst prächtige Ort ist dermalen ein wüster Trümmerhaufen, auf welchem einige hundert Albanesen hausen. Auch das prächtige Schloß des Paschas liegt vollständig in Ruinen. . . Sein Ende fand Aali in Janina selbst, und zwar auf der Insel des gleichnamigen Sees, wo ein Kloster, an dessen Mauern man noch die Spuren der Kugeln zeigt, welche den gefürchteten

Parteigänger durchbohrten. In Janina ist indeß blos der Körper Aali's begraben, der Kopf wurde in Constantinopel beerdigt, und zwar auf dem Friedhofe vor dem Siliwri-Thore. Die Inschrift auf dem Marmor-Sarkophage lautet: „Er allein ist ewig! Der Gouverneur der Provinz Janina, der seine Unabhängigkeit länger als dreißig Jahre behauptete — der berühmte Aali Pascha — hier ruht sein Haupt! 5. Dschamessi Eli Awwel 1227 (1812) ..." In der Nachbarschaft befinden sich auch die Sarkophage seiner Söhne Weli Pascha von Trikkala, Muschlar Pascha von Awlona, Salik Pascha von Lepanto und seines Onkels Mohammed, welcher Pascha von Delwino war.

Aali Tepelen und Mohammed Aali sind unzertrennlich mit den Regierungsschicksalen Sultan Mahmud's verbunden, was namentlich von Mohammed Aali gilt, dem Begründer einer modernen Dynastie in Aegypten und dem energischen Reformer im alten Wunderlande der Pharaonen. Ob des Letztern Reformen von thatsächlichem Segen für die arg herabgekommene Bevölkerung des Nil-Thales waren, das wird sich sofort herausstellen. Noch während des russisch-türkischen Krieges, der mit dem Frieden von Bukarest abschloß, spielte sich in Kairo ein bedeutsames Ereigniß ab. In Central-Arabien hatte die Secte der Wahabiten seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts derartige Fortschritte gemacht, daß ihre Herrschaft unter dem Könige Saud, dem Sohne Abdul Aziz', vom Rothen Meere bis zum Persergolfe, vom Euphrat bis zum unermeßlichen Sandmeere Roba el Khali weit im Süden der arabischen Halbinsel reichte. Im Jahre 1801 erstürmten sie die große Passionsstätte der Schiitten unweit des babylonischen Trümmerfeldes, Kerbela, ein Jahr später ward Taïf bei Mekka ausgeplündert und 1803 besetzten sie sogar die Prophetenstadt Mekka, indem sie gleichzeitig alle heiligen Scherifs daselbst köpften und den großen Tempelschatz nach ihrer Residenz Deraje im Nedschd schleppten. Im Jahre 1810 endlich ward das Prophetengrab zu Medina geplündert, und so dem Treiben

der Wahabiten, dieser Puritaner des Islams, die Krone aufgesetzt.

Es ist erklärlich, daß Mahmud, der anderwärts mit seinen Truppen vollauf zu thun hatte, die an der wahren Lehre des Propheten begangenen Gräuel nicht zu rächen vermochte. Mohammed Ali, Pascha von Aegypten, erhielt daher einen Auftrag, dem er sich nicht entziehen konnte, den, die Wahabiten zu bekriegen. Zu diesem Ende aber wollte er sich zuerst den Rücken decken, d. h. die noch immer trotzig genug auftretenden Mamluken in seiner Residenz unschädlich machen. Er lud mehrere Hundert derselben zu einer Festlichkeit in die Citadelle, und als dieselbe vorüber war und die Gäste durch das hohe Thor abziehen wollten, machten die voranschreitenden Albanesen unter ihrem Häuptlinge Saleh-Kosch Kehrt und eröffneten das grausige Vernichtungswerk, von allen Seiten, namentlich aber von der Höhe der, den Thorweg flankirenden Festungsmauern von anderen Albanesen-Abtheilungen auf das kräftigste unterstützt.

In wenigen Stunden war das Blutbad vorüber, welches Mehemet Ali bleich und vor Erregung zitternd aus sicherem Verstecke mit angesehen hatte. (1811).

Das war die erste energische That des Statthalters von Aegypten. Dafür erging es seinem Sohne Tussun in der arabischen Campagne schlimmer. Er ward von den Wahabiten und dem Beni-Harb in den Küstenpässen, die von Janbo nach Medina hinaufführen, auf's Haupt geschlagen, und die ägyptische Invasion vorderhand von Arabien abgewehrt. Was Mohammed Ali weiter unternahm, wollte allerdings ebenso wenig gelingen wie die Bestrebungen Sultan Selim's III. und Mahmud's II., denn seinen Versuch, die ägyptischen Truppen nach europäischem Muster zu reformiren, verhinderten die wüthenden Söldner durch einen bösen Aufruhr, wobei der Palast des Paschas geplündert wurde. Ein Widerruf seitens des Reformers war auch hier das Resultat der Bewegung; ein dritter Beweis, wie schwer es, wenigstens

in damaliger Zeit, war, Völker des Ostens mit Neuerungen zu beglücken, die doch nur auf ihr Wohlergehen abzielten.

Dieser Zwischenfall fällt in das Jahr 1815. Aali Tepelen's hartnäckige Vertheidigung gegen die Pforte, sowie ein Conflict mit Persien beschäftigten den Sultan auch in den nächsten Jahren. Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß gerade demjenigen Beherrscher des Osmanen-Reiches, der von den besten Absichten für dasselbe beseelt war, niemals die Ruhe und Muße zu ersprießlicher Thätigkeit im Innern vergönnt war. Für Mahmud sollten die bittersten Jahre indeß erst hereinbrechen. Im Jahre 1821 versuchte die Rajah Griechenlands, das türkische Joch abzuschütteln, und von da ab wüthete in dem Lande ein langwieriger und blutiger Krieg, der von Jahr zu Jahr in größerem Grade die Theilnahme des Abendlandes erregte. Wie später für die moslemischen Kämpfer im Kaukasus, so ergriff auch im Griechen-Aufstande das gesammte gebildete Europa entschieden Partei für die „Epigonen" des classischen Volkes, wobei freilich mehr die deutsche Schulweisheit den Ausschlag gab als das thatsächliche Verhältniß zwischen Griechen und Osmanen. Zwar wird Niemand leugnen, daß die ersteren ihre guten Gründe gehabt haben mögen, sich der drückenden Herrschaft des Türkenthums zu entledigen, was aber die Art der Kriegführung selbst anbelangt, die in derselben begangenen Acte der Barbarei und Grausamkeit, so waren beide Theile der Streitenden einander vollkommen ebenbürtig.

Man verzeiht in dieser Richtung — und dies mit Recht — den Türken nie und nimmer ihr grausames Vorgehen auf der Insel Chios, die von den Schergen der Pforte geradezu entvölkert wurde. Damals floß das Blut, ohne Uebertreibung, „in Strömen". Es war aber kaum humaner gehandelt, als die Griechen erklärten, die türkische Einwohnerschaft Navarinos retten zu wollen, und zwar durch vorläufige Ueberschiffung auf das Eiland Sphakteria (dem bekannten Schauplatze von Byron's „Corsar"). Von dort sollten sie nach der Türkei überführt werden, als der Bischof

von Modon erklärte, diese Insel gehöre der Pforte und Griechenland habe auf ihr nichts zu suchen. Die Folge solch bedenklicher Geographie war, daß die ausgesetzten Türken (viele Hunderte) elend verhungerten.

Der griechische Zwischenfall sollte Sultan Mahmud's reformatorische Thätigkeit auf Jahre hinaus lähmen. Als seine eigenen Truppen nur geringe Erfolge erzielten, rief er seinen ägyptischen Statthalter Mohammed Aali zu Hilfe, und dieser, obwohl mit innerem Widerwillen, ließ zwanzigtausend Mann unter dem Befehle seines Sohnes Ibrahim Pascha in Morea landen (22. Februar 1825).

Kurz vorher hatte dieser seltene thatkräftige Mann die Wahabiten-Residenz Deraije mit Sturm genommen, dieselbe dem Erdboden gleich gemacht und den letzten König Abdallah gefesselt nach Kairo bringen lassen, von wo er nach Stambul geführt wurde, um als „Ketzer" im Serajhofe, wo die „Platane der Janitscharen" schattet, enthauptet zu werden. Nur ein Mann von der eisernen Willenskraft Ibrahim Paschas konnte die unsäglichen Schwierigkeiten eines Feldzuges bis in's Herz Arabiens erfolgreich überwinden. Sein Zug bis in's Innere von Kleinasien ist ein weiterer Beweis dieser seltenen Energie. Er war übrigens voller Sorge für Land und Volk, und dieser Eigenschaft verdankte Syrien während der ägyptischen Occupation eine vorübergehende Wohlhabenheit und Sicherheit der Person wie des Eigenthums.

Die bald hierauf erfolgte Convention von Akjerman (6. October 1826) setzte den Griechenschlächtereien vorläufig ein Ziel. Was Mahmud in der nun folgenden kurzen Pause anstrebte, das war die endgiltige Durchführung der Militär-Reform, mit der er seinerzeit so kläglich Schiffbruch gelitten hatte. Der Sultan war sich der großen Gefahr, in die er sich neuerdings stürzen wollte, wohl bewußt, aber die zwanzigtausend Mann, welche er nach den neuen Bestimmungen des „Muallem Ischkendj" (die

„exercirte Hand“) organisirt hatte, dünkten ihm diesmal eine sichere Gewähr des Erfolges, und so konnte er jene historische Parade provociren, die der Vorläufer zu dem blutigen Drama des Janitscharen-Massacres war.

Die Gründungsgeschichte und Organisation der Janitscharen dürfte wohl allgemein bekannt sein. Diese Elite-Truppe hatte durch Jahrhunderte an die Fahnen und Roßschweife der Osmaniden den Sieg geheftet. Der größte Stolz der Janitscharen waren ihre Kessel, welche ihnen die Standarten ersetzten. Mohammed II. führte dieselben zuerst ein, und zwar erhielt jede Abtheilung von zwanzig Mann einen solchen Kessel. Die Löffel trugen sie an den Mützen. Man pflegte die Kessel im Lager wie Trommeln in Pyramiden aufzubauen und war stolz auf diese Zier. Der Verlust eines solchen Kessels galt als nicht minder schmachvoll als bei den anderen Truppen der Verlust einer Standarte.

Obige militärische Schaustellung mit den neuen Truppen fand im Angesichte einer der Janitscharen-Kasernen statt, was diese alte, aber seit Jahrzehnten in Störrigkeit und Indisciplin verfallene einstige Elite-Truppe vollends erbitterte. Am Morgen des 15. Juli (1826) erschienen die Janitscharen, mehrere tausend Mann stark, auf dem Stambuler „Fleischplatz“ (Etmejdan), mit der Absicht, den Sultan zu entthronen und die alte Janitscharen-Herrlichkeit wieder einzuführen.

Welches Glück es war, in dieser gefährlichen Stunde einen so thatkräftigen Mann, wie Sultan Mahmud auf dem Chalifenthrone besessen zu haben, geht schon aus der Thatsache hervor, daß die Meuterer neben der Wiederherstellung ihrer Privilegien nichts Geringeres verlangten als die Niedermetzlung aller in Stambul weilenden Rajahs und Europäer, die Preisgebung ihrer Frauen und Töchter und die Pfählung zahlloser türkischer Würdenträger.

In solchen grausamen Prätensionen waren die Janitscharen jederzeit groß. Von Mohammed IV. (1655) verlangten sie

einmal die Köpfe von zwanzig Würdenträgern, die ihnen der bedrängte Sultan vor die Füße warf, um sein eigenes Leben zu retten. Auch einen Sultan, Osman II., der eine Mekka-Wallfahrt antreten wollte, erdrosselten die wilden Haufen. Nur Murad IV. wußte sie früher ein wenig zu bändigen. Dafür hatten jene die Ermordung des Sultans Mustapha I. auf dem Gewissen, sowie drei der Großwürdenträger Sultan Achmet's III. Die meisten Entthronungen seit Mustapha I. waren Werke der Janitscharen.

Den Janitscharen muß es auch diesmal um ihr Verlangen sehr ernst gewesen sein, denn abgesehen davon, daß man in einer ihrer Kasernen thatsächlich über hundert vorbereitete Pfähle, mit den Namen darauf, denen sie zugedacht waren, vorfand, drangen sie auch in der Nacht vor der Katastrophe in die Häuser mehrerer türkischer Großen ein, um sie grausam abzuschlachten und die Frauen ihrer Harems zu entehren.

Das Vorspiel zum Janitscharen-Massacre war ein dramatisch bewegtes. Während die Rebellen tumultuöse Auftritte inscenirten, landeten die Truppen des Sultans, namentlich zahlreiche Bostandschis und Topdschis, an den Landungstreppen des Serajs und placirten fünfundzwanzig Geschütze in einer Linie mit der äußern Serajmauer, welche vom Gestade des Marmara-Meeres bis zum Goldenen Horn zieht. Alle übrigen Truppen-Abtheilungen waren entsprechend vertheilt und man hätte zum Angriff schreiten können, wäre man der Volksmassen sicher gewesen. Mahmud griff in diesem entscheidenden Momente zu einem rationellen Mittel. Er ließ durch den gewonnenen Scheik-ül-Islam eine Fetwa proclamiren, worin die Janitscharen als Feinde des Reiches und des Glaubens erklärt wurden.

Dann entrollte man den Sandschak-Scherif, die „Fahne des Propheten", deren Anblick noch immer Wunder gewirkt hat. Zu Tausenden strömte das bewaffnete Volk auf den

Atmejdan, wo die Hauptmacht der kaiserlichen Truppen concentrirt war. Hier fand sich auch eine Janitscharen-Deputation ein, welche, trotz der drohenden Maßnahmen, kühn genug war, auf die früheren Forderungen zu bestehen, und nicht nur die Abschaffung des „Muallem Ischkendj“ verlangte, sondern auch die sofortige Hinrichtung mehrerer Großwürdenträger ... Diese freche Zumuthung ward mit einer allgemeinen Kanonade beantwortet, der ein Blutbad unerhörter Art folgte, in welchem binnen wenigen Stunden viertausend Janitscharen ihren Tod fanden.

Noch am selben Tage, am 16. Juni, ritt der siegreiche Sultan zum Dankgebete in die Aja Sofia, um hierauf ein weiteres Blutgericht zu halten. Er befahl nämlich, alle noch aufgegriffenen Janitscharen zu erdrosseln und in's Marmara-Meer zu werfen, alle jene Zünfte, welche es mit den Meuterern hielten, wie die Tulumbadschis (Feuerlöschmänner) und Hamals (Lastträger), theils hinzurichten, theils nach Kleinasien zu verbannen, und schließlich den gleichzeitig mit der Janitscharen-Truppe gegründeten Orden der Bektasch-Derwische aufzulösen und seine Mitglieder gleichfalls in's Innere von Kleinasien zu verbannen. Daß Mahmud nicht immer frei von verrätherischen Handlungen war, das beweist die Thatsache, daß er den emigrirenden Bektaschis nachsetzen und mehrere Hundert von ihnen auf dem Wege nach Kutahija erdrosseln ließ. Solch' grausam energisches Vorgehen fand freilich seine böse Nachwirkung im Volke selbst, dem des kostbaren Blutes genug geflossen schien. Es erfolgten Tumulte, Brandlegungen u. dgl. Mahmud erwiderte aber jede derartige Demonstration mit noch strengeren Gegenmitteln, und so kam es nach einiger Zeit, daß der Sultan bald hierauf allein durch die Gassen Stambuls wandeln konnte, ohne sein Leben zu gefährden ... Es war ein furchtbares Werk, das er vollbracht. Vierzigtausend Janitscharen waren vernichtet, erdrosselt, ertränkt, verbannt — in alle Winde gejagt. Ihre Kasernen lagen in Trümmern, ihr Schrecken war

verschwunden wie ein böses Phantom, ihre Gewaltherrschaft nach kurzem Kampfe auf ewig gebrochen. Sultan Mahmud aber hatte freie Hand zur Verwirklichung seiner Reformpläne.

Diese Freiheit war gleichwohl nur eine illusorische. Griechenland kam nicht zur Ruhe, und da Mahmud in dieser Richtung nicht nachgeben konnte, auch nicht im Sinne des am 6. Juli 1826 zu London zustande gekommenen Protokolls, so kam es zu jenem, in der Geschichte einzig dastehenden Fall, der an dem Namen „Navarino“ haftet. Mitten im Frieden vernichteten die vereinigten englisch-russisch-französischen Geschwader unter dem Befehle des Admirals Codrington in dem genannten Hafen die türkisch-ägyptische Flotte, nachdem man diese in die Falle gelockt hatte (22. October 1827). Das war zu viel für den ohnedies schwer geprüften Sultan. In seiner ersten grenzenlosen Verzweiflung, welche sich mit einem intensiven Rachegefühl vereinigte, dachte der Sultan nicht Geringeres, als die Niedermetzlung sämmtlicher Christen in Constantinopel anzubefehlen. Oesterreichs und Preußens Gesandte verhinderten dieses entsetzliche Vorhaben des halb wahnsinnigen Chalifen, dessen Ausführung dem ottomanischen Reiche in Europa wahrscheinlich den Untergang bereitet hätte. Er beruhigte sich, erklärte aber gleichwohl den Gesandten der alliirten Mächte, daß er ihre Anwesenheit am Goldenen Horn für überflüssig erachte. So reisten diese am 3. November ab, und wenige Wochen hierauf erließ der Sultan einen Hat, mittelst welchem er alle waffenfähigen Osmanen unter die Fahnen berief.*) Auch ließ er den Bos-

*) Der fragliche Hat enthielt unter Anderem: „Die vereinigten Geschwader der Mächte liefen als Freunde in den Hafen (von Navarino) ein, um dann plötzlich mit dem schwärzesten Verrath einen vereinigten Angriff auf die osmanische Flotte zu machen. Aber wenn sie auch alle nach dem bekannten Satze: das Heidenthum bildet nur eine Nation, sich gegen uns verbünden — so werden auch wir uns, im Vertrauen auf unsern heiligen Propheten, bewaffnet Mann für Mann erheben und für unsern Glauben unter seiner Fahne kämpfen.“

porus und die Dardanellen sperren und wies alle Russen, Franzosen und Engländer aus Constantinopel aus. Am 26. April 1828 endlich erfolgte die Kriegserklärung seitens Rußlands, das 180.000 Mann unter Fürst Wittgenstein in die Donauprovinzen und 70.000 Mann unter Paskiewitsch in Armenien einmarschiren ließ.

Die Resultate dieses langwierigen Krieges waren für den Sultan gleichfalls höchst betrübende. Neben den, für Rußland so günstigen Stipulationen des Vertrages von Adrianopel (14. September 1829) mußte die Pforte auch in die Abtrennung Griechenlands vom Gesammtreiche einwilligen und dasselbe als selbstständiges Königreich anerkennen. Diese schweren Opfer wären aber noch immer zu verschmerzen gewesen, würden die Verhältnisse im Innern selbst nur annähernd acceptable gewesen sein. Aber gerade jetzt, wo sich nach so schweren Prüfungen wieder Gelegenheit ergab, das mehrfach begonnene und immer wieder zerstörte Reformwerk weiterzuführen, brach das Chaos in den Provinzen erst vollends los. In Bosnien erhob der Schwärmer Hussein Aga aus der Berbir die Fahne des Aufruhrs, um gegen Constantinopel zu ziehen und den Sultan zu stürzen, der so viel Unheil über das Reich gebracht hatte. In Albanien war es Mustapha Buschatli, Pascha von Scutari, der mit den bosnischen Rebellen conspirirte. Auch in Rumelien und Macedonien erhoben die geschmälerten Feudalherren ihr Haupt, während es in der asiatischen Türkei beinahe keinen Statthalter gab, der nicht seine eigenen Wege gegangen wäre. In Aleppo veranstalteten die exilirten Janitscharen eine Erhebung, in Damascus, schaltete der dortige Pascha als souveräner Gebieter, während Daud Pascha von Bagdad, trotz Pest und Unglück an allen Ecken und Enden in seiner Satrapie, sich unabhängig erklärte. Auch der Statthalter von Wan ging seine eigenen Wege . . . Das war das Terrain, auf welchem Mahmud seine Reformen verwirklichen hätte sollen; ungünstigere Vorbedingungen zu solchem

Werke vermöchte selbst die erfinderischste Phantasie nicht zu ersinnen.

Zu allem Unglücke trat nun auch Mohammed Aali wieder auf die orientalische Schaubühne. Dem maßlosen Steuerdrucke, der auf der Bevölkerung Aegyptens lastete, wollten sich etwa 18.000 Fellahs entziehen, indem sie nach Syrien emigrirten. Es war dieser Auszug zweifellos ein sichtbares Zeichen der Gewaltwirthschaft, wie sie im Pharaonen-Lande platzgegriffen hatte, und das konnte Mohammed Aali keineswegs angenehm sein. Er reclamirte seine Unterthanen von Abdallah, Pascha von Acre doch erhielt er von diesem die etwas kurz angebundene Antwort, daß die Aegypter ja Unterthanen des Sultans und nicht die seines Statthalters in diesem Lande seien, ein Auslieferungs-Verlangen seitens Mohammed Aali's sonach eine kühne Anmaßung genannt werden müsse. Der beleidigte Satrap ließ aber dem Pascha melden, er werde sich die 18.000 Sklaven „und noch einen dazu" selbst holen.

Kurz hierauf kam es zum Kriege (1832), in welchem die Pforte äußerst unglücklich kämpfte. Ihre Truppen wurden von Ibrahim Pascha, dem Sohne Mohammed Aali's, zuerst bei Acre und Damascus geschlagen, später bei Homs in Mittel-Syrien vollends zersprengt und nach einem letzten Gefechte im Beilan-Gebirge (ganz im Norden Syriens, wo sich der Golf von Issus öffnet) über den Taurus zurückgeworfen. Damit nicht zufrieden, überschritt Ibrahim Pascha, trotz des mäligen Eintrittes der schlechtern Jahreszeit, den cilicischen Taurus, um das herbeigeeilte Heer Reschid Paschas bei Konja, der alten Seldschukiden-Residenz, gründlich auf's Haupt zu schlagen . . . Diese unerwarteten Erfolge des energischen Feldherrn bestimmten Sultan Mahmud auf diplomatischem Wege die Intervention der Mächte zu erwirken. Als mit solchen Mitteln nichts auszurichten war, ging der stolze Chalif auf den schon früher gestellten, etwas demüthigenden Antrag des Czars Nikolaus ein, ihm ein Hilfscorps

zu senden, und am 20. Februar 1833 ging ein russisches Geschwader bei Bujukdere vor Anker ... Kurz vorher noch hatten sich England und Frankreich durch ihre Vertreter am Goldenen Horn vielfach bemüht, den Sultan zu bewegen, nicht Rußlands Hilfe anzurufen, da sich Alles auf diplomatischem Wege ordnen lassen werde. Thatsächlich war auch eine diplomatische Intervention geglückt, aber ihr Vollbringer war — ein Russe, der General Murawieff, der mittlerweile zu Alexandrien die Concession erwirkte, daß Ibrahim Pascha den Befehl zum Einstellen des Vormarsches zugestellt erhielt ... Von Kutahija aus meldete Ibrahim Pascha der Pforte den Entschluß seines Vaters und gab gleichzeitig zu wissen, daß er ermächtigt sei, Unterhandlungen anzuknüpfen. Murawieff's Triumph war kein vollständiger, denn der stolze und herrschsüchtige ägyptische General zeigte wenig Lust, die Propositionen der Mächte zu acceptiren; als aber zwanzigtausend Russen bei Unkchiar-Skelessi auf der asiatischen Seite des Bosporus ein Lager bezogen, gelangten die Unterhandlungen gleichwohl zum Abschluß. Am 4. Mai ward ein Vertrag unterzeichnet, demzufolge Mohammed Aali zwar Vasall der Pforte bleiben, dafür aber ganz Syrien unter seiner Herrschaft behalten sollte. Hierauf verließ Ibrahim Kleinasien und das russische Hilfsheer den Bosporus, letzteres erst dann, nachdem Graf Orloff am 8. Juli mit der Pforte einen Vertrag auf die Dauer von zehn Jahren abgeschlossen hatte.

Siebenundzwanzig Jahre saß Mahmud bereits auf dem Throne des osmanischen Chalifats und keine glückliche Stunde wollte sich zu Gunsten seiner Strebungen einstellen. Kampf nach außen, Kampf im Innern, hartnäckiger — wenn auch passiver — Widerstand aller staatlichen Elemente gegenüber jedem Versuche, der Türkei auch nur den leisesten Anstrich von europäischer Civilisation zu verschaffen: mit einem Worte, Widerwille in allen Ständen, in allen Schichten der Bevölkerung gegen Zumuthungen reformatorischer Natur. Eine andere Generation

war seit den ersten Regierungsjahren Sultan Mahmud's herangewachsen, aber in ihr lagen keineswegs die Keime zu neuem Gedeihen. Mahmud's Mißgeschick bleibt symbolisch für jeden Reformschritt in der Türkei: ohnmächtiger Kampf gegen uralte Gewohnheiten, religiöses Vorurtheil und grenzenloser Hochmuth, der der türkischen Race wie keiner andern des Orientes eigen.

Nach den gemachten Erfahrungen kann es uns somit gar nicht wundern, wenn wir, nach kaum überstandenem Kriege mit dem Aegypter, neuerdings Unruhen im Innern ausbrechen sehen. Es gehörte eine Engelsgeduld dazu, alle diese Zwischenfälle auf die Dauer ungebrochen zu ertragen. Und Sultan Mahmud hat sie ertragen. Als man im Jahre 1835 in Constantinopel eine, auf das Leben des Sultans abzielende Verschwörung entdeckte, ließ dieser zahllose compromittirte Persönlichkeiten (und vielleicht auch Unschuldige, wie dies schon im Oriente üblich) schonungslos hinrichten. Auch zwei Jahre später wurde ein ähnliches Complot im Keime erstickt und der Sultan ging mit der scheinbar größten Gemüthsruhe an allerlei Verbesserungen. . . Aber was konnten diese nach einem verlorenen Leben fruchten! Was sollte es mit den schwachen Anfängen, indem Mahmud eine öffentliche französische Sprachschule gründete, Beamten-Examen einführte und die Würde des Großveziers abschaffte, um sie durch einen „Premier-Minister" zu ersetzen? Aehnliche Spielereien haben wir erst kürzlich erlebt, und doch sind seit jener Zeit bis auf den Tag mehr denn vierzig Jahre verstrichen, ohne daß das ottomanische Volk auch nur um die Breite eines Haares fortgeschritten wäre. Fest, wie ein Titanenwerk, wurzelt der Conservatismus im islamitischen Volke der Osmanen. Die gesellschaftlichen Einrichtungen sind unzerstörbar, die Kundgebungen des abendländischen Culturlebens unfaßbar für die Weltanschauung eines Volksstammes, der zwar seine Nomadenzelte bei Zeiten verließ, in seiner Lebensweise aber factisch Nomade geblieben ist. Man könnte geradezu glauben, das Gehirn des Türken sei anders

organisirt wie das anderer Menschen; denn nichts, was die Individuen der Culturvölker erhebt, verfängt bei jenem; nichts, was der einfachste Abendländer als nützlich oder brauchbar, sei's auch nur auf geistigem Gebiete, anerkennt, findet den Beifall des Türken. . . Die Arbeit ist ihm überflüssige Plage, die Wissenschaft ein Humbug, die Kunst eine Ketzerei, Welt-, Länder- und Menschenkenntniß ein überflüssiger Ballast. Ein europäischer Forschungsreisender gilt den Osmanen als ein Verrückter, und da ihre geschichtlichen Traditionen nur bis auf Osman, höchstens bis auf Seldschuk zurückreichen, so besitzt er keine blasse Ahnung von dem viel tausendjährigen Culturprocesse, von dem Werden und Verschwinden der Völker und von den Fluctuationen des gesammten Geisteslebens auf dem Erdballe. . . Nur ein asiatischer Optimist vom Schlage Mahmud's konnte bei solchen Thatsachen Hoffnungen auf ein imaginäres Reformwerk setzen.

Auch in Aegypten sollte das Abendland in den Nachfolgern Mohammed Aali's eclatante Beweise erhalten, wie man im Oriente reformirt. Schon der Enkel Mohammed Aali's, Abbas (ein Sohn Tussun Paschas), zeichnete sich nur durch unerhörte Grausamkeiten aus, namentlich durch die hinterlistige Vergiftung zahlreicher Mamluken und Ertränkung ihrer Frauen im Nil. Ein anderer wieder, wie Saïd, ließ bei Alexandrien die ersten gezogenen Kanonen probiren, indem er in die Felder schießen ließ, wo die Fellahs bei der Arbeit waren. Saïd bildete sich auf seine Kenntniß abendländischer Zustände viel ein, war aber im Uebrigen ein Volksbedrücker der schlimmsten Sorte. Zuletzt kam Ismaïl an die Reihe, das ägyptische Volk zu beglücken. Unter ihm nahm die Erpressung solche Dimensionen an, daß man den Weibern die Ringe aus den Ohren und die Kupfergeschirre aus den Küchen wegnahm. In Europa fand man es zwar sehr lobenswerth, daß Ismaïl kostbare Theater erbauen ließ und glänzende Ballfeste gab, man übersah aber dort, wie man zu solchen Lustbarkeiten sich Geld verschaffte. Im Jahre 1869 trug sich folgender unerhörter Fall

zu. Man decretirte, daß alle Armen Getreide im Ueberflusse erhalten sollten, wenn sie zwei Piaster erlegen würden. Tausende und Tausende kamen dieser Aufforderung nach, nachdem man aber ihr Geld besaß, kümmerte sich Niemand mehr um die Aermsten. . . Mit Recht sagt ein deutscher Forscher von Aegypten: „Das ist das Land, wo einst Pythagoras und Plato sich aufhielten, um aus einer Wissenschaft zu schöpfen, deren unendliche Ueberlegenheit damals nicht zu bezweifeln war.“

Noch in seinen letzten Lebensjahren sollte Sultan Mahmud seine Bestrebungen allenthalben scheitern sehen. Im Jahre 1836 brach in Bosnien eine neue Empörung aus, die unsägliche Opfer kostete, während die depossedirten Feudalherren Kleinasiens an allen Ecken und Enden conspirirten, wobei sie von der Provinzbureaukratie noch indirecte unterstützt wurden, da auch diesen jede Reform ein Gräuel war. Alle Decrete der Pforte an diese letzteren wanderten unter das „Minder“ (Sitzpolster), dem eigentlichen und einzigen Archive eines türkischen Beamten. . . Im Jahre 1838 regte sich nun auch Mohammed Ali wieder. Es kam im darauffolgenden Jahre zum Kriege, in welchem sich die Türken bei Nisib (24. Juni 1839) eine ihrer blutigsten Niederlagen holten. Der jetzige Feldmarschall Graf Moltke befand sich damals in der Suite des türkischen Commandanten Hafiz Pascha und gab ihm den Rathschlag, eine andere Position (hinter dem Euphratflusse, statt vor demselben) zu wählen — vergebens, und so brach das Verhängniß herein. Die Deroute artete in eine solche Panique aus, daß weit bis nach Kurdistan hinauf und nach Anatolien die Kunde von Ibrahim Paschas Sieg, gleich einer Schreckensnachricht, sich wie ein Lauffeuer verbreitete. Aber Sultan Mahmud selbst erhielt von dieser Katastrophe keine Kunde mehr, denn nur eine Woche später (am 1. Juli) schloß er sein reichbewegtes Leben ab. Er starb an Delirium tremens und es wird behauptet, daß er zuletzt „fast den reinen Spiritus soff“. . . Sein politisches Testament aber, das er hinterließ, war die Basis zu

der Reformbewegung, welche unter seinen beiden Söhnen, den Sultanen Abdul Medschid und Abdul Aziz, neuerdings vor sich ging, freilich mit gleich bescheidenem Erfolge wie alle Versuche und Unternehmungen innerhalb der zweiunddreißigjährigen Regierungs-Epoche des heimgegangenen Reformers Mahmud. . . .

2. Die beiden Söhne Sultan Mahmud's II.

Der Uebergang der Herrschaft von Mahmud auf Abdul Medschid war an sich ein Rückschritt. Zwar besaß der neue Chalife der Osmanen viele gute Eigenschaften, die im Laufe der Zeit noch mehr zum Ausdrucke gelangten, zum Herrscher im bessern Sinne des Wortes, zum energischen Reformiren aber war der Sohn des heimgegangenen Sultans viel zu schwach. Es ist daher nicht zu wundern, daß es dem alten, ränkesüchtigen und reactionär gesinnten Khosrew Pascha ein Leichtes war, die Regierung in ein mehr conservatives Fahrwasser zu leiten. Der neue Sultan war erst sechzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er nahm aber das bedeutsame Ereigniß gleichwohl höchst kalt und gleichgiltig auf, als liege gar nichts so Wichtiges in dem Antritte einer Herrschaft, die ein Ländergebiet von etwa 30.000 Quadrat-Meilen umfaßte und sich über drei Erdtheile erstreckte.

Die äußeren Vorfallenheiten unter dem neuen osmanischen Regenten spielten sich ungestört fort. Wenigstens blieb die Lage im Innern unverändert; ja, das Unheil, welches der Aegypter bisher angerichtet hatte, ward durch die Treulosigkeit des Kapudan-Pascha Achmed Fezy Pascha noch vergrößert. Mit acht Linienschiffen, elf Fregatten und mehreren kleinen Kriegsfahrzeugen fuhr der Verräther, der mit Mohammed Aali sympathisirte, directe von seiner Station in den Dardanellen nach Alexandrien, um

diesem iposante Flotte seinem Freunde zu übergeben (14. Juli 1839). Das weitere hochmüthige Verfahren des Aegypters hat gleichwohl wenig gefruchtet, da die Mächte sich in's Mittel legten und durch die Londoner Beschlüsse vom 15. Juli 1840 Oesterreich, Preußen, England und Rußland sich für bereit erklärten, die energischsten Maßregeln zu ergreifen, um Mohammed Aali zur Raison zu bringen. Die weiteste Concession, welche hierbei im Verein mit der Pforte gemacht wurde, war die, daß Mohammed Aali die Verwaltung Aegyptens erblich, die Verwaltung von Syrien aber nur lebenslänglich führen, dafür aber Arabien Nord-Syrien (Adana) und Kandia räumen und die Flotte ausliefern sollte. Da sich Mohammed Aali bestimmt fühlte, diese Bedingungen nicht anzunehmen, wurde gemeinsam eingeschritten. Mohammed Aali wurde abgesetzt und an seine Stelle Ized Mohammed zum Statthalter ernannt; gleichzeitig bombardirte die britische Flotte Beirut, während österreichische und englische Landungstruppen Saïda erstürmten. Später erlitt Mohammed Aali mehrere Niederlagen hintereinander und das Endergebniß der Campagne war, daß man auf die ursprünglich gestellten Bedingungen zurückkam, mit der alleinigen Ausnahme hinsichtlich Syriens. Diese Provinz fiel am 10. Juni 1841, nachdem sie beinahe ein Jahrzehnt unter ägyptischer Herrschaft gestanden, wieder an die Pforte zurück.

Im Allgemeinen war Abdul Medschid in Bezug auf die äußere und innere Lage seines Reiches besser daran als sein Vorgänger. So konnte er denn auch in aller Form öffentlich seinen Reformbestrebungen Ausdruck geben, und dies geschah durch die Kundmachung des vielgenannten Reform-Fermans, der unter dem Namen Hati-Scherif von Gülhane eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Er bezeichnet den eigentlichen Wendepunkt in der modernen Geschichte der Türkei. Er ist der Archimedische Punkt, an welchem die abendländische Diplomatie im jahrzehntelangen Kampfe immer wieder ihre Hebel

ansetzte, um die asiatische Barbarei, von der das Osmanen-Reich durchtränkt war, auszuheben. Er war und blieb die Basis zu allen weiteren Fortschrittsbestrebungen — freilich nur in der Theorie, denn praktisch hatte dieser Hat niemals seine Verwirklichung erfahren.

Der Urheber dieses reformatorischen Schrittes war übrigens nicht der Sultan selbst, sondern Reschid Pascha. Er war das damalige Haupt der Reform-Partei und stand mit dem alter ego der Alttürken, dem mißgünstigen und intriguanten Khosrew Pascha, auf ziemlich gespanntem Fuße. Khosrew stand bereits im Alter von 80 Jahren, in welchem es einem Türken allerdings etwas schwer fallen muß, seinen langjährigen Grundsätzen zu entsagen. Eigentlich reformfeindlich war Khosrew keinesfalls: ja, in militärischer Beziehung hatte er seinem frühern Gebieter seinen Arm niemals versagt. Aber eine neue Umgebung, eine neue Generation und vollends neue Zeitläufe machten den alten Intriguanten mißtrauisch und widerhaarig, und so konnte auf seine Mitwirkung nur bedingt gerechnet werden. Im Volke, bei dem er wegen eines Gebrechens an einem seiner Beine den Spitznamen „Tapal Pascha“ (der lahme Pascha) führte, war er ziemlich beliebt: mehr noch bei den Paschas, deren er in der langen Zeit seines Amtes über hundert ernannt haben soll. Er war übrigens der Vorgänger Mohammed Aali's in der Statthalterstelle von Aegypten.

Die zweite Stütze der Reform-Partei war Halil Pascha. Er war ein Schwiegersohn Sultan Mahmud's, dessen liberalen Gesinnungen er es zu verdanken hatte, daß sein erstgeborener Sohn (als Kind einer Sultana) nicht, wie bisher üblich, gleich bei der Geburt aus der Welt geschafft wurde. Halil war von mamlukischer Abkunft und von Khosrew adoptirt worden. Von großer Energie und unleugbarer Reformfreundlichkeit, besaß er gleichwohl den bösen Fehler der — Doppelzüngigkeit, wodurch er höhern Orts wesentlich am Vertrauen einbüßte. Im Uebrigen

aber blieb er jederzeit ein ergebener Diener Khosrew's . . . Die Hauptstütze der Reform-Partei war, wie schon erwähnt, Reschid Pascha. In Europa erzogen, machte er kein Geheimniß aus seinen aufgeklärten Ansichten. Zur Zeit des Thronwechsels befand er sich auf dem Gesandtenposten in Paris.

Seine Rückberufung nach Stambul hatte unmittelbar die oben erwähnte Proclamirung des Hati-Scherif zur Folge. Es war ein mit großem Pompe und ernster Feierlichkeit inscenirter Staatsact. Im Kiosk Gülhane (Rosenhaus), in den Gärten des Serajs,*) sah der von Diamanten strahlende Großherr am Fenster des Saales der Ceremonie zu. Ein rothseidener Beutel, der die kostbare Urkunde enthielt, wurde von dem gnädigen Sultan dem auf der Tribüne harrenden Reschid Pascha zugesendet. Allseitiges Verbeugen und feierliche Stille. Rings im Kreise standen das diplomatische Corps, die Großwürdenträger der Pforte, sowie Delegirte aller Confessionen. Dann verlas

*) Das sogenannte neue „Seraj" (zum Unterschiede vom „alten" Seraj auf der Scheitelfläche des dritten Hügels) wurde vom Sultan Mohammed II. auf der Landzunge östlich der Aja Sofia errichtet. Es ist eine kleine Stadt für sich, so zahlreich sind die verschiedenen Bauten und so bedeutend ist die Bodenfläche, den diese einnehmen. Hier befindet sich auch die „Hohe Pforte", welche dem osmanischen Reiche den Namen gegeben hat. Durch den plumpen Pavillon, den sie bildet, gelangt man in den ersten Serajhof, der nichts Merkwürdiges besitzt. Der Gang, welcher in den zweiten Hof führt, war die gewöhnliche Hinrichtungsstätte in Ungnade gefallener Würdenträger. Der Hof selbst ist rasengeschmückt und ringsum laufen bleigedeckte Marmor-Arkaden, hinter denen sich verschiedene Räumlichkeiten, wie: die Divans, die Schatzkammer u. s. w. befinden. Im dritten Hofe endlich erheben sich die Paläste und Kioske der verschiedenen Sultane. Die Pforte, die in diesen Hofraum führt, heißt das „Thor der Glückseligkeit" und darf ohne besondern Ferman nicht passirt werden. Seit Selim's III. Ermordung ist indeß das Seraj nicht mehr Residenz, sondern die verschiedenen Prachtschlösser am Bosporus, wie Dolmabagtsche, Tscheraghan, Beylenbey &c. . . .

Reschid den Inhalt des Hats, der unter zahllosen schönen Dingen unter anderen die Hauptbestimmungen enthielt: Gleichheit aller Nationen und Confessionen vor dem Gesetze, Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums, Steuer-Regulirung, rationelle Finanz-Reform, Abschaffung der so beliebten Beschlagnahme des Vermögens und Besitzes und Abschaffung des bisherigen Mißbrauches, Todesurtheile ohne richterliches Erkenntniß u. s. w. Ungeheurer Jubel, freudige Stimmung, Hoffnungen und Glückwünsche, schließlich Kanonendonner und rauschende Festlichkeiten waren die weiteren spontanen Kundgebungen zu Ehre dieses wichtigen Actes. Der Hati-Scherif ist aber seit vierzig Jahren ein todter Buchstabe geblieben. . .

Was es mit dem Reform-Talent der Osmanen für ein Bewandtniß hatte, das bewiesen bereits die nächsten Jahre bis und inclusive des Krim-Krieges. Zwar hatte Rußland den letztern provocirt, aber handelte Rußland für seinen Theil eigenmächtig, so war andererseits die Türkei keineswegs der riesigen Opfer an Gut und Blut würdig, welche die Jahre 1855—1856 verschlangen. Vollends eine Täuschung schlimmster Art war die Aufnahme der Türkei durch den Pariser Frieden in das sogenannte „europäische Concert". Die Pforte spielte hierbei zweifellos das elendste Instrument, und liegt der Beweis hierfür in der Thatsache, daß noch im selben Jahre ein zweiter Reform-Hat, der Hati-Humajun, dem eigensinnig gewordenen Sultan abgerungen werden mußte. Welches Entsetzen durchlief damals die osmanische Gesellschaft und das Volk, als sie vernahmen, daß von nun an die Gjaurs ihren Religionscult frei ausüben, in den Staatsämtern Aufnahme finden und kein Glaubenswechsel mehr bestraft werden sollte! Daß diese Biederen erklärten, nun sei der Untergang des Osmanen-Reiches besiegelt, beweist nur, wie Reformen im Oriente aufgefaßt werden. Der Hati-Humajun hat indeß keine bösen Folgen für die Rechtgläubigen gehabt — es blieb Alles beim Alten. Im Gegen-

theile, die Rajah bekam nun erst recht die Ueberlegenheit der Race (trotz Hats, Diplomaten-Conferenzen und langen Noten) zu fühlen, und mehrere in Kraft getretene Neuerungen (wie die Medschlissis — Verwaltungsämter) wurden nur zu Gunsten der Mohammedaner ausgenützt.

Um diese Zeit ging es auch mit dem Sultan rapid herab. Neben wahnsinniger Verschwendung war der erst in den Dreißiger Jahren stehende Großherr in Folge seiner Ausschweifungen vollkommen gebrochen, abgelebt, blödsinnig. Um die Regierungsgeschäfte kümmerte er sich so gut wie gar nicht und mälig griffen wieder Steuerbedrückung, Corruption, Eunuchenherrschaft, sinnloser Stellenwechsel in den Provinzen und dergleichen mehr um sich. Sonderbarer Weise huldigte man auch im Kreise der Ulemas diesem Treiben nicht und sie stifteten eine Conspiration an, um Abdul Medschid zu entthronen. Der Anschlag kam indeß an den Tag, und daß den Verschwörern nichts zu Leide geschah, war lediglich auf Rechnung des lebensmüden Padischah zu setzen, der zu gutmüthig und apathisch war, um Blut vergießen zu lassen. Dieselbe, aber etwas bedenklichere Apathie bewies er gegenüber den Maronitenschlächtereien im Libanon, die zu der bekannten Einmengung Kaiser Napoleon's III. führten, dessen Truppen das Land besetzten — oder vielmehr die rauchenden Trümmer seiner Städte und Dörfer und die Grabstätten der hingeschlachteten Christen. Auch in Albanien und der Herzegowina kam es bald hierauf zu blutigen Empörungen, die den Sultan gar nicht zu berühren schienen. Er starb am 25. Juni 1861, nachdem er sein 38. Lebensjahr noch nicht überschritten hatte . . .

Ueber Sultan Abdul Aziz, der nun den Chalifenthron am Goldenen Horn bestieg, können wir uns kurz halten. Die folgenden Abschnitte aus der jüngsten Geschichte der Türkei werden uns nur zu oft Gelegenheit geben, in ausführlicher Weise von den Ereignissen während der höchst traurigen Regierungs-

epoche des zweiten Sohnes Mahmud's zu berichten. So viel steht fest, daß, wie der Uebergang von Mahmud auf Abdul Medschid, derjenige von Abdul Medschid auf Abdul Aziz ein entschiedener Rückschritt war. Vollends die Art des ersten Auftretens seitens des neuen Sultans sollte darthun, daß Alles bisher im reformatorischen Sinne Unternommene nutzloser Zeitvertreib war.

Abdul Aziz war schon als Thronfolger ein entschiedener Alttürke und seine ganze Umgebung bestand nur aus Anhängern des guten, alten Regimes, unter welchem das ottomanische Reich Jahrhunderte des Glanzes erlebte. Daß es mit der bloßen Gesinnung (ohne entsprechende Thaten) nicht abgethan war, wollten die getreuen Räthe Abdul Aziz' freilich nicht begreifen. Aber in Wirklichkeit war es ihnen auch gar nicht um die Wiederherstellung des frühern Machteinflusses der Pforte zu thun, sondern lediglich nur darum, dem verhaßten Abendlande ostentativ den Rücken zu kehren ... Und das in einer Zeit, wo man die Türkei in das „europäische Concert" aufgenommen hatte und somit seitens der Pforte verpflichtet war, solcher Ehre sich verdient zu machen.

Man kann nicht sagen, daß Abdul Aziz nicht die Qualitäten zu einem guten Regenten gehabt hätte; aber sein blinder Haß gegen alles Europäische verblendete ihn derart, daß die folgenden Ereignisse kaum Wunder nehmen konnten. Die Entfernung des freisinnigen Mehemet Kibrisli und die Berufung des Christenfressers Namyk Pascha (von der Metzelei zu Djedda her im Abendlande wohl bekannt) waren die ersten Symptome der Reaction am Goldenen Horn. Dann begann Abdul Aziz seine Armee zu „reformiren", indem er eine — neue Adjustirungsvorschrift schuf und sich weiters mit Plänen trug, die nichts Geringeres enthielten als einen allgemeinen Glaubenskrieg gegen das gesammte Europa, obgleich es den Generalen des Sultans nicht gelingen wollte, das kleine Monte=

negro zu bezwingen. Der Mann war also offenbar nicht auf der Höhe der Situation und seine ersten Maßnahmen waren vollkommen darnach, das Reich total zu ruiniren.

Dazu kam, daß der Sultan die verhältnißmäßig kleine Staatsschuld, welche das Regime seines Vorgängers hervorgerufen (15 Millionen Pfd. Sterl.), gleich zu Beginn nicht unwesentlich erhöhte, und nun fort und fort, bis jener ungeheure Schuldenberg von drei Milliarden zusammenkam, der die Türkei, ganz abgesehen von allen anderen Zwischenfällen, erdrücken mußte. Die verrätherischen Absichten, welche Abdul Aziz hinsichtlich der bestehenden Thronfolge-Ordnung im Hause Osman hegte, sind bekannt. Nicht Murad, der älteste Sohn Abdul Medschid's, sondern Jussuf Izzeddin, der Erstgeborene des regierenden Sultans, sollte den Chalifenthron nach des Letztern Ableben besteigen. Die Angelegenheit war, wenn auch nicht gediehen, so doch discutirt, und namentlich der berüchtigte Großvezier, Mahmud Nedim, auf den wir noch des Weitern zurückkommen werden, unterstützte die Absichten seines Gebieters auf das thatkräftigste. Auch hatte man einen Precedenzfall geschaffen, indem man dem Drängen Ismaïl Paschas von Aegypten, die, im Jahre 1840 durch die Mächte geschaffene Thronfolge-Ordnung (nach dem Seniorat) umzuändern, nachgab und die Erbfolge in directer Linie zuließ. Auf diese Weise hatte der eigentliche Thronfolger Aegyptens, Mustapha Fazyl Pascha, sein Recht eingebüßt und im Auslande, und theilweise auch am Goldenen Horn, nach vorausgegangenem Proteste, eine andere Rolle übernommen — die, als Haupt einer neugeschaffenen Partei, der sogenannten „Jeune Turquie“.

Was Abdul Aziz im ersten Decennium seiner Regierung vor dem drohenden Verderben rettete, das waren seine beiden tüchtigsten Würdenträger, Ali Pascha und Fuad Pascha, Beide glänzende Sterne am türkischen Himmel. Ueber sie werden wir noch umständlicher zu berichten haben. Als auch diese

Männer mit Tod abgegangen waren, brach das Chaos los; anfangs unbeachtet, bis die Mißwirthschaft immer mehr und mehr zu Tage trat und die europäische Diplomatie mälig Einblick in die verzweifelte Situation erhielt. Wie nie zuvor, hatte sich unter dem Großvezierate Mahmud Nedim's die Gewaltthätigkeit, die Corruption, Bestechung, Denunciation, finanzieller Schwindel und Lug und Trug in allen Formen und Gestalten an's Tageslicht emporgearbeitet. Dabei wuchs die Habsucht des Sultans von Jahr zu Jahr, die Provinzen wurden unbarmherzig ausgesogen, die christliche Bevölkerung allerorts grausamster Behandlung unterworfen und schließlich sogar in dem Christenquartier Constantinopels Tag für Tag Scandale provocirt. Nur eine Seele gab es damals in Constantinopel, der solches Treiben großen Gewinn brachte, und diese „wohnte in der Brust" des russischen Botschafters Ignatieff. Sein und seines nordischen Gebieters Zweck war erreicht — die Türkei stand am Rande des Abgrundes. Ein furchtbares, mehrjähriges Gewitter entlud sich über dem osmanischen Oriente, ein Sturm, welcher Sultane vom Throne fegte, Kriege, die Hunderttausende als Opfer verschlangen und furchtbares Elend an allen Ecken und Enden! . . Schade, daß Abdul Aziz das Ende der Schrecken nicht erlebt; er würde mit Grausen gesehen haben, welche Früchte sein Haß gegen Europa, sein Hochmuth, dieses Europa zu demüthigen, gezeitigt hat . . .



II.

Die Jung-Türkei.



1. Vorgeschichte.

Die jungtürkische Partei, welche seit mehr als anderthalb Decennien die abendländischen Kreise beschäftigt und ihr in diesen eine gewisse Bedeutung verschafft hat, ist eine jener Täuschungen, die dem Orient allenthalben anhaften. In der Meinung, man habe es hier mit einer Institution zu thun, deren ganze Organisation auf eine Festhaltung oder Verwirklichung reformatorischer Ideen hinausläuft, stellte sich das Abendland unter dem Begriffe „Jeune Turquie" eine geschlossene Phalanx nach Freiheit und Aufklärung ringender Sturmläufer der osmanischen Gesellschaft vor. Der Löwenantheil solch' guter Meinung fällt zweifellos dem nackten Namen jener Partei zu, wie etwa den abendländischen Parteien ähnlicher Bezeichnungen. Was aber die Jungtürken gar sehr von diesen unterscheidet, das sind die Principien, welche sich an ihre Leistung knüpfen, ganz abgesehen von den äußeren und inneren Ursachen, welchen diese Institution ihre Entstehung verdankt.

Die Partei der Jungtürken ging aus einer Anzahl von Unzufriedenen hervor, welche mit der Politik des unter der Regierung Abdul Aziz' mit so vieler Auszeichnung amtirenden Staatsmannes Aali Pascha nicht einverstanden waren. Aali gehörte nämlich der Partei der Alttürken an, d. h. jenen durch und durch conservativ gesinnten Männern des Reiches, welche

keine eigentlichen Reactionäre nach dem gangbaren Begriffe waren, sondern die nur die orientalischen, speciell osmanisch-moslemischen Eigenthümlichkeiten und staatlichen, sowie socialen Einrichtungen gewahrt wissen wollten, da ihnen der ganze Reformschwindel als thatsächlich nutzlos oder gar als gefährlich erschien. Die Erfahrungen aus früheren Epochen hatten diesen Conservativen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß weder die osmanische Gesellschaft, noch das Reich an sich in ihren innersten Beziehungen und Verhältnissen darnach eingerichtet seien, daß ihnen die europäische Reform-Schablone von thatsächlichem Nutzen zu sein vermöchte ... Dabei ist sehr hervorzuheben, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, gerade die Alttürken durch ihre persönliche Ehrenhaftigkeit und ihr ganzes äußeres Verhalten für den Ernst ihrer Absichten unumstößlichen Beweis ablegten, ganz im Gegensatze zu den Jungtürken, unter denen es jederzeit Individuen gab, die weder ihren Lebenswandel, noch ihre sogenannten Werke mit den Principien reformatorischer Ideen in Einklang zu bringen vermochten.

Aali Pascha stand treu und fest zur Partei der Alttürken. Was sonach anfänglich von den Mitgliedern der „Jeune Turquie" gegen den jedenfalls nicht verdienstlosen Staatsmann in Scene gesetzt wurde, fällt lediglich auf ganz persönliche Antipathien oder Absichten der mit so vielem Eclat auf die Scene getretenen osmanischen Sturmläufer. Zudem stand ihm während seiner ganzen Amtsthätigkeit ein zweiter Stern unter den modernen Staatsmännern des Türkenreiches zur Seite — Fuad Pascha, das glänzende Genie, der gewandte Diplomat und der lächelnde Faiseur in allen gewichtigsten politischen Dingen. War Aali in der ersten Zeit seiner Amtsthätigkeit schwerfällig, zurückhaltend, in Sprache und Handlung etwas schüchtern, so fand andererseits Fuad jederzeit Gelegenheit, sich mit seiner diplomatischen Begabung durch die gefährlichsten Klippen hindurchzuarbeiten und seinem Collegen die rettende Hand entgegen-

zustrecken. Gleichwohl war von diesen osmanischen Dioskuren Aali der weitaus tüchtigere, gründlichere, der nur dann Maßnahmen traf, wenn dieselben ihrem theoretischen Calcul nach Erfolg versprachen. Was aber Beiden gemeinsam eigen war, das war ihre unbegrenzte Sympathie für Frankreich, die sie ungeschmälert bis an ihre Lebensabende zu erhalten wußten.

Mit solchen Gegnern war natürlich der Kampf, den die jungtürkische Partei gleich bei ihrem Inslebentreten mit den Alttürken auszufechten hatte, keineswegs ein leichter. Er wäre auch noch viel aussichtsloser gewesen, als er es an sich war, wenn den Sturmläufern nicht ein ganz besonderer Umstand günstig gewesen wäre. Mustapha Fazyl Pascha, der Sohn Ibrahim Paschas von Aegypten und legitimer Thronfolger des ägyptischen Vasallenstuhles, war, wie wir schon früher gesehen haben, seines Erbfolge-Rechtes beraubt worden und in Paris aufgetaucht, um gegen solche Willkür Protest zu erheben. Die zur selben Zeit in der Seine-Stadt weilenden Mitglieder der Jung-Türkei glaubten nun nicht fehl zu gehen, wenn sie in dem exilirten Prinzen einen Schicksalsgenossen, oder doch einen Mann ihrer Gesinnung und ihres politischen Glaubensbekenntnisses erblickten. Gemeinsam war diesem und jenen hierbei allerdings nur — die Opposition, der Protest; sonst aber auch so viel als nichts.

Als Mustapha Fazyl Pascha in Constantinopel erschien, bildete seine Person sofort den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Der Ruf großer Generosität, unbeugsamen Stolzes und edler Gesinnung war ihm vorausgeeilt. Man lernte bald hierauf an dem Gemaßregelten noch eine Reihe anderer Eigenschaften kennen, welche namentlich den Jungtürken gegründete Hoffnung gaben, in diesem Mann ihren thatkräftigen und unternehmungsfähigen Führer erblicken zu können. Unleugbar hatte Mustapha Fazyl Pascha Zeit seines Lebens mit der Partei der Jungtürken im Verkehre, ja sogar in ziemlich inniger Verbindung

gestanden, sein ganzes Wesen war aber viel zu vornehm angelegt, um an einem Treiben Gefallen zu finden, das die Türkei in den Augen des Abendlandes weit eher discreditiren mußte, als es ihr irgend welchen Vortheil einzutragen vermocht hätte. Zudem waren Mustapha Fazyl und Fuad geistesverwandte Individualitäten. Sie fühlten sich gegenseitig angezogen, sie kamen sich auf demselben Wege entgegen; aber Fuad's Eifersucht auf den ebenbürtigen Freund war eine viel zu intensive, um diese Annäherung bis zu einem factischen Bunde gedeihen zu lassen. So mußte auch der ganze Verkehr zwischen beiden Männern nur äußerlicher Natur bleiben, ganz abgesehen davon, daß der ägyptische Prinz wenig Neigung zu den öffentlichen Staatsgeschäften empfand, womit keineswegs gesagt sein will, daß er etwa keine Befähigung hierzu besessen hätte. Im Gegentheile; als Mustapha Fazyl in Stambul, durch allerlei Zwischenfälle verhindert, die ihm von der Pforte aufoctroyirte Rolle eines lebenden Schildes gegenüber den Prätentionen Ismaïl Paschas, Vicekönigs von Aegypten, nicht mehr mit Erfolg zu spielen vermochte, lud man ihm die Last eines Ministeramtes auf und übertrug ihm das Portefeuille des Justiz-Ressorts. Es war dies bereits nach dem Tode Fuad's und nach Begleichung der diplomatischen Schwierigkeiten, welche der kretensische Aufstand 1869 hervorgerufen hatte. Zwei Jahre früher war die Partei der Jungtürken mit ihren Hauptführern Kemal Bey, Aali Soavi, Zia Bey, Mehemet Bey u. A. m. auseinandergesprengt worden. Man war einer Verschwörung auf die Spur gekommen, welche ihren Zielen und Zwecken nach, mehr als alles Uebrige, das man seit Jahr und Tag über das Treiben dieser Partei erfuhr, geeignet war, das Abendland von seiner irrigen Vorstellung hinsichtlich der „Jeune Turquie" zu überzeugen. Die erwähnte Verschwörung bezweckte nichts Geringeres als die Beseitigung aller bestehenden Verbindungen mit Europa, die Emancipirung des osmanischen Reiches (des „Devlet-Aliè",

d. i. des erhabenen Staates, wie es bis zur Promulgirung der Verfassung hieß) von aller europäischen Ingerenz: ferner die Wiedereinführung der frühern unalterirbaren Macht des Mohammedanismus über Andersgläubige und schließlich verlangten die Tollhäusler auch die Neuschöpfung des Janitscharen-Regimentes. Was aber Allem die Krone aufsetzte, das war der oberste Programmpunkt: die Beseitigung Aali Paschas, sei's selbst durch Mord.

Ganz abgesehen von den unsinnigen Bestrebungen der Partei war der Anschlag auf die Person des Großveziers hinlänglich geeignet, der Pforte die Verpflichtung aufzulegen, sich dieser gefährlichen Bande zu entledigen. Selbstverständlich trifft nicht alle Mitglieder der Jung-Türkei, welche in diese Verschwörung verwickelt waren, die gleiche Schuld. Am gemäßigsten war und ist immer Kemal Bey gewesen, wie wir im Verlaufe unserer Mittheilungen noch sehen werden. Noch heute ist er einer der strebsamsten und gebildetsten Repräsentanten jener Partei, die mit der Zeit in's Blaue hinausstürmte und den Boden unter den Füßen verlor. Viel gefährlicher zeigte sich bei jeder Gelegenheit Zia Bey, nunmehr „Pascha" und zuletzt Vali des Vilajets Adana, südlich des Taurus. Der eigentliche Petroleur dieser osmanischen Communisten war aber der vor einem Jahre in des Propheten sieben Himmel eingegangene Aali Soavi Effendi. Als die Jungtürken zersprengt, zum Theile exilirt, zum Theile nach Frankreich und England entflohen waren, blieb namentlich Aali Soavi seinem Programme treu und der von Zia im Auslande redigirte „Muchbir" („Correspondent") gab seinen Gesinnungen allerdings mit einer Verve Ausdruck, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre! . . . Mit einem Worte: die Jung-Türkei war zersprengt, aber ihren Zielen und Zwecken blieb sie nach wie vor treu.

Die oben erwähnten „diplomatischen Schwierigkeiten" (1869), welche Aali Pascha so sehr in Anspruch nahmen, sollten

übrigens den viel gerühmten Staatsmann in eine sehr schiefe Lage bringen. Zwar ward derselbe noch immer von dem sterbenskranken Fuad unterstützt, im wesentlichen aber blieb Aali auf der Pariser Conferenz (9. Januar 1869) der einzige Vertreter seiner Ansichten, und er ist mit denselben nicht weit gekommen. Und doch ward dem ottomanischen Staatsmanne die Aufgabe verhältnißmäßig leicht gemacht. Damals war es blos Rußlands Vertreter, Graf Stackelberg, der für gewisse Rechte Griechenlands, unter Anderen auch für die Vertretung des Königreichs am Congreßtische selbst, eintrat, während Englands Delegirter, Lord Lyons, ein Freund der Pforte und der Lehrer vom „europäischen Gleichgewicht“, für das sich heute kein diplomatischer Mathematiker mehr echauffirt, in der Vertretungsfrage wesentlich anderer Ansicht war, als beispielweise Englands Vertreter am letztjährigen Berliner Congreß (1878). Auch Lavalette, der Delegirte Frankreichs, und jener Oesterreichs, Fürst Metternich, standen entschieden nicht auf griechischer Seite, zumal Letzterer, der sich der abgebrauchten traditionellen Orientpolitik halber sogar unverkennbar den Forderungen der Pforte anschloß. So mußte es kommen, daß Griechenland keine consultative Stimme am Congreßtische erhielt, was den griechischen Gesandten Rhangabe zur Abfassung eines Protestes veranlaßte, der bei der zweifelhaften Haltung der Mächte wirkungslos verklingen mußte.

Der Kampf war also hauptsächlich zwischen dem griechischen Gesandten und Aali auszufechten. Rhangabe machte mit seltenem Freimuthe geltend, es sei höchst seltsam, daß von zweien sich im Streite befindlichen Mächten die eine berufen werde, als Großmacht in die Verhandlungen der Conferenz einzugreifen, indeß Griechenland in seiner eigenen Angelegenheit machtlos gegenüber seinen Gegnern dastehe. Wenn die Türkei mit dem Rechtstitel als Unterzeichner des Pariser Vertrages von 1856 in der Conferenz zugelassen und Griechenland von derselben

ausgeschlossen werde, so sei doch zu bedenken, daß der specielle Zwischenfall (Aali's Ultimatum wegen des activen Beistandes Griechenlands im kretensischen Aufstande), auf welche die Conferenz ihre Arbeiten zu beschränken sich entschloß, den Stipulationen jenes Vertrages gänzlich fremd sei und die ernste Unzuträglichkeit geben würde, den beiden Parteien eine ungleiche Stellung anzuweisen, die doch in gleicher Weise interessirt sind und gegenseitige Beschwerden aufstellen. Der Protest hatte den griechischen Vertreter wenig genützt, und thatsächlich saß vor zehn Jahren eine europäische Commission über einem Streitfalle zu Gericht, in welchem Griechenlands damalige Ohnmacht gegenüber Aali's Prätentionen nun eclatant genug zur Geltung kam.

Umsomehr Gelegenheit fand die Pforte, ihr brutales Machtbewußtsein in den Vordergrund zu stellen. Zwar Djemil Pascha, der kenntnißreiche und gebildete Delegirte der Stambuler Regierung, blieb im Ganzen ziemlich gemäßigt; aber Aali Pascha, der so hochgepriesene Staatsmann, wußte der europäischen Commission gar niederschmetternde Dinge über die Verhältnisse in Griechenland zu soufflireu. Es war derselbe Aali, der damit dem abendländischen Fortschritt und dem Geiste seiner Postulate zu schmeicheln wußte, daß er für die Gleichberechtigung der ottomanischen Völker derart vielversprechend in's Zeug ging, welcher in seiner Denkschrift an die Conferenz-Mitglieder folgende erbauliche Declarationen über das Griechenthum lieferte. Der alte, von europäischer Cultur beleckte Staatsmann des osmanischen Chalifats meinte, daß ein Theil des griechischen Volkes mit seiner Regierung an der Spitze noch immer glaube, es seien vollkommen rechtmäßige Mittel, wenn man Banden, die zum Theile selbst auf den Galeeren und in den Gefängnissen angeworben wurden, zu Mord und Plünderung auf das Gebiet eines Nachbarstaates aussendet; Korsaren ausrüstet, um eine Blocade zu brechen, unglückliche Flüchtlinge, die man herangelockt, zwangsweise zurückhält, alle Leiden des Elends und

des Hungers über sie verhängt, die Unterthanen des Nachbarreichs auf der friedlichen Durchreise durch neutrales Gebiet mißhandelt und selbst ermordet; wenn man keiner Verpflichtung treu bleibt und mit einem Worte das internationale Recht und die Gebote allgemeiner Sittlichkeit mit Füßen tritt.

Solch' gewagter Auseinandersetzungen befleißte sich der viel gepriesene Aali Pascha in einer Zeit, die von der heutigen nur ein Jahrzehnt absteht! Alle Verbrechen gegen das Völkerrecht und die Humanität, deren sich das Pforten-Regiment trotz Aali und Fuad (man denke an des Letztern vollkommen passives Verhalten während der Maroniten-Schlächterei im Libanon) in seinem eigenen Reiche schuldig gemacht hatte, spielte der osmanische Gewalthaber gegen das verhaßte Christenthum aus, und im Auslande, wo man seit jeher sehr viel auf türkische Versprechungen hielt, und von den zahllosen Reformen „auf dem Papier" aus grober Unkenntniß der orientalischen Verhältnisse erheblich erbaut war, fanden natürlich die Enunciationen Aali Paschas nur zu viel Gehör.*)

Nach dieser Abschweifung, welche einiges Licht auf die Politik Aali Paschas werfen soll, müssen wir nochmals auf das Jahr 1867 zurückgreifen, wo, wie schon flüchtig erwähnt, die Jung-Türkei von einer Katastrophe ereilt wurde. Mustapha Fazyl stand der ganzen Bewegung seiner Person nach ziemlich ferne. Seine Gesinnung neigte nur theilweise zur Sache der jungtürkischen Partei hin, da er, ein Mann des Fortschrittes und der Aufklärung, wohl Sympathien freiheitlichen Bestrebungen entgegenbrachte, im Uebrigen aber den Ton, wie ihn einige Jungtürken anzuschlagen pflegten, etwas zu stark fand. In der vicekönigliche Familie war überdies der Riß noch durch einen weitern Umstand vergrößert worden. Prinz Halim, im Falle des Ablebens Mustapha Fazyl's, legitimer Thron-

*) Bemerkung des Herausgebers.

erbe von Aegypten, war gleichfalls gezwungen, sich außer Land aufzuhalten. Er lebte in London und es war im Großen und Ganzen seine Sehnsucht weniger nach Herrschaft, als nach materiellem Besitze gerichtet, welch' letztere Leidenschaft der Vicekönig im ausgiebigsten Maße unterstützte, indem er ihm nicht nur ein bedeutendes Capital auswarf, sondern auch eine beträchtliche Apanage zukommen ließ.

Dieser Halim nun hatte gleichfalls jungtürkische Alluren, er gehörte aber der eigentlichen Partei nicht an; er war eine Partei für sich, die unter solchen Umständen freilich nicht staatsgefährlich werden konnte. Zwischen den drei feindlichen Elementen Ismaïl, Halim und Mustapha Fazyl suchte ein guter Genius eine Vermittler-Rolle zu spielen und dieser Genius war die Frau Kiamil Paschas, die Schwester Halim's. Vergebens pochte sie an die Bande der Blutsverwandtschaft, vergebens an die Großmuth und den Edelsinn Mustapha's, vergebens endlich an den ehrgeizigen und eifersüchtigen Vicekönig — sie hatte auch nicht den geringsten Erfolg zu verzeichnen. Die Anführung dieser Thatsache dünkt uns von ganz besonderer Wichtigkeit, da sie auf die weiteren Schritte Mustapha's bestimmend einzuwirken wußte. Die Pforte, oder was richtiger, die Dioskuren Aali-Fuad und der Sultan Abdul Aziz hielten es bald mit dem exilirten Prinzen, bald mit dem Vicekönig von Aegypten, je nachdem dieser Letztere durch Agenten und Bestechungen für seinen Theil zu sorgen wußte. Zuletzt gelang es Ismaïl Pascha sogar seinen Bruder beim Sultan zu denunciren, indem er ihn als das Haupt einer Partei hinstellte, welche nichts Geringeres bezweckte als eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse im Osmanen-Reiche. Bei dieser Seite angefaßt, ward Mustapha gezwungen, seine Maske abzuwerfen, und so trat dieser mit kecker Stirne der Partei der Alttürken gegenüber auf und lancirte seinen historisch gewordenen „Brief an die Jung-Türkei“.

Es war dieses Schreiben ein Fehde-Handschuh, den sein Verfasser dem Sultan und dem Vicekönig von Aegypten hingeworfen hatte. Mustapha erklärte in seiner freisinnigen und furchtlosen Art, daß die Türkei seit dem Hati-Scherif nicht um einen Schritt vorwärts geschritten sei, daß sie, trotz der erneuten Versprechungen gelegentlich der Publication des Hati-Humajun, und trotz der Aufnahme in die europäische Staatenfamilie, ein Jahrzehnt um das andere gleich geblieben sei, wodurch sich das Reich die Achtung des Auslandes verwirkt habe. Alle Reformen seien auf dem Papier verblieben und so habe sich im Reiche eine Partei gebildet, deren Endzweck die Wiedergeburt des osmanischen Chalifats sei, deren Mittel aber sehr weitschweifiger und gefährlicher Art sein müßten. Als Abdul Aziz von dieser Enthüllung Kenntniß erhielt, erinnerte er sich früherer Gespräche mit Fuad, die Aehnliches zum Gegenstande hatten. Dem Polizeiminister Hussein Husni ward der Auftrag, seine Organe zu verschärfter Wachsamkeit anzuhalten. Gleichzeitig ward Mustapha zum Sultan beschieden und ihm hier vorgestellt, man wisse sehr gut, daß er eine unverkennbare Vorliebe für die Familie des Sultans Abdul Medschid an den Tag lege, was seiner sonstigen Hochherzigkeit zwar entspreche, doch dem regierenden Souverän zu unliebsamer Intervention herausfordern könnte.

Diese Scene verursachte große Aufregung in den betheiligten Kreisen Stambuls. Sie wurde noch vermehrt durch die Denunciationen Ismaïl Paschas, durch die Verdächtigungen Aali's und schließlich durch das Haupt der Eunuchen des Palais. Wenn man erwägt, daß es im Osmanen-Reiche nur drei Persönlichkeiten giebt, welche den Titel „Hoheit" führen, der Scheik-ül-Islam, der Großvezier und der Oberste der Eunuchen, so wird man den Einfluß dieses letztern kaum unterschätzen. Mustapha Fazyl fühlte denn auch alsbald, daß er moralisch vernichtet und sein Bleiben in Stambul unmöglich sei. Der Zeitpunkt war der geeignetste, um dem unheimlichen Schauplatze unausgesetzter Intriguen den Rücken zu kehren.

Die Abreise des Prinzen, wie überhaupt die weiteren Consequenzen der „Verschwörung" sprengten natürlich die gesammte jungtürkische Partei auseinander. Viele zogen ein freiwilliges Exil im Auslande einer Verbannung im Reiche vor, während Andere wieder gewaltsam abgeschoben wurden, ohne daß sie es indeß für rathsam befunden hätten, in ihren neuen Stellungen sorglos zu verbleiben. Unter den so betroffenen Mitgliedern der Jung-Türkei wären namentlich hervorzuheben: Kemal Bey, Zia Bey, Schenaßi Effendi, Nuri Bey, Rifaat Bey, Reschad Bey, Aghiasch Effendi, Mehemet Bey und Aali Soavi Effendi. Im Momente ihrer Abreise war ihr eigentliches Haupt der Verfasser des „Briefes an die Jung-Türkei". Im westlichen Europa gab es indeß noch ein zweites Haupt, und das war Khalil Scherif Pascha, damals Gesandter am französischen Hofe.

Die Katastrophe war für die Betheiligten insoferne eine sehr fühlbare, als dieselben, meist mittellos, einer unbekannten, jedenfalls keiner glänzenden Zukunft entgegengingen. Die meisten von ihnen ließen ihre Familien zurück, besorgt um deren Schicksale, da weder der Sultan Abdul Aziz noch Aali es an Einschüchterungen der „Verschwörer" fehlen ließen. Ueberdies war die Polizei äußerst thätig. Schenaßi Effendi hielt sich durch drei Tage in Stambul versteckt, um schließlich verkleidet und von einem europäischen Freunde begleitet, unbemerkt nach den Dardanellen zu entkommen. Nur Mehemet und Reschad machten sich unbekümmert aus dem Staube. Zia und Aghiasch, welche gewaltsam abgeschoben wurden, weigerten sich mit Aali Soavi, „einem so häßlichen Ungeheuer", abzureisen, dem man den Fluch der bösen That im Angesichte ablesen müsse. Nur Kemal Bey, der einzige wahre Patriot und Einsichtsvolle unter den Conspiratoren, verblieb standhaft, uneingeschüchtert und schloß sich dem Prinzen Mustapha Fazyl Pascha an. Kemal war der einzige unter den Jungtürken, dem sogar Aali seine Achtung nicht versagen konnte.

Im Allgemeinen war die Polizei von dieser allseitigen Flucht vollkommen unterrichtet, aber Hussein Husni hatte den Auftrag erhalten, dieselbe in keiner Richtung zu verhindern, da man froh war, die unruhigen Elemente los zu werden. Besser, dachte man, sie kommen außer Landes und reiben sich fern vom Chalifenthrone in zwecklosen Conspirationen auf, als man installire sie da und dort als Gouverneure, wo sie Anderen nur fette Pfründen wegstehlen und in ihren Amtssitzen am Ende ihre üblen Gewohnheiten weiter cultiviren würden. An das vollkommene Unschädlichmachen mit den bekannten Mitteln, deren frühere Sultane sich mit so großer Vorliebe bedienten, war unter den Augen der Diplomatie und bei einer verhältnißmäßig so großen Zahl von Betroffenen oder zu Treffenden unter allen Umständen nicht zu denken. Aali Pascha selbst begnügte sich, den täglichen Polizei-Rapport, der mit interessanten Mittheilungen und Episoden über die Flucht der verschiedenen Mitglieder der zersprengten Jung-Türkei ausgefüllt war, seinem Gebieter zu unterbreiten und durch diese Art von Zerstreuung den Sultan zu unterhalten.

Dabei hatte man freilich eine falsche Rechnung gemacht, was namentlich von Aali Pascha unbegreiflich war, da er doch staatsmännischen Blick genug besaß, um zu beurtheilen, daß das hochverrätherische Treiben eines Dutzend exilirter Unzufriedener im Auslande, in Paris und London, wo es ihnen an Verbindungen keineswegs fehlen konnte, dem Reichsinteresse jedenfalls nicht von Nutzen werden dürfte. Auch hinsichtlich der materiellen Sorgen der Exilirten hatte man schlecht calculirt; denn waren auch die meisten derselben thatsächlich mittellos, so genügte doch der Reichthum Mustapha Fazyl Paschas, um den Hilfsbedürftigen unter die Arme zu greifen, was namentlich von Denjenigen galt, welche sich in Paris um den Prinzen schaarten. Derjenige Theil der Flüchtlinge aber, der immerhin noch über einiges Gut verfügte, war im Auslande noch immer weit besser daran als am

Goldenen Horne, wohin, wie wir gleich sehen werden, die revolutionären Ideen auf publicistischem Wege, trotz aller polizeilichen Gegenmaßregeln, in stets ausgiebigerer Weise eingeschmuggelt wurden. . . .

Unmittelbar nach der Abfahrt der freiwilligen und unfreiwilligen Exilanten spielte sich eine Episode ab, die erwähnenswerth ist. Sie zeigt nämlich einerseits, wie wenig Ernst es Einige von ihnen nahmen, und wie andererseits Mustapha Fazyl nicht ganz in dem Fahrwasser schwamm, in welchem die Jungtürken mit ihrem prinzlichen Chef gemeinsam zu plätschern wähnten. Als nämlich Zia, Nuri und Mehemet in Triest an's Land gestiegen waren, verschafften sie sich zwei große Büffelhörner, welche sie vergolden ließen, in eine schöne Cassette sorgsam einpackten und unter der Adresse Aali Paschas absendeten. . . . Das war der erste politische Act der edlen Ritter, die erste große That, die an Zartsinn und Hoheit des Charakters seitens ihrer Ausüber nichts zu wünschen übrig ließ. Die Bedeutung dieser Sendung ist leicht zu errathen. Aali Pascha, bereits in vorgerücktem Alter stehend, aber von noch immer großer Neigung zum schönen Geschlechte, hatte viel mit Ehe-Fatalitäten zu kämpfen, und diese speciell bildeten einen der gehaltreichen Gesprächsstoffe der Stambuler Effendis, die bekanntlich sehr viel überflüssige Zeit haben, und der Jungtürken, die ihre überflüssige Zeit sehr schlecht ausnützten. Der Zwischenfall traf Aali Pascha zweifellos an seiner verwundbarsten Stelle, aber die Heldenthat der drei Exilanten mußte ihm gleichwohl den Maßstab für den Werth Derjenigen geben, mit welchen er sich in einem verhältnißmäßig nachsichtig geführten Kampf eingelassen hatte.

Als Mustapha von diesem sonderbaren Racheact Kenntniß erhielt, versäumte er nicht, die Ausüber desselben scharf zu tadeln. Aber war es diesem auch ernst um seinen Tadel? Konnte für einen lebenslustigen Prinzen der böse Streich etwa

die Bedeutung eines tragischen Zwischenfalls haben? Gewiß nicht, und so verabsäumte der Prinz auch keineswegs unmittelbar nach der Strafpredigt über die böswillige Handlung zu lachen — und wie zu lachen! — Mustapha Fazyl verstand es, sein Zwerchfell zu afficiren. Dabei fehlte es ihm keineswegs an einiger Bosheit, und als die Uebelthäter sich auf ihr Werk noch ein Uebriges zugute thaten, meinte der Prinz: „Achtung! Ihr habt ja Eure Frauen gleichfalls in Stambul schutzlos zurückgelassen; wer bürgt dafür, daß man Euch nicht vom Goldenen Horn hierher ähnliche niedliche Geschenke zusendet?" . . . Die Angesprochenen schnitten saure Gesichter; nur Einer lächelte weiter, Mehemet Bey. Er war unverheiratet.

Kurz nach dem Eintreffen der Exilanten im Auslande erfolgte deren allgemeine Zusammenkunft behufs Feststellung der weitern Action. Diese „General-Versammlung" der Jungtürken fand in Baden-Baden statt (1867). Mustapha Fazyl Pascha selbst hatte sie dorthin berufen, denn diesem selbst lag weniger das Schicksal der Türkei am Herzen, weniger noch der Actionsplan, den seine Gefährten im Schilde führten. Mehr als alles Andere interessirte den „Chef" der Jungtürken der liebliche deutsche Curort, sein bewegtes, buntfarbiges Leben, seine Cocotten und Spielsäle. Mustapha war Zeit seines Lebens ein leidenschaftlicher Spieler und es war nur Einer, der ihm noch ein doublé vorgab, sein Busenfreund Khalil Bey. In Baden-Baden verlor übrigens der Prinz Unsummen Geldes, die sich viel besser zu anderen Zwecken verwerthen hätten lassen. Auch seine Bekanntschaften mit den Sternen der Baden-Badener Demi-monde waren wenig geeignet, seine Börse allezeit intact zu halten.

Die Tage von Baden-Baden haben mehr als alle übrigen Handlungen Mustapha Fazyl's den Beweis geliefert, daß dieser nicht im entferntesten ein jungtürkischer Conspirateur war. Aber auch die übrigen Exilanten lebten in dieser Zeit — auf

fremde Kosten — in Saus und Braus, und bei köstlichem Rheinwein (dessen Consumenten die Schwärmer für die „alte, gute“ Türkei waren!) kam man lange Zeit gar nicht auf den Gedanken, irgend etwas zu unternehmen ... Endlich ward die Frage angeregt, ob der „Muchbir“, der in Constantinopel kurz vorher durch seine scharfen Artikel bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, nicht fortgesetzt werden sollte? Die Entscheidung fiel in bejahendem Sinne aus und der Prinz ließ sich herbei, die Kosten der Neugründung dieses Blattes ganz allein zu tragen.

Die Gesellschaft ging in Baden-Baden auseinander, und während Mustapha Fazyl Pascha nach Paris übersiedelte, ließen sich die Chefs der Partei, Zia, Kemal, Soavi und Aghiasch, in London nieder, wo sie unweit des Hymarket und der Princeß-Street (Leicester Square) die Druckerei etablirten. Mustapha Fazyl war froh, seiner guten Freunde los geworden zu sein, und stürzte sich mit großem Behagen in das aufregende Leben, welches die Seine-Residenz unter dem zweiten Kaiserreiche auszeichnete. Hierbei sollte es sich ereignen, daß der Prinz seinen Gesinnungsgenossen und langjährigen treuen Freund, Khalil Bey, wiedertraf, der als Vertreter der Pforte eben von St. Petersburg nach Paris übersetzt worden war ... Khalil theilte alle guten und schlechten Eigenschaften seines erlauchten Freundes. Er besaß ein kolossales Vermögen (man sprach von zwanzig Millionen Francs), neigte mehr zu Murad hin als zu Abdul Aziz, und wünschte nur ein Ereigniß von politischer Tragweite zu erleben — die Installirung Mustapha Fazyl's als Vicekönig von Aegypten, oder, noch besser, als unabhängiger König ....

Im Uebrigen war Khalil ein ehrenhafter Charakter, aber ernst war er so wenig wie die anderen besseren Jungtürken zu nehmen. Zwar bekundete er viel Interesse für Wissenschaft und wissenschaftliche Leistungen, er verkehrte mit Vorliebe mit ausgezeichneten Künstlern und geistvollen Schriftstellern und

legte sich auch eine sehr werthvolle Privat-Galerie an, in welche namentlich viele „Courbets“ vertreten waren; seine Haupt-Passionen aber waren — Frauen, Pferde und als letzte, aber intensivste — das Spiel. Khalil soll während seines Aufenthaltes in Paris in einzelnen Nächten Hunderttausende dem Spielteufel geopfert haben. Als er späterhin als Botschafter nach Wien übersetzt wurde, verlor er nahezu sein ganzes Taschen- und Reisegeld auf der Fahrt von Rustschuk bis Bazias. Ob die Spielleidenschaft durch seinen Freund Mustapha geweckt wurde, oder ob dieselbe durch Khalil vielmehr auf diesen überging, ist nicht aufgeklärt. Genug, die beiden Freunde amüsirten sich im Seine-Babel auf das beste und Mustapha war nur darüber ärgerlich, daß seine Londoner Genossen, die unterdessen unverdrossen am „Muchbir“ arbeiteten, unausgesetzt an die prinzliche Casse appellirten. Wollte er nicht seine ganze Popularität und schließlich auch den letzten Hoffnungsschimmer auf die Realisirung seines Planes (die ägyptische Thronfolge) einbüßen, so mußte er offene Hand und offene Taschen halten. Von einer wahrhaften Politik in jeder andern Richtung war aber auf Seite dieser beiden Lebemänner nicht die geringste Spur vorhanden, und wären alle „Verschwörer“ so zahm gewesen wie das genannte Freundespaar, der Sultan hätte unbesorgt ohne Leibwachen und bei unverschlossenen Thüren schlafen können . . .

Aali Pascha, der von diesem lustigen Treiben durch seine Spione und Agenten bis in's kleinste Detail hinein Kenntniß hatte, ermangelte nicht, seinem Gebieter gegenüber die Bemerkung zu machen, daß es nicht schwer fallen würde, die beiden „Kinder“ in die väterlichen Arme des Sultans zurückzuführen. Gleichzeitig erkannte aber Aali Pascha, daß die ganze Phrase von der „Sonne“ der Jungtürken — Mustapha Fazyl — um welche sich die gesammte Partei als Trabanten bewege, nichts weniger als stichhaltig sei, ganz abgesehen von der Thatsache, daß die Partei mit ihren Tendenzen nicht den geringsten Rückhalt im Volke

selbst besaß. War von ihrer Seite ein Erfolg zu erzielen, so mußte er damit vorbereitet werden, daß man die religiösen Elemente der Residenz (ähnlich wie zur Zeit der Bewegung vor der Entthronung Sultan Abdul Aziz') für die eigenen Strebungen gewann. Die dreißigtausend Softas, welche die Medressen und Moscheen Stambuls wie Bienenschwärme durchsummen, waren aber eine dichtgeschlossene Phalanx, die sich nicht im entferntesten bereit fand, den Jungtürken im Reiche als Sturmböcke zu dienen. Mit den guten Lehren ihres geheiligten Oberhauptes, des Scheik-ül-Islam versehen, zogen Jahr für Jahr Tausende von Softas in ihre Heimatsbezirke ab, wohin andernfalls die Keime revolutionärer Tendenzen zu tragen gewesen wären.

Die Jung-Türkei war somit nichts Anderes als eine Innung einer Anzahl von Personen, welche mit breitem Wortschwall und nutzloser Agitation, mit Vordrängung ihres kleinen Ichs und durch sonstige Wichtigthuerei die Einrichtungen eines Staates auf gut Glück umändern wollten, der über zahllose Völker verfügt und mit seinem riesigen Territorium (36.000 Quadrat-Meilen) in drei Erdtheilen wurzelt. Dennoch war das Treiben der Exilanten dem bedächtigen Aali Pascha ein nicht ganz unwillkommenes. Wir haben gelegentlich bemerkt, daß in den Endzielen die Politik des Alttürken Aali und die der jungtürkischen Partei sich eigentlich gegenseitig deckten (Emancipirung vor dem Einfluße Europas, Erstarkung der alt-patriarchalischen Einrichtungen in Gesellschaft und Staat 2c.) und daß nur die Mittel wesentlich andere waren. In zweiter Linie erwies sich aber gerade der Umstand, daß Mustapha Fazyl Pascha als Haupt der Partei galt, den Bestrebungen des Großveziers äußerst günstig, denn der prinzliche Exilant konnte jederzeit gegen den immer anmaßender auftretenden Ismaïl Pascha ausgespielt und seine eventuelle Rehabilitirung dahin ausgenutzt werden, den eifersüchtigen Vasallen in's Bockshorn zu jagen.

Zu weiterer Beleuchtung dieser Thatsache möchten wir

noch Folgendes hinzufügen.*) Während seiner Rundreise durch einen Theil Europas hatte Ismaïl die Erfahrung gemacht, daß man an einzelnen Höfen ihm sympathisch zugethan sei, und im Allgemeinen auch die öffentliche Meinung großes Interesse seinen reformatorischen Strebungen entgegenbringe. Man war im Abendlande in der Beurtheilung solcher „civilisatorischer" Neuerungen hinsichtlich des Orients jederzeit von großer Naivetät beherrscht. Die Sympathien aber, welche man namentlich französischerseits den ägyptischen Satrapen der Pforte entgegenbrachte, konnten selbstverständlich auf Aali Pascha nicht ohne Wirkung sein, denn nichts berührte ihn so lebhaft, als Ansichten und Handlungen, die in Paris zur Reife gelangten. Aali's Franzosenliebe war zuletzt schon die reinste Geschmacklosigkeit, und er hat derselben während des deutsch-französischen Krieges (1870—1871) den denkbar läppischsten Ausdruck gegeben, indem er dem, angeblich in der Schlacht bei Saarbrücken im Kugelregen gestandenen Prinzen „Lulu" überschwengliche Telegramme zukommen ließ ... Mit einem Worte, Ismaïl Pascha vermochte es um diese Zeit durchzusetzen — freilich mit Nachhilfe beträchtlicher Bestechungssummen —, daß er den Titel Khedive erhielt. Auch die Erbfolge in directer Linie (auf Ismaïl's Sohn) war so viel wie durchgesetzt, denn dies berührte die ganz speciellen Gelüste des Sultans, der, wie bekannt, Aehnliches mit seinem ältesten Sohne Jussuf Izzeddin plante. Die ägyptische Erbfolgefrage war aber für die Pforte in erster Linie eine — Geldfrage, und man hatte keine Lust die Angelegenheit rasch zu erledigen und auf diese Art eine so ergiebige Geldquelle zu verstopfen ...

Während des kretensischen Aufstandes hatte die Pforte von Ismaïl Pascha die Beistellung einer Anzahl seiner Schiffe verlangt. Dies war vom Uebel, denn nun glaubte sich der

---

*) Bemerkung des Herausgebers.

Vicekönig berechtigt, eine eigene Panzerflotte zu halten, eine Ansicht, die er ehestens zu realisiren verstand. Es hat sonach den Anschein, daß Aali dem schlauen Beherrscher des Pharaonen-Landes nicht jederzeit gewachsen war, wenn es auch einer der Hauptfehler des Großveziers war, den Sultan, gelegentlich der Feierlichkeiten aus Anlaß der Vollendung des Suez-Canals, abzuhalten, sich nach Aegypten zu begeben. Das Schmollen des Suzeräns und seines eigensinnigen Rathgebers hatte nun zur Folge, daß Ismaïl Pascha gegenüber den europäischen Souveränen, welche sich am Nil eingefunden hatten, den Hausherrn spielen konnte und auch thatsächlich mit unläugbarem Geschick spielte.*)

Der Zwischenfall sollte dem greisen Aali sehr zu Herzen gehen, aber er hatte die Revanche rasch ersonnen und diese bestand in nichts Geringerem als in der Rückberufung der beiden Reform-Freunde aus dem Exil: Mustapha Fazyl Pascha und Khalil Bey. Der Letztere ward zum Musteschar im Ministerium des Aeußern ernannt, während man dem Prinzen ein Minister-Portefeuille zugedacht hatte. Die Vorbereitungen zu diesem Acte geschahen indeß in aller Stille. Gleichzeitig traf den sorglosen Ismaïl die Botschaft des Sultans, welche eine Einladung in liebenswürdigster Form enthielt. Ismaïl wurde vorgestellt, daß es an der Zeit sei, sein seit langem gegebenes Versprechen, seinen Suzerän, den erlauchten Gebieter über alle Moslemins, zu besuchen, endlich einzulösen. Für einen liebevollen und freundschaftlichen Empfang sei vorgesorgt und der Sommersitz des Khedive Emirghian am Bosporus zu diesem Ende glänzend hergerichtet worden.

Wer nicht auf den großherrlichen Leim ging, das war Ismaïl Pascha. Khalil war bereits in Constantinopel eingetroffen, um vorerst seinen Sommersitz in Bujukdere auf-

*) Bemerkung des Herausgebers.

zuschlagen. Von dort richtete er mehrere Briefe an seinen prinzlichen Freund, mit der eindringlichen Mahnung, nicht länger auf sich warten zu lassen, da Aali Pascha mit Ungeduld seiner Ankunft entgegensehe ... Ein Mann von den Eigenschaften Mustapha Fazyl's konnte unmöglich auf sich warten lassen; er verließ rascheſtens Paris, dessen er mit der Zeit überdrüssig geworden war, und eilte nach dem Goldenen Horn, wo er unter großem Jubel empfangen wurde. Es war für den Prinzen ein Fest- und ein Freudentag. Der Großvezier war der Erste, welcher den Angekommenen besuchte, dann folgten die meisten übrigen Würdenträger. Der Sultan ließ dem Prinzen bekanntgeben, daß er ihm mit Freuden verziehen habe und sich seine weiteren Dienste vorbehalte, in der Hoffnung, nun einen treuen Anhänger mehr an seiner Seite zu haben ... Ob dem Sultan und seinem Großvezier thatsächlich so viel an dem Prinzen gelegen war, muß dahin gestellt bleiben; jedenfalls bedurften Beide seiner Person zur weitern Action gegen den Khedive.

Als Mustapha Fazyl am Bosporus angelangt war, befanden sich die übrigen im Exil weilenden Jungtürken in argem Zerwürfniß mit einander. Zwar erhielten sie durch die Agenten des Prinzen noch immer namhafte Geldunterstützungen, im Uebrigen aber hatte jeder von ihnen sein fertiges Programm in der Tasche, das allen Uebrigen maßgebend sein sollte ... Es war das complete Chaos.

Wir haben bereits erwähnt, daß Zia, Soavi und Kemal sich in London aufhielten, während Mehemet, Reschad, Nuri und Rifaat in Paris domicilirten. Nur ein einziger der Exilanten, Schenassi Effendi, der Verfasser einer türkischen Grammatik und auch sonst ein hervorragender Pädagoge, erhielt zu gleicher Zeit mit den beiden Aegyptern die Erlaubniß zur Rückkehr, Dank den Bemühungen seiner Frau, welche bei dem Großvezier diesen Gnadenact erwirkt hatte ... Dagegen tauchte im Auslande ein neuer Exilant auf, Hussein Pascha, der seinen

Aufenthalt in Genf nahm. Wir werden auf diese Persönlichkeit in einem spätern Capitel noch ausführlicher zu sprechen kommen.

In London speciell war nach der Rückberufung Mustapha Fazyl's ein Zwiespalt in der Redaction des „Muchbir" eingetreten. Kemal, der Gemäßigte, wurde bald der Bizarrerien Zia's, der maßlosen Sprache Soavi's und der Tollheiten Aghiasch's überdrüssig und drohte aus der Redaction auszuscheiden, indem er es gleichzeitig seinerseits unbegreiflich fand, daß Aali ihn nicht mit den beiden anderen Häuptern der Jung-Türkei zurückberufen hatte ... Zia war weniger sentimental, und wie es schon in seiner Art lag, wollte er für das Uebersehen seiner werthen Person ein klein wenig Rache nehmen. Er schrieb nämlich einen Brief an sich selbst, setzte unter denselben das gefälschte Siegel Khalil's und sendete hierauf das Schreiben an einen Freund in Stambul, der es so einzurichten wußte, daß das Opus dem Großvezier in die Hände fiel. Da dasselbe nichts Geringeres enthielt als die Declaration, daß Aali sich Khalil's und des Prinzen zu seinen Zwecken wider den Vicekönig von Aegypten bediene, und da in diesem Briefe ferners Andeutungen über eine Verschwörung gegen den Sultan und den Großvezier enthalten waren, so gab es einige Stunden große Aufregung im Palais und auf der Hohen Pforte, während welcher Khalil selbst in Gefahr schwebte. Es fiel indeß demselben nicht schwer, die ganze Fälschung zu beweisen und das Unsinnige an dieser Angelegenheit darzuthun.

Die Aufdeckung dieses Zwischenfalles veranlaßte Kemal Bey, aus der Redaction des „Muchbir" zu scheiden. Zia stand sonach völlig isolirt und verlassen, denn kurz hierauf verließ Soavi England, nicht ohne vorher noch das Gefängniß von Kings-Croß bewohnt zu haben. Auch Aghiasch machte sich heimlich aus dem Staube, wobei er in der Eile fremdes Gut mitnahm — die Frau eines Londoner Bürgers. Diese Ent-

führungsgeschichte verwickelte Aghiasch in einen Proceß, der ihn zwang, seinen Aufenthalt auf englischem Boden unwillkommen zu verlängern . . . Zia, seinerseits aufgebracht durch die allgemeine Fahnenflucht seiner Collegen, ließ sich bestimmen, im „Muchbir“ einen Angriff gegen die Person Aali Paschas erscheinen zu lassen, der alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellte. Zia predigte unverblümt den Mord, er pries die Vernichtung des Großveziers als ein religiöses Werk, das auszuführen alle wahrhaft gläubigen Moslemin verpflichtet seien u. dgl. m. Der ottomanische Vertreter in London, Musurus Pascha, eine allgemein geachtete und beliebte Persönlichkeit, die besonders auszuzeichnen die Königin mehrmals Anlaß nahm, konnte nunmehr gegen das verbrecherische Treiben Zia's ruhig einschreiten, und er that dies, indem er die betreffende Nummer des „Muchbir“ nach Constantinopel sendete und sich weitere Instructionen erbat.

Aali Pascha war über die Handlungsweise des grimmigsten der Exilanten ungeheuer alterirt. Der offen gepredigte Mord, das Appelliren an den Fanatismus der Massen und all' dies ohne Maske, frank und frei herausgesagt und noch dazu in den Spalten einer Zeitung, von der zahllose Exemplare in die Türkei eingeschmuggelt wurden: das mußte das Maß vollmachen. Musurus Pascha erhielt volle Freiheit zur weitern Amtshandlung und dieser rief die Intervention der Polizei an, welche sofort einschritt. Zia Bey wurde in dem Momente von Detectives festgenommen, als er einen „Turkish Divan“ am Hymarket verließ, um sich in seine Wohnung zu begeben.

Diese Wohnung befand sich im ersten Stocke eines Hauses der King-Street (Leicester Square). Neben Zia bewohnte sie auch noch eine Dame, welche sich „Madame Zia“ nannte, und die Mutter dieser Dame. Die Behörde saisirte allerlei revolutionäre Schriften, doch gelang es den „Damen“, eines der compromittirendsten Documente, eine Copie jenes „Verschwörungs-

Actes" zu retten, der unter dem Präsidium Mustapha Fazyl Paschas in Baden-Baden zu Papier gebracht wurde. Daß dieses Document gerettet wurde, verursachte Zia Bey große Befriedigung. Er betrachtete dasselbe nämlich als eine Waffe gegen den Prinzen und gedachte gelegentlich von derselben Gebrauch zu machen.

Sie wäre indeß nutzlos gewesen, denn Mustapha Fazyl, dessen Offenherzigkeit und Edelsinn sich bei jeder Gelegenheit bethätigten, hatte unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Constantinopel von den Vorfallenheiten in Baden-Baden Bericht erstattet und alle Verantwortung auf seine eigenen Schultern gewälzt ... Aali Pascha, gerührt von diesem Geständnisse, reichte dem Prinzen die Hand und sagte: „Ich weiß Alles und wußte Alles vom ersten Tage an. Ich wußte aber auch, daß Du mir früher oder später dies Geständniß ablegen würdest."

Zia Bey's Charakter ist übrigens noch durch eine andere Thatsache auf das beste beleuchtet. Er bezog nämlich, so lange sich Mustapha im Exile befand, monatlich ein Salair von 3000 Francs. Später, namentlich von dem Augenblicke an, da sich der Redacteur des „Muchbir" so grobe Ausschreitungen zu Schulden kommen ließ, entzog er ihm selbstverständlich diese Unterstützung, da es mit dem Charakter und den Ansichten des Prinzen unvereinbar schien, ein Individuum auf seine Kosten leben zu lassen, das keine blasse Ahnung von Dankbarkeit, von politischem und gesellschaftlichem Tactgefühl verrieth ... Aber Zia wußte sich schadlos zu halten: er verkaufte sich dem Vicekönig von Aegypten, der ihm einen Monatsgehalt von 4000 Francs aussetzte. Commentar überflüssig.

Als Zia Bey sich vor der Londoner Polizei zu verantworten hatte, da begriff er sofort zwei Dinge: den falschen Pfad, den er eingeschlagen, und die große Liberalität des englischen Preßgesetzes, unter dessen Schutze er bis zum Aeußersten gehen durfte. Aus dem Verhandlungssaale abgeführt, ließen

ihn die Polizisten in einen Zellenwagen steigen, der ihn — den Ex-Gouverneur von Cypern und Ex-Secretär des Sultans — in das Fenier-Gefängniß brachte, wo er vier Tage verblieb, für einen Türken eine verhältnißmäßig sehr empfindliche Strafe, da in englischen Gefängnissen bekanntlich nicht geraucht werden darf. Vier solche Martertage dürften Zia genügt haben, um ihn mürbe zu machen . . .

Damit war es nun keineswegs abgethan, und Zia wurde nur unter der Bedingung vierundzwanzig Stunden lang auf freien Fuß gesetzt, daß er die von ihm verlangte Caution aufbringe, nachdem sich ein gewisser Mr. Martin, langjähriger Sprachmeister in Constantinopel und mit Zia befreundet, verpflichtet hatte, dieselbe zu erlegen. Weiters sollte dann sein Preßdelict auf dem gewöhnlichen Wege erledigt werden. Zia faßte anfänglich Muth, da die öffentliche Meinung Miene machte, sich auf die Seite des gefährlichen Menschen zu stellen. Die großen Zeitungen Englands — und die kleinen nicht minder — waren jederzeit strenge Hüterinnen ihrer Privilegien, und wenn nun auch der „Muchbir" ein ziemlich unbedeutendes türkisches Blatt war, so handelte es sich hier gleichwohl um ein Princip, das die Londoner Leitartikler auch auf das Sudelblättchen, beziehungsweise auf die Person seines Redacteurs, ausgedehnt wissen wollten.

So war es für Zia ein Leichtes, sich einen tüchtigen Vertheidiger und die Unterstützung journalistischer Berufsgenossen zu verschaffen, wie denn auch die „Times" die Sache sehr ernst nahmen. Minder ernst war es dem Redacteur des „Muchbir", seine Angelegenheit auf legalem Wege zu ordnen. Als am angesetzten Verhandlungstage im Gerichtssaale der Name Zia ausgerufen wurde, waren die Vertheidiger und die Vertreter der Presse höchst erstaunt, ihren Schützling nicht anwesend zu finden. Sie erkannten zu spät, daß sie sich eines Individuums angenommen, dem die Ehre, die Rechtschaffenheit ein unbekanntes Ding, und

dem es nicht schwer fiel, sein gegebenes Versprechen zu brechen, wie er vordem Englands Gastfreundschaft gröblich mißbraucht hatte. . . .

In der That hatte Zia Bey es vorgezogen, um sich allen weiteren Unannehmlichkeiten ein= für allemal zu entziehen, England zu verlassen, ohne zu überlegen, daß dieses grobe Verfahren gegen das englische Gesetz, welches auf solche Handlungen langjährige Zwangsarbeit setzt, ihn gleichwohl zum Verbrecher stempeln müsse. Zia wollte seiner Sache ganz sicher sein und keineswegs die von ihm verlangte Caution riskiren, die gar nicht e r, sondern sein guter „Freund" Mr. M a r t i n verloren haben würde. Daß dieser Letztere, eine in der That opferfreudige treue Seele, durch Zia's Handlung arg compromittirt war, kümmerte den Letztern ganz und gar nicht, was abermals bezeichnend für den Charakter des wackern Partisanen der Jung=Türkei ist . . . Und dieser Mann sollte in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder rehabilitirt werden und hohe Staatsposten einnehmen, er, der mit frecher Stirne dem Gesetze trotzte und einen Lebenswandel führte, dem gegenüber der eines Petroleurs noch engelrein erscheinen muß! . . . Zia Pascha ist heute der Gouverneur einer großen Provinz in Türkisch=Asien, und welche Früchte sein Leben gezeitigt, das werden wir tiefer unten zu beurtheilen Gelegenheit finden.

Die Umstände, unter welchen Z i a Beys Flucht stattfand, sind mittheilenswerth. Der große Held hatte die Furcht in allen Gliedern stecken, als er sich in den nächstbesten Fiacre warf, um so rasch als möglich aus dem Bereiche seiner Wohnung zu kommen. Unterwegs wechselte er noch mehrmals Wagen und verlief sich schließlich in ein Restaurant, wo er sich ein Chambre séparée aufsperren ließ. Mr. Martin, welcher diese Flucht miterlebte, erzählt selbst in einem Briefe an einen Freund, daß Zia förmlich krank vor Furcht und Aufregung war . . . Aus dem Restaurant begab sich der Flüchtling in die

Nähe der London Brigde, wo der Dampfer vertäut lag, der denselben Abend nach Boulogne abgehen sollte. Zia hatte kaum das Schiff betreten, und sofort verbarg er sich in seine Schlafcabine, harrend der Dinge, die da kommen sollten ... Nach Minuten, die ihm Aeonen dünkten, gab der Dampfer das Abfahrtssignal und Zia begann aufzuathmen. Die Freude war indeß nur von kurzer Dauer, denn, an der Themse-Mündung angelangt, erklärte der Capitän, des stürmischen Wetters halber, bis auf weiters hier Anker zu werfen und bessere Zeit abzuwarten ... Dies verursachte dem Flüchtlinge namenlose Angst, und würde ihn nicht die „getreue Seele“, Mr. Martin, zurückgehalten haben, Zia hätte das Schiff in einer Gegend, die keine Station war, verlassen, und so Verdacht beim Capitän erweckt, ganz abgesehen davon, daß er sich wieder auf englischem Boden befunden haben würde ...

Auch diese furchtbaren Aufregungen gingen vorüber. Zia langte in Boulogne im Großen und Ganzen wohlbehalten an, nur die ausgestandene Angst und etwas Seekrankheit hatten dem großen Helden schlimm mitgespielt. Aber auch in Frankreich war seines Bleibens nicht, da ihn hier noch immer ein Steckbrief ereilen konnte. Während Martin rieth, sich sofort nach Paris zu begeben, bestand Zia auf sofortige Weiterreise in die Schweiz, wo ihn keine Gefahr mehr bedrohen konnte.

In Genf, wo Zia zunächst anlangte, traf er mit zwei Landsleuten und Gesinnungsgenossen zusammen, mit dem oben erwähnten Hussein Pascha und mit Mehemet Bey, dem Neffen Mahmud Nedim's und Sohnes von Achmet Bey, des damaligen Post- und Telegraphen-Ministers. Mehemet Bey hatte sich schon seit der Rückkehr Mustapha Fazyl's nach Stambul, in die Schweiz begeben und den letzten der Exilanten, eben den genannten Hussein, aufgesucht, um mit ihm ein neues türkisches Journal zu gründen, das ähnlich wie vordem der „Muchbir“, den revolutionären Tendenzen der Jung-Türkei im

ottomanischen Reiche Verbreitung verschaffen sollte. Die Zeitung kam zu Stande, aber es erschienen nur wenige Nummern, da es behufs Fortführung derselben an den nothwendigsten Geldmitteln gebrach. Bemerkenswerth ist, daß Zia sich wiederholt antrug, an der Redaction theilzunehmen, auf welches Ansinnen weder Hussein noch Mehemet eingehen wollten ... Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, eilte Mehemet nach Paris, um sich später als Combattant an demselben zu betheiligen, was ihm mehrfache Auszeichnung eintrug, wie wir später noch sehen werden.

Zia aber begab sich nach Griechenland, um sich mit einigen Freunden in Verbindung zu setzen, während er andererseits wieder die Protection des Vicekönigs von Aegypten zu erlangen anstrebte. Er schrieb lange, von Servilismus und Ergebenheit triefende Briefe, stellte sich dem Khedive in Allem und Jedem zur Verfügung, nicht ohne nachdrücklichst zu betonen, daß seine Dienste eine entsprechende Belohnung erheischen würden. Seine Enunciationen athmeten glühenden Haß gegen Mustapha Fazyl, was Ismaïl Pascha kaum geschmeichelt haben dürfte, dachte er des hauptsächlichsten Anlasses zu diesem Haße: der seitens seines Bruders verweigerten Subvention an Zia, dem einstigen Schwärmer für die Unabhängigkeit Aegyptens unter dem Scepter des „Königs" — Mustapha Fazyl! ... Indeß, was konnten solche Thatsachen in den Augen des Vicekönigs bedeuten? War er nicht ähnliche Wege gewandelt, und war sein Schalten und Walten nicht gleichfalls durchtränkt von zahllosen Infamien und Verbrechen? ... Zia war für Ismaïl Pascha nur eine Waffe, und er bediente sich derselben, soweit er ihrer Wirkung sicher war ...

Wir müssen nochmals nach London zurückkehren, um den anderen Mitgliedern der Jung-Türkei einige Worte zu schenken. Zia hatte begreiflicherweise ein schlechtes Andenken hinterlassen und die englischen Zeitungen beschäftigten sich einige Zeit mit

dem letzten Scandale, dann schien die Sache abgethan. Sie war es indeß keineswegs, denn bald ließen auch Aali Soavi und Aghiasch in einer Weise von sich hören, die in der öffentlichen Meinung das bischen Ansehen der jungtürkischen Partei vollends zerstörte.

Aali Soavi war jedenfalls das originellste Mitglied dieser Partei. Schon in Constantinopel machte er durch sein fanatisches Auftreten, durch seine zündenden Reden von der Gebetkanzel der Moscheen herab Aufsehen unter dem beturbanten Auditorium. Dann nahmen seine Enunciationen mälig einen politischen Charakter an, bis sie schließlich in einen Chauvinismus unerhörter Art übergingen. Aali Soavi predigte gleichfalls eine allgemeine Reform, aber es war eine Reform in seinem Sinne, d. h. ein auf dem Koran basirendes Selbstbestimmungsrecht der Völker des osmanischen Reiches — mit Ausschluß der Andersgläubigen. Reformen im europäischen Sinne, die sich bisher allerdings von sehr zweifelhaftem Werthe erwiesen, brandmarkte Soavi als einen frechen Eingriff der „Gjaurs“ in die inneren Angelegenheiten der Türkei, der entschieden abgewehrt werden müsse. Seine entschiedene Opposition gegen Aali Pascha, sowie seine heftigen publicistischen Angriffe, an die Adresse dieses Staatsmannes gerichtet, machten den Eiferer indeß in Stambul ehestens unmöglich, und so ging er freiwillig in's Exil, und zwar nach London.

Hier war er jederzeit einer der Haupt-Mitarbeiter — des „Muchbir“. Sein Chauvinismus kannte keine Grenzen, und trotzdem er inmitten einer der großartigsten Culturstätten der Welt, in dem fieberhaft arbeitenden, die Summe aller wissenschaftlichen Errungenschaften in seinen Fabriken, Maschinen-Etablissements, Museen, staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen enthaltenden London weilte, so hatte dieser osmanische Cultur-Apostel dennoch die Frechheit, all' dieses als einen theatralischen Humbug hinzustellen, die englische Freiheit als

eine Fiction zu erklären und begeisterte Lobhymnen für das ottomanische Reich ertönen zu lassen. Das war füglich kein Chauvinismus mehr, es war Verrücktheit. Hierbei war Aali Soavi ein Ausbund von Immoralität. Falschheit, Hinterlist, Charakterlosigkeit waren seine Capital-Eigenschaften; Rücksichtslosigkeit gegen seine Lebensgefährten, Heuchelei gegenüber Freunden und Feinden liefen nebenher. Auch in London schritt Aali Soavi stolz im grünen Kopfbund einher, um so jene denkwürdigen Worte Nadir Schahs zu illustriren, der einst einer Beschwerde führenden Deputation von Ulemas erklärte: „Auch die Enten haben grüne Köpfe und sind doch bekannt ob ihrer Gewohnheit, sich im Schlamme zu wälzen."

Im Jahre 1868 war Aali Soavi mit anderen Exilanten eifriger Besucher eines „Turkish-Divan" in der Hymarket Street (Leicester Square). Ein Café-Locale hierselbst bildete den beliebtesten Rendezvous-Platz, und hier wurde conspirirt, wurden Pläne geschmiedet, Anschläge aller Art angezettelt und schließlich die Beiträge für den „Muchbir" gesammelt. Bemerkenswerth ist, daß dasselbe Café von Damen, welche mehr als einen zweifelhaften Ruf besaßen, besucht wurde, um ihre schlüpfrigen Privatgeschäfte zu machen. Aali machte Bekanntschaft mit einer dieser Damen und nahm sie kurz hierauf zur Frau, was ihn selbst bei seinen minder scrupulösen Genossen vollends discreditirte. Als Mustapha Fazyl von diesem Scandale Kenntniß erhielt, entzog er ihm die früher bewilligte Subvention, was bei dem edelsinnigen Soavi eine ähnliche Folge nach sich zog wie bei Zia: er wurde einer der heftigsten Gegner des Prinzen. Ein ähnliches Schicksal ereilte den braven und uneigennützigen ottomanischen General-Consul in London, Mr. Gadbam. Aali Soavi war durch seine plötzliche Mittellosigkeit zu derart bedenklichen Negotiationen gedrängt worden, daß die Londoner Polizei ihn auf vierzehn Tage mit den Räumen des Gefängnisses von Kings-Croß Bekanntschaft machen ließ. Da sprang Mr. Gadbam

dem Bedrängten bei, ordnete seine Geldangelegenheiten und ließ ihm noch weitere Unterstützungen zukommen, was Aali Soavi als selbstverständlich befunden haben mochte, denn sonst wäre sein abscheuliches und empörendes Benehmen gegenüber seinem Wohlthäter nimmer erklärlich.

Kaum in Frankreich angekommen, versuchte er nämlich bei seinem frühern Wohlthäter Erpressungen zu bewirken; als dies nicht gelang, wendete er sich — wie Zia — direct an den Vicekönig von Aegypten und dessen alter ego Nubar Pascha, mit der Erklärung, die ägyptischen Interessen publicistisch und agitatorisch vertreten zu wollen, wenn man ihm eine Subvention zukommen ließe. Gleichzeitig gerirte er sich als Gemal einer Dame aus den vornehmsten Kreisen Englands, deren Geldangelegenheiten noch nicht geordnet seien.*)

In anderer Beziehung ward auch das Stambuler Volk in empfindlicher Weise getäuscht. Da es Aali Soavi und Zia während des Bestehens des „Muchbir" gelang, denselben in zahlreichen Exemplaren in die Residenz einzuschmuggeln und seinen türkischen Lesern die schönsten Dinge vorzudeclamiren, so meinten die Bethörten in der That, es mit braven, opferwilligen und tugendhaften Männern zu thun zu haben, die, das harte Brot des Exils, und noch dazu eines europäischen Exils, genießend, gleichsam als nationale Märtyrer, der Achtung, Theil-

*) Diese lügnerische Vorspieglung, welche Verbreitung gefunden haben dürfte, hat zu der Annahme geführt, daß Aali Soavi durch seine Heirat in bessere Vermögensverhältnisse eingetreten sei. Auch in dem bekannten ausgezeichneten Werke „Stambul und das moderne Türkenthum" von einem Osmanen (der übrigens ein guter Deutscher ist), finden wir diese irrige Ansicht vertreten. Die spätere Conduite von „Madame Soavi", ihre grausamen Allüren während den Bulgaren-Schlächtereien etc. entsprachen sonach vollkommen der „hohen Herkunft" dieser Megäre, deren schöne Vergangenheit mit der Londoner Prostitution innig zusammenhängt. (Anmerkung des Herausgebers.)

nahme und Unterstützung würdig wären ... Diese Illusion gegenüber unseren Lesern zu zerstören, haben wir wahrhaftig nicht nöthig. Zia's und Ali Soavi's Aufführung in der Fremde ist so viel wie unqualificirbar. Ihr Exils-Leben bildete nichts Anderes als eine Kette unausgesetzter Nichtswürdigkeiten, und daß in den Augen der Eingeweihten eine Institution, welche solche Menschen zu ihren Führern zählte, nur Verachtung ernten konnte, erscheint selbstverständlich.

Mustapha Fazyl Pascha mußte unter solchen Umständen seine frühere Leichtgläubigkeit noch büßen. Indeß er war rehabilitirt, und da er sein Ministerportefeuille bereits in Händen hatte, so dachte er sich selbst nützlich zu sein und im Vereine mit Khalil den wichtigsten und vielleicht einzigen Plan seines Lebens — die Erlangung der ägyptischen Herrschaft — durchzusetzen. Auf Khalil hielt der Prinz große Stücke, denn er kannte dessen hohe Fähigkeiten und war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sein braver Freund früher oder später die höchsten Stufen der osmanischen Beamten-Hierarchie erklimmen und ihm nützlich werden würde. Von der Jung-Türkei aber wendete er sich mit Abscheu ab. Wenige ausgenommen, hatten ihn alle Uebrigen infam verrathen, betrogen und grob beleidigt, seine Wohlthaten mit schwarzem Undanke gelohnt. Was aber für Mustapha Fazyl das Aergste war, das war jene innere Beschämung, die er sich zugefügt fühlte, mit solchen Elementen je verkehrt zu haben, und dies noch obendrein in abendländischen Großstädten, wo man ihm, dem Prinzen und Gentleman, mit aller Auszeichnung entgegengekommen war und seinem jungtürkischen Glaubensbekenntnisse hohe Wichtigkeit beimaß ... Ein „Führer", raisonnirte er, der solche „Schüler" sich erziehe, kann nur die Verachtung aller Welt für sich selbst einheimsen ...

Den letzten Thaten Zia's und Soavi's hätten wir noch die einiger anderer Jungtürken anzuschließen. Da hätten wir zunächst Mehemet Bey, den Neffen Mahmud Nedim's, der

eine Zeit lang mit Hussein Pascha in Genf zubrachte, dann aber nach Paris übersiedelte. Hussein hatte sich zu Zia nach Griechenland begeben ... In London befand sich noch Kemal Bey und Aghiasch Effendi. Ersterer, der sich bald von dem hohlen und unfläthigen Treiben seiner übrigen Genossen zurückzog, war der einzige unter den Exilanten, der seine Ehre makellos erhalten und seine Zeit mit anderen Dingen ausfüllte. Kemal ging bald seine eigenen Wege, studirte die englischen Einrichtungen und Gesetze, besuchte die Londoner Museen und wissenschaftlichen Anstalten und unterhielt einen regen Verkehr mit vielen Mitgliedern des diplomatischen Corps. Zwar blieb ihm einige Scham des empörenden Treibens seiner Genossen halber nicht erspart; dies konnte ihm aber an der allgemeinen Achtung, die er genoß, keinen Abbruch thun.

Ein anderer Londoner Exilant, Aghiasch, that sich dadurch hervor, daß er die öffentliche Meinung und nicht minder die Gerichte einige Zeit hindurch in Anspruch nahm. Eine englische Dame, die sich von dem Sohne des Ostens eine etwas zu romantische Vorstellung gemacht haben mochte und überdies von dem Titel „Excellenz", den Aghiasch führte, angelockt fühlte, ließ sich von diesem nach Frankreich entführen. Der banale Zwischenfall verlief indeß ohne besondere Folgen, die bedenkliche Nutzanwendung abgerechnet, welche die Londoner Zeitungen machten, und die darin bestand, daß man die Heldenthat Aghiasch's, wie jene Zia's und Soavi's, auf das Kerbholz der Jung-Türkei setzte.

Unter den Pariser Exilanten befanden sich einige höchst originelle Persönlichkeiten. Kemal Bey am nächsten gerathen war Rifaat, der sich in der Seine-Residenz ähnlicher Strebungen befleißte wie jener in London. Ein Anderer wieder, Reschad, fand großen Gefallen an dem geselligen Leben in Paris und er ließ sich von allen Verlockungen, an denen das moderne Babel so reich, unbehindert gefangen nehmen.

Von Fehltritten irgend welcher Art hat man indeß niemals vernommen. In der Gesellschaft spielte er deshalb eine Rolle, da er sich einmal in einem Duelle mit vieler Bravour geschlagen. Da dem richtigen Türken der Begriff von einer persönlichen Ehre etwas Unfaßbares ist, der Zweikampf ihm aber als die größte Verrücktheit gilt, so zeigt Reschad's Verhalten allerdings, daß er, wenigstens im Punkte der „persönlichen Ehre", die immerdar ihre Berechtigung behalten wird, mit dem aufgeklärten Europa ging.

Wir haben nun noch dreier Jungtürken zu gedenken: Mehemet Beys, Nuri's und Schenaïsi's. Letzterer, eine ganz unoffensive Persönlichkeit, wurde von Aali Pascha selbst, nahezu in der gleichen Zeit mit Khalil und Mustapha Fazyl, nach Constantinopel zurückberufen. Mehemet, von Genf nach Paris zurückgekehrt, erinnerte sich anläßlich des eben ausgebrochenen deutsch-französischen Krieges, daß in einem frühern Feldzuge (im Krim-Kriege) die Franzosen für die Sache der Türkei ihr Blut vergossen hatten: er wollte diese Schuld, und wenn auch nur als Einzelner wieder abzahlen. Er ließ sich in die französische Armee einreihen und kämpfte allerorts mit großer Bravour, was ihm Auszeichnungen aller Art eintrug. Im Lichte des eigenthümlichen Motivs erscheint dieser Jungtürke als ein Schwärmer origineller Art, dem unsere Achtung wenigstens in dieser Richtung nicht versagt werden kann ... Geradezu verblüffend durch seine Extravaganzen in ähnlicher Richtung tritt uns Nuri entgegen. Er war jederzeit ein Rohr im Winde, und sein sprungweises Vorgehen in allen seinen Unternehmungen beweist dies zur Genüge. Nuri war ursprünglich der extremste Alttürke, und um dies zu bethätigen, wallfahrtete er nach Mekka, um sich den grünen Turban und „Hadschi"-Titel zu holen.

Später, mit Kemal Bey befreundet, fand er Gefallen an dessen reformatorischen Ideen, er warf den Turban weg, stolzirte

im sogenannten „Reform-Kostüm“ einher und ging auch mit Kemal freiwillig in's Exil. Damit aber war es noch nicht abgethan. Mit Mehemet zu gleicher Zeit in Paris anwesend, als der deutsch-französische Krieg ausbrach, verblieb er zwar in der Stadt, schloß sich aber später der Commune an und betheiligte sich an all' ihren grausigen Handlungen. Ein Türke — Communard! . . . Das ist eine weitere Errungenschaft jungtürkischer Doctrinen . . . Nach seiner ersten Rückberufung nach Constantinopel ward Nuri nochmals exilirt (nach Akka), um, abermals begnadigt, zuletzt die Stelle eines dritten Secretärs des Sultans zu bekleiden . . . Besser im Jildiz-Kiösschk als in — Neu-Caledonien! . . .

2. Mustapha Fazyl und der Khedive.

Wir müssen uns nun einige Zeit von den Irrwegen, welche die meisten Mitglieder der „Jeune Turquie“ während ihres Exils gewandelt waren, abwenden, und von anderen Zwischenfällen berichten, die mit jenem Parteitreiben in innigstem Verhältnisse stehen. Mustapha Fazyl, das angebliche Haupt der jungtürkischen Phalanx, eigentlich aber nur deren intellectueller Schöpfer, der Mittelpunkt einer Schaar von Malcontenten, die in dem Prinzen zum mindesten einen Schicksalsgenossen (wenn auch keinen Gesinnungsgenossen in allen Stücken) erblickten, diesem Manne soll nun unser weiteres Interesse sich zuwenden. Daß die Anknüpfung nicht schwer, erhellt auf den ersten Blick. Mustapha Fazyl war durch viele Jahre das Weizenkorn zwischen den zwei Mühlsteinen Abdul Aziz und Ismaïl Pascha. Der Prinz hatte selbst in jener Zeit, da er sich dem Sultan gegenüber wieder als ergebener Diener erwies, seine Thronrechte auf Aegypten niemals geopfert, während Ismaïl seinerseits gerade gegenüber seinem Suzerän alle erlaubten und unerlaubten Mittel anwendete, um die letzten Illusionen seines Bruders endgiltig zu vernichten.

Die Folge solch' ungleichen Kampfes war nun zunächst die, daß sich Mustapha Fazyl mehr und mehr an die Glieder der Familie Abdul Medschid's anschloß. Die strenge Gewahrsam,

in welcher dieselben, namentlich aber der legitime Thronerbe Murad Effendi, gehalten wurden, verminderte zwar in hohem Grade den Werth solcher Sympathie, die bei all' ihrem persönlichen Charakter eines gewissen egoistischen Anstriches selbstverständlich nicht entbehrte. Hierbei blieb des Prinzen Aufmerksamkeit unverwandt auf das Schalten und Walten seines Bruders gerichtet. Um diese Zeit war in Aegypten eine sehr heftige Cholera-Epidemie ausgebrochen, deren Schrecken auch den Vicekönig ergriffen hatten, so daß er sich temporär außer Land begab. Damals riethen die Freunde des Prinzen dem Letztern, die Gelegenheit, die für einen Staatsstreich so günstig lag, nicht müßig vorübergehen zu lassen. Mustapha Fazyl sollte sich unverzüglich nach Aegypten begeben; die Bevölkerung, hieß es, harre seiner Ankunft, denn sie sei der Bedrückungen Ismaïl's überdrüßig; man versicherte ferner, daß Mustapha sich blos in Kairo zu zeigen brauche, um eine Umwälzung der Verhältnisse herbeizuführen, die die Rückkehr des Vicekönigs für immer unmöglich machen würde.

Dennoch weigerte sich Mustapha Fazyl, in dieser Angelegenheit einen Gewaltschritt zu thun, sondern setzte nach wie vor all' seine Hoffnungen auf einen eventuellen Thronwechsel in Constantinopel selbst, der sich um jene Zeit im Stillen vorzubereiten schien. Sultan Abdul Aziz hatte sich nämlich zur Weltausstellung nach Paris begeben, indem er seinen Neffen, den legitimen Thronerben Murad Effendi, mit sich nahm, um jeder gefährlichen Conspiration die Spitze abzubrechen. In Constantinopel selbst gestalteten sich die Dinge damals höchst bedenklich. Das Volk empfand mehr und mehr, daß es von einigen Gewalthabern, mit dem Chalifen an der Spitze, auf unverantwortliche Weise ausgenützt werde, daß die Steuerlast von Jahr zu Jahr drückender heranwachse, und daß schließlich die Abgaben des Volkes wohl dem Aufwand in den kaiserlichen Palais und großherrlichen Harems erhöhten Glanz verleihen, nicht aber dem

Lande, dem Reiche selbst, am allerwenigsten nach außen. Um solchen Stimmungen größere Verbreitung zu verschaffen, war die eben im Entstehen begriffene Jung-Türkei das zuverlässlichste Mittel. In öffentlichen Kanzelreden, sowie in zahlreichen Journal-Artikeln propagirten namentlich die jungtürkischen Matadore Aali Soavi, Kemal und Zia Ideen unter dem Volke, die leicht zu einer politischen Katastrophe hätten führen können.

Die Absichten dieser Conspiratoren gingen aber noch viel weiter. Zwei Tage vor der Flotten-Revue zu Spithead, welche die Königin von England zu Ehren ihres Gastes, des Sultans, veranstaltete, sollte Prinz Murad sich heimlich aus dem Gefolge davon machen und unverzüglich an den Bospor zurückkehren. Hier, vom Volke zweifellos unterstützt, sollte der gleichfalls gewonnene Scheit-ül-Islam durch eine Fetwa den Thronwechsel legalisiren, und das bedeutsame Ereigniß würde sich in aller Stille, und wahrscheinlich nicht so blutig und dramatisch bewegt wie neun Jahre später, vollzogen haben . . . Daß Mustapha Fazyl in diese Verschwörung verwickelt war, ist zweifellos. Jedenfalls war er in einer Richtung ihre intellectuelle Ursache — denn der Prinz war schon damals ein Glied jener Partei, welche später den Namen „Muradisten" erhielt. Gleichwohl verlief das ganze geplante Unternehmen spurlos im Sande. Es mangelte an den nöthigen Geldmitteln, um eine solche Staatsaction entsprechend in Scene setzen zu können, namentlich aber um jene Bestechungen im großartigsten Maßstabe (die Effendis, Generale und überhaupt die gesammte Stambuler Garnison) durchzuführen, welche die Gewähr des Erfolges wesentlich vergrößert, wenn nicht ausschließlich möglich gemacht haben würde.

Der Sultan und sein Neffe kehrten wieder zurück, und schweigsam drückten sich die „Retter in der Noth" zur Seite, nicht ohne Grund den Verrath fürchtend, der auf dem orientalischen Boden so ungemein üppig wuchert. Es kam indeß nicht zu solchem Nachspiele. Der Sultan fühlte vielmehr das

Bedürfniß, das bekannte Intriguenspiel fortzusetzen, indem er die Vortheile recht wohl begriff, die ihm aus demselben erwachsen müßten. Um nur eines originellen Zwischenfalles Erwähnung zu thun, greifen wir einige Jahre voraus, da sich derselbe bereits unter dem ersten Großvezierate Mahmud Nedim Paschas abspielte. Man hatte eben, nach Ueberwindung von allerlei Schwierigkeiten finanzieller Natur, das neue Gebäude des Finanzministeriums unter Dach gebracht, aber die Räume desselben waren noch vollkommen leer, kein Möbelstück, keine Draperien, nicht das geringste Detail des mobilen Zubehörs war vorhanden . . . Dem Großvezier andererseits gebrach es an einem geeigneten Finanzminister. Der Sultan, von dieser doppelten Calamität unterrichtet, wußte indeß gleichwohl einen Ausweg, und dieser war in der That in seiner Art einzig . . . . „Ich habe meinen Finanzminister," sagte er zum Sadrazam, „er ist kein Geringerer als Mustapha Fazyl" . . . Wäre solche Ueberraschung nicht aus dem Munde des Souveräns gekommen, Mahmud Nedim würde sich eines Lächelns kaum zu erwehren vermocht haben. Der Sultan aber, dem das Erstaunen seines Großveziers nicht entgangen war, sagte weiter: „Mustapha versteht zwar nichts von der Finanzwirthschaft, er ist aber reich und auch ein wenig eitel; er wird den Ministertitel nicht verschmähen, in's neue Palais einziehen, dasselbe luxuriös meubliren. Wir haben dann ein prächtiges Finanzpalais und nach einiger Zeit werden wir einen — Nachfolger für den Prinzen schon ausfindig machen" . . . . In der That ist das neue Finanzpalais von Mustapha prachtvoll eingerichtet worden, und dies kostbare Inventar verblieb dem Gebäude auch dann noch, als der Prinz seinen „Nachfolger" gefunden, ein Act von Generosität, die ihm nun einmal angeboren war. Mustapha's Möbel figuriren übrigens noch heute im Palais des Finanzministeriums.

Dieser höchst originelle Zwischenfall hatte indeß seinen politischen Haken. Ismaïl Pascha, eifersüchtig auf jeden Fort-

schritt, den sein Bruder am Goldenen Horn in der Gunst des Sultans machte, sandte einen eigenen Agenten, Abraham Pascha, nach Stambul, der jede weitere Gunstbezeugung vereiteln sollte. Die Sache stand indeß schlecht für den Vicekönig, denn dieser hatte sich einige Jahre vorher höchst verrätherisch benommen. Während des Aufstandes auf Kreta verlangte Sultan Abdul Aziz von seinem Vasallen Unterstützung in Form von Truppensendungen. Nach vielen Umständlichkeiten kam es endlich zur Einschiffung von ganzen 4500 Mann, welche, auf Kandia angelangt, und unter Commando des ägyptischen Kriegsministers stehend, wahrlich keine Lorbeeren ernteten. Das Contingent wurde alsbald zersprengt, sein Munitions- und Proviantvorrath von den Insurgenten erbeutet und die Farce hatte ihr Ende. Die bösen Zungen in Stambul, welche meinten, Ismaïl habe dies Mißgeschick absichtlich herbeigeführt und die Kandioten sogar in ihren Absichten unterstützt, werden kaum fehlgesprochen haben, denn der Vicekönig wußte nichts besseres zu thun, als seinen zurückgekehrten Kriegsminister ostentativ auszuzeichnen, wozu doch wahrlich nicht der geringste Anlaß vorhanden war, denn seine Gefangennehmung war keineswegs mit einer Heldenthat verbunden: sie scheint vielmehr eine abgekartete gewesen zu sein.

Diesen Zwischenfall hatte man sich wohl gemerkt, und daß unter solchen Umständen die Rolle Riaz Paschas, des viceköniglichen Agenten, im Jahre 1872 eine schwierige sein mußte, leuchtet ein. Gleichwohl hatte der Abgesandte des Vicekönigs ein Heer von Agenten zu seiner Verfügung, und diese Agenten waren nicht etwa von der Sorte gewöhnlicher Faiseurs, sondern sie recrutirten sich aus allen Classen der Stambuler Bevölkerung. In den verschiedenen Ministerien, im Palais, unter den Hofchargen, ja selbst im diplomatischen Corps gab es deren eine größere oder kleinere Zahl. Und dabei hatte Riaz Pascha die Stirne, diesem Treiben ein officielles Stigma aufzudrücken, denn er vermaß sich einem europäischen Vertreter gegenüber,

der diese Wühlereien als höchst bedenklich hinstellte, offen zu erklären, er und seine „Freunde“ wollen die Thronfolge-Aenderung für Aegypten durchsetzen, koste es, was es wolle. Riaz meinte, das Geld des Vicekönigs habe bereits ganz Stambul corrumpirt, was wohl wahr; er vergaß aber hinzuzusetzen, daß diese enormen Summen dem armen ägyptischen Volke abgepreßt wurden, und daß sich an dieser Menschenschinderei nicht nur der edle Vicekönig selbst, sondern auch alle seine Würdenträger, in erster Linie sein alter ego, Nubar Pascha, betheiligten.

Bei Nennung dieses Namens müssen wir auf ein Ereigniß zurückgreifen, welches seinen Träger in einer Weise kennzeichnet, die keines weitern Commentars bedarf.

Nubar war nämlich schon zur Zeit, da noch Saïd Pascha in Aegypten regierte, der Busenfreund Ismaïl's, der böse Geist, der zum großen Theile die Fehltritte des spätern Vicekönigs auf dem Gewissen hat. Indeß gebrach es diesem Letztern in der Zeit vor seiner Herrschaft keineswegs an entsprechenden „Talenten“, um die Bestrebungen des schlauen Armeniers ehestens zu erfassen. Was jenen indeß am meisten verstimmte, das war die Gewißheit, hinsichtlich des ägyptischen Vasallenstuhles seinen Ehrgeiz nicht so bald erfüllt zu sehen. Nicht Ismaïl, sondern Achmet war, dem Senoriat nach, der Erbe der Herrschaft im Pharaonen-Lande. Es war dies sein Onkel, und er besaß noch einen zweiten, Halim, dem zwar die Herrschaft erst nach Ismaïl blühte, an dessen Existenz ihm aber gleichwohl wenig gelegen war.

Was am Goldenen Horn seit Jahrzehnten zu dem abenteuerlichsten, aber jeder Begründung entbehrenden Märchen gehörte, das sollte sich im Nillande noch in der allerjüngsten Zeit abspielen — ein erschütterndes Familien-Drama, das mit großem Raffinement in Scene gesetzt wurde. Nubar, damals Director der ägyptischen Eisenbahnen, veranstaltete eine Lustfahrt nach Suez, an der sich die drei Prinzen, Ismaïl, Halim und Achmet, betheiligen sollten. Den eigentlichen Anstoß zu diesem

Ausfluge gab indeß Ismaïl, der unerwarteterweise im letzten Augenblicke „wegen Unpäßlichkeit" absagen ließ. Nubar, der sich wohl am Bahnhofe einfand, aber die Entschuldigung vorbrachte, unter solchen Umständen gleichfalls zurückbleiben zu müssen, hatte in diesem Augenblicke noch immer Gelegenheit, das zu verhüten, was kurz hierauf geschehen sollte.

Der Zug, ein Expreß-Train mit nur einem Waggon, in welchem sich die beiden Onkels Ismaïl's befanden, setzt sich in Bewegung und ras't mit ungeheuerer Geschwindigkeit durch das flache Nilland. Da, an der Brücke von Kaffezaia, bemerkt der Maschinist, daß dieselbe (eine Schiebe-Brücke) eben eingezogen war, um einige Nil-Barken durchzulassen, — er läßt einen schrillen Pfiff, ein markerschütterndes Nothsignal ertönen — zu spät, denn die Locomotive hat bereits das Ufer erreicht und im nächsten Augenblicke versinkt dieselbe mit dem Waggon und einem seiner Insassen in den schlammigen Nil-Fluthen . . . Es war Achmet. Halim, jünger und gewandter, hatte in dem entsetzlichen Momente, wo er die Gefahr ahnte, einen Sprung durch's Fenster gewagt und so sein Leben gerettet.

Das war die Tragödie von Kaffezaia, das große Geheimniß, das der Nil deckt, obgleich Diejenigen, die es am Gewissen haben mögen, noch heute unter den Sterblichen wandeln. Bald hierauf starb Saïd, und Ismaïl konnte ungeschmälert seine Herrschaft antreten. Halim, der Gerettete, mußte sich die großartigsten Heucheleien gefallen lassen; Nubar begrüßte ihn in überschwenglichen Worten und dankte dem Allerbarmer für den Schutz, den er dem Onkel seines Gebieters und Freundes angedeihen ließ. Auch Ismaïl war geneigt, die Komödie der „Vorsehung" in's Ungeheuerliche zu treiben. Doch nicht zu lange: denn bald reifte in dem Gehirne dieses wenig scrupulösen Prinzen der Gedanke, die Thronfolge-Ordnung überhaupt umzustürzen und weder Halim noch Mustapha das Erbe der Herrschaft antreten zu lassen, sondern seinem erstgeborenen Sohn. Halim mußte bald in's

Exil, das er indeß nicht sehr empfand, denn er war trotz aller Unbill seinem Neffen auch in späteren Jahren immer zugethan.

Mustapha Fazyl fühlte Zeit seines Lebens diesen Zwischenfall schwer auf sich lasten. Daß das grausige Unglück kein bloßer Zufall war, schien ihm unzweifelhaft, nur wußte er nicht, wen er dieses Verbrechens eigentlich anklagen sollte, seinen Bruder oder Nubar Pascha ... Wie dem auch sei, die Fluthen des Nil sind stumm, und wer sonst noch Schuld an der Katastrophe tragen mochte (Bahnbedienstete ꝛc.) dürfte sich wahrscheinlich seit damals längst der — ewigen Ruhe erfreuen ... Gleichwohl sollte die errungene Herrschaft in den späteren Jahren Ismaïl Pascha wenig innere Befriedigung gewähren. Mustapha Fazyl besaß in Aegypten einen großen Anhang, und diese Thatsache verursacht dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Vicekönig manche schlaflose Nacht, denn ein Heros war der moderne Pharao keineswegs. Sein Bruder war ihm das Schwert des Damokles, das jederzeit auf sein Haupt niederfallen und es zerschmettern konnte.

Vollends unsinnig war es aber, was Ismaïl Pascha in der ersten Zeit seiner Herrschaft von sich selbst, von der Kostbarkeit seiner Person träumte. Wie er unablässig thätig war, um einen höhern Titel als den eines „Pascha“ zu erringen, und welche Geschmacklosigkeiten er sich hierbei zu Schulden kommen ließ, darüber soll weiter unten die Rede sein. Ismaïls Träumereien gingen aber noch viel weiter, und er fühlte sich berufen (ohne diese Lächerlichkeit an eine unberufene Adresse gelangen zu lassen), das arabische, speciell ägyptische „Chalifat“ wieder herzustellen ... Schon Abbas besaß die Thorheit, oder war vielmehr derart blödsinnig, diesem Traume nachzujagen.*) Am

*) Er meinte, die Wahabiten in Hoch-Arabien zu diesem Projecte zu gewinnen und entließ nicht nur die gefangenen Mitglieder des wahabitischen Herrscherhauses, sondern verrieth auch seine eigenen Truppen an jene. Statt das Chalifat über Arabien zu erringen, büßte Abbas Pascha seine ohnedies etwas fadenscheinig gewordene Herrschaft im Wahabitenlande ein. (Anmerkung des Herausgebers.)

Ende aber hatte dieser Sonderling noch immer etwas vor Augen, was einst bestand, also wieder gegründet werden konnte. Nicht so Ismaïl Pascha. Ein „ägyptisches Chalifat" hat es unseres Wissens niemals gegeben.

Als Amr am Nilstrome erschienen war, da geschah dies im Auftrage des zweiten Chalifen Omar .... „Wenn Du bei Empfang dieses Briefes in Aegypten bist, dann gehe vorwärts; bist Du noch nicht dort, dann kehre um", schrieb damals der „Fürst der Gläubigen" seinem Feldherrn. Und Amr, der von der Ankunft des Boten avisirt war und auch den Inhalt des Briefes gekannt haben soll, beeilte sich, die Grenzen Aegyptens zu überschreiten, um in seinem Sinne handeln zu können, das heißt das Nilreich zu erobern. Am rechten Ufer, gegenüber Memphis, stand Amr's Zelt (Fostat und nach diesem ward die neue moslimische Ansiedlung — das spätere Alt-Kairo — benannt. Erst unter Achmet Ibn Tullun begannen die Bauten zu Neu-Kairo (Kahira al Maßr, und dieser Ibn Tullun war es, der vom abbassidischen Chalifat, dessen Statthalter in Aegypten er war, abgefallen war und sich unabhängig erklärte (876). Da das abbassidische Chalifat noch mehrere Jahrhunderte fortdauerte, so gebührte den Tulluniden selbstverständlich dieser Titel nicht und sie führten ihn auch nicht. Die Fatimiden (seit 970) vollends, die als Schiiten das sunnitische Chalifat in Bagdad grimmig haßten, waren noch viel weniger nach dem Chalifentitel lüstern, obwohl sie, in ihrem Glauben als rechtmäßige Erben der Herrschaft über alle Gläubigen (und nur darin liegt der Begriff des Chalifats hierzu zum mindesten den Schein der Berechtigung für sich gehabt hätten ... Dann kann der wahnsinnige Hakim, der spätere „Gott" der Drusen im Libanon, der in seiner Eigenschaft als „Beamr Allah" es wohl nicht nöthig hatte, zu seiner Göttlichkeit noch einen Chalifen-Titel dazu zu beanspruchen.

Später (vom 13. bis zum 16. Jahrhundert) kamen die

Mamluken zur Herrschaft und sie nannten sich schlechtweg „Sultane". Mittlerweile war das Chalifat von den Abbassiden auf die Seldschukiden übergegangen; zuletzt fiel die Erbschaft den Osmanen zu, und 1516 besiegte Selim I. zuerst den vorletzten der mamlukischen Sultane in Syrien. Tuman Bey endlich sollte das Ende der ägyptischen Selbstständigkeit erleben. In der Schlacht bei Gaza drang er zwar mit großer Todesverachtung bis zum Zelte Selim's vor und hieb einige Garde-Officiere des Sultans nieder, die allgemeine Flucht der Seinen riß aber auch ihn mit. Er wurde bald hierauf in Aegypten selbst überwunden und unter Bab-Zuweile von dem Eroberer Selim aufgeknüpft. Der Sultan nahm nach seiner Rückkehr über Damascus aus dieser letztern Stadt die sogenannte „Fahne des Propheten" nach Stambul mit sich.*)

Dies ist die Sachlage über die Erbschaft des Chalifen-Titels. Noch heute ist der osmanische Sultan, als Oberherr aller Moslemin, der „Chalif"; er schließt eine imaginäre theokratische Macht in sich, und damit derselben ja kein Abbruch geschehe, hat man es für nöthig befunden, den I. Artikel der ottomanischen Verfassung mit diesem obersten Glaubenssatze zu identificiren ... „Der Sultan ist der Chalife aller Mohammedaner", heißt es in der Urkunde vom 23. December 1876. Und das hat seine Bedeutung, die nie und nimmer verkannt werden sollte, so oft es sich um die moslimischen Völker handelt, stünden sie nun unter was immer für einer Herrschaft.

Was Ismaïl bei solch' unsinnigen Träumereien völlig übersehen zu haben scheint, das war die unbesiegbare religiös-politische Macht, welche in der Person des Scheik-ül-Islam repräsentirt ist. Zwar steht dem Sultan das Recht der Einsetzung und Absetzung dieses kirchlichen Oberhauptes zu; andererseits aber hat so manche „Fetwa" des Scheik-ül-Islam Sultane

---

*) Ueber das „Chalifat": Anmerkungen des Herausgebers.

gestürzt, wodurch auch die Macht über den „Chalifen" nach Recht und Gesetz dieses „Glaubensfürsten" (denn dies bedeutet der arabische Titel Scheik-ül-Islam) klar documentirt wurde und nach wie vor documentirt wird ... Wie Ismaïl Pascha eine zwölfhundertjährige, durch den Koran sanctionirte Tradition umstürzen wollte, ohne innere und äußere Consequenzen in der gesammten islamitischen Welt, bleibt ein Räthsel. Es war das Aergste, was der Dämon des Ehrgeizes dem Statthalter des Sultans eingeflüstert hatte; und diese Einflüsterung hat zum Glücke nie ein Echo gefunden ...

Ismaïl's Bestrebungen standen auch vollkommen im Widerspruche mit den Bestimmungen des Fermans vom Jahre 1841, wo die Rechte und Pflichten der ägyptischen Statthalter sehr genau präcisirt wurden, und wo es wörtlich heißt, daß dieselben trotz des ihnen, beziehungsweise Mohammed Aali zugestandenen Vasallen-Verhältnisses, weder rücksichtlich der inneren staatlichen Organisation, noch in der Repräsentanz nach außen, den Titel und die Competenz eines „Veziers der Hohen Pforte" nicht überschreiten dürften ... Was anderseits die Umänderung der Erbfolge-Ordnung anbelangt, so war auf dieselbe nur dann zu rechnen, wenn Abdul Aziz, mit Gewalt oder äußere Unterstützung, vorerst sein eigenes Project in dieser Richtung (die Erbfolge in directer Linie auf seinen Sohn Jussuf Izzedin) durchgesetzt haben würde. Die Absichten Beider, des Sultans und des Khedives, liefen aber dem islamitischen Gesetze (Scheriat) directe zuwider, denn dieses bestimmt, daß das Staatsoberhaupt jederzeit durch das älteste Mitglied der regierenden Familie repräsentirt werde. „Ekber und Erfched" — der Aelteste und Weiseste — soll über die Gläubigen auf dieser Erde gebieten.

Mustapha Fazyl hatte sonach gegenüber seinem Bruder noch ein Uebriges voraus: er war und blieb unter den conservativen Moslims der rechtmäßige, „durch Gottes Willen" hierzu bestimmte Thronerbe in Aegypten. Den Khedive interessirte dieses

6*

Rechtsbewußtsein und dieser theoretische Glaubenssatz wenig. Der Mohammedanismus lag ihm eben nicht sehr am Herzen. In diesem Sinne beurtheilten ihn die Aegypter sehr richtig, indem sie sagten: „War Abbas noch ein Moslim, Saïd ein Christ, so ist Ismaïl — ein Jude.“*) Das Scheriat konnte sonach leicht geopfert werden; nicht so die Gunst des Sultans, dessen Habsucht der ägyptische Satrap ausnützte, um seine Absichten in irgend einer Weise durchzusetzen. Scrupulös war Ismaïl Zeit seines Lebens niemals gewesen. Er hatte sich die Herrschaft durch das „Unglück“ von Kafr-ez-zajât gesichert, und als Saïd gestorben war, entschlüpften schon damals Mustapha Fazyl die Worte: „Armes Aegypten, in welche Hände bist du gefallen . . .“

Gleichwohl wußte der Khedive mit Hilfe seines Ministers Nubar Pascha und mit Nachhilfe einer käuflichen Presse von seinen civilisatorischen Bestrebungen dem Abendlande gewaltig Sand in die Augen zu streuen. Wir haben dieser Täuschung bereits einmal Erwähnung gethan. Was wir aber hier nachzutragen hätten, das ist, wie sehr die Diplomaten, diplomatische Vertreter und andere Weltretter, denen an Ort und Stelle das Treiben des Vasallen der Pforte nicht entgangen sein konnte, dessen Handlungen unkritisirt ließen. Gab es doch damals rauschende Festlichkeiten in Hülle und Fülle, glänzende Bälle, Corsofahrten und Lustbarkeiten ohne Ende, an denen auch die Europäer sich betheiligten, obwohl sie wissen mußten und in der That auch wußten, woher man das Geld zu solchem Jubel genommen. Bei Gelegenheit eines Ballfestes im Palaste auf der Nilinsel gegenüber Bulak, der mit unerhörter Pracht von deutschen Architekten hergestellt wurde, ließ Ismaïl eine Brücke über den 400 Meter breiten Strom schlagen, wie einst Caligula über den Golf von Bajä. Alle Schifffahrt mußte feiern, so lange diese Brücke stand. Aber selbst der Finanzminister ließ, um die

*) Anmerkung des Herausgebers.

Zufahrt zu einem von ihm gegebenen Ball zu erleichtern, die Nachbarhäuser niederreißen und deren Bewohner auf die Straße werfen . . .*)

Eine andere Farce des Vicekönigs war die Schöpfung einer Art von „Deputirten-Kammer", die im Abendlande natürlich großen Beifall fand. Aber schon der Art. I dieses Statuts enthielt die erbauliche Clausel, daß die Kammer sich nur mit den inneren Angelegenheiten des Reiches zu befassen hätte, und daß alle Vorschläge derselben der Entscheidung des Vicekönigs vorbehalten bleiben sollten . . . Was so ein hirnverbrannter orientalischer Satrap für wunderliche Vorstellungen von einer Volksvertretung hat! In Europa fand man aber, daß diese Einrichtung viel Weisheit verrathe, denn „die Aegypter seien ja politisch nicht reif und bedürften recht wohl einer Bevormundung seitens ihres Oberhauptes" . . . Daß dieses Oberhaupt selbst einer Bevormundung bedurft hätte — die später allerdings auch wirklich platzgriff — vergaßen damals die Bewunderer des ägyptischen Reformators hinzuzusetzen.

Der gesammte ägyptische Höllenbrenghel erhält übrigens gerade durch das eigenthümliche Treiben der Europäer in Kairo und Alexandria sein ganz besonderes Relief, und in dieser Richtung muß manches zur Entschuldigung des Khedive vorgebracht werden. Die unerhörte Freigebigkeit des Letztern, die mehr als leichtsinnige Verschwendung war, kam am Ende doch großentheils denjenigen Parasiten zugute, die vom Honigtopfe des „erleuchteten Fürsten" naschten und im Handumdrehen Millionen „verdienten". Im Jahre 1875 gingen einige Alexandriner ganz ernsthaft mit der Idee um, dem Vicekönig ein Denkmal zu setzen. Der Anreger dieser schönen Absicht war aber ein griechischer Banquier, der durch die Munificenz des

*) Nach der „Allgemeinen Zeitung" 1869. Anmerkung des Herausgebers.

„großen Mannes“ fabelhafte Reichthümer erworben hatte, und dem am Ende eine solche That noch weitere reichliche Zinsen getragen haben würde. Was überraschte, das war die ablehnende Haltung Ismaïl's in dieser Angelegenheit. Die bereits aufgebrachte Summe sollte aber zu einem Schulbaue verwendet werden, von dem bis heute nichts mehr verlautete. Ebenso spurlos ist das gesammelte Geld in der Höhe einer halben Million Francs verschwunden. Daß die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Suez-Canals etwa 20 Millionen Gulden kosteten, und daß während der Vermälungsfeierlichkeiten zweier Töchter Ismaïl's, die acht Tage währten, die Kleinigkeit von 200.000 Francs auf — Stearinkerzen verausgabt wurde, wollen wir nur nebenher bemerken.*)

Wir haben an einer frühern Stelle der großartigen Selbstüberschätzung Ismaïl's und der Lächerlichkeit desselben gedacht, sich den Chalifen-Titel zu usurpiren. Dieser Wahnsinn ist glücklicherweise nie offen zum Ausbruche gekommen. Wohl aber eine andere ähnliche Kundgebung, von der Mustapha Fazyl einst im intimern Kreise folgendes erzählte: .. „Mein Bruder hatte Zeit seines Lebens einen großen Widerwillen gegen seinen officiellen Titel „Pascha“ besessen. Er war zwar durch den Ferman von 1841 festgestellt worden; doch bedeutete dieser Titel in der That nichts mehr als der eines Veziers der Hohen Pforte. Ismaïl sann lange darüber nach, wie dieser Uebelstand zu beseitigen wäre, und da die Bescheidenheit niemals seine schwache Seite war, so verlangte er kurzweg den Zusatz „Aziz“, was im Arabischen so viel wie der „Höchstgeliebte, der Glückseligste“ bedeutet und als alleinstehendes Wort eine der Eigenschaften Allah's bildet. Als moslimischer Eigenname ist er jederzeit mit einem andern Worte derart verbunden, daß die nichtige Stellung des Namensträgers zu dem „Aller-Glückseligsten“ in irgend einer

*) Anmerkung des Herausgebers.

Weise zum Ausdrucke gelangt. So nennt sich der Sultan — meinte Mustapha weiter — Abdul Aziz, d. i.: Der „Knecht des Aziz" (des Glückseligsten, Höchstgeliebten) . . . Ismaïl aber wollte mehr als der „Knecht Gottes", er wollte „Gott" selbst sein."

Diese Enthüllung vermag, so neu sie ist, keineswegs zu überraschen. Die Hoffart, der unbegrenzte Ehrgeiz Ismaïl's konnte denselben zu den größten Extravaganzen treiben, und er besaß ganz die Anlagen, ein Nero, Caligula oder Heliogabal zu werden, würde der unausgesetzte Verkehr mit dem Abendlande und sein Civilisations-Sport dieses bedenkliche Talent nicht mälig eingeschlummert haben. Aber die Titelfrage war dem ehrgeizigen Satrapen zu sehr an's Herz gewachsen und mit vieler Mühe erlangte er endlich von der Pforte die Bewilligung, sich „Khedive" (richtiger Chidiv) nennen zu dürfen . . . Nach einer Erklärung Mustapha Fazyl's soll dieser Titel nichts Geringeres als — „Erz-Teufel" bedeuten.*

Bei all dieser Ueberschwenglichkeit ist Ismaïl nichts weniger als persönlich muthig. Er mag wohl viel auf dem Gewissen haben und seine düstersten Geheimnisse hütet — der Nil; das ägyptische Volk aber ist geduldig, und diese Geduld reicht bis auf den „Gott-Menschen" Al Hatim zurück, der bei jedem seiner Spazierritte Leute, die er begegnete, eigenhändig niederzusäbeln pflegte. Ismaïl's Furchtsamkeit war aber bereits mehrmals vom Uebel, denn sie hat Anderen das Leben gekostet. So ließ er einmal absichtlich, um sich verdächtiger Personen zu entledigen, in seine Loge des Cairenser Theaters eine kleine

*) Diese Etymologie erscheint uns etwas gewagt, obwohl im Persischen das Wort „Div" so viel wie Teufel (im Koran Iblis), aber mehr in der Bedeutung von „Böser Geist" bedeutet. Streng genommen ist ein „Div" nichts Anderes als ein Gespenst, und in türkischen, wie in persischen Volkssagen spielen die „Städte der Divs" (unterirdische Behausungen) eine Rolle. Die Bedeutung des Wortes „Khe" entzieht sich der Discussion, da die richtige Schreibart „Chi" ist . . (Anmerkung des Herausgebers.)

Pulvermine legen, die eine Viertelstunde vor seiner Ankunft im Theater auffliegen sollte. Die Komödie wurde genau nach den getroffenen Dispositionen aufgeführt, und nun hatte der Khedive sein „Complot“ und durfte ungescheut, ja in den Augen der öffentlichen Meinung sogar mit vollem Rechte, Maßregeln nach seinem Gutdünken treffen ... Auch gab es eine Zeit, wo Ismaïl niemals Briefe selbst erbrach; er überließ dies vielmehr seinem Secretär oder Adjutanten und hielt sich in angemessener Entfernung, um im Falle der Explosion einer Miniatur-Höllenmaschine nicht am Ende Schaden zu nehmen. Auch in Trank und Speise war unser Held jederzeit äußerst vorsichtig — Alles Symptome einer bewußten schweren Schuld, die jeden Augenblick ihren Rächer finden konnte ...

Würdig dieses seltenen Herrschers ist dessen Minister des Aeußern, Nubar Pascha. Er hatte durch Jahrzehnte wesentlich dazu beigetragen, daß Aegypten auf den Punkt gerathen mußte, auf welchem es sich heute befindet. Zwar hatte die Pforte dagegen Protest erhoben, daß der Vicekönig überhaupt die Stelle eines Ministers des Aeußern geschaffen, da Aegypten kein Recht besaß, mit dem Auslande direct zu verkehren, aber Ismaïl Pascha war sogleich bei der Hand, die seitens der Pforte gehegten Befürchtungen zu entkräftigen. Namentlich stellte er die Stellung Nubar Paschas so dar, als sei sie nur das Mittel, um mit denjenigen Höfen verkehren zu können, welche zu den bevorstehenden Feierlichkeiten anläßlich der Eröffnung des Suez-Canals Einladungen erhalten sollten. Zu der betreffenden Mission Nubar's habe die Pforte selbst Empfehlungsschreiben beigeschafft, wodurch der Vorwurf an innerer Logik entbehre ... Diese Logik war aber gleichwohl vorhanden, da Nubar kein Commissär war, sondern als factischer Minister des Aeußern sich gerirte und von den abendländischen Mächten auch als solcher erkannt wurde.

Weiter noch die Regierung Ismaïl Paschas zu beleuchten,

ist nicht unsere Sache. Wir haben überhaupt dieses heikle Thema, das heute alle Welt kennt, berührt, um den Gegensatz zwischen Ismaïl und Mustapha um so eclatanter darzustellen . . . Eines aber müssen wir noch berühren, den Aufenthalt des Vicekönigs am Bosporus. Es war im Jahre 1873. Ismaïl bewohnte das kaiserliche Lustschloß Emirghian und ließ sich's ungeheuer viel kosten, um die Gunst des Sultans zu erringen. Ein Geschenk von 50.000 Hinterladern für diesen war nicht ohne Wirkungen. Dann kam die Sultanin Valide und schließlich Prinz Izzedin an die Reihe, denen zu Liebe gelegentlich des Thronbesteigungs-Festes Abdul Aziz' (das in den Juni fiel) rauschende und kostspielige Festlichkeiten arrangirt wurden. Daß Ismaïl im Uebrigen mancherlei feierliche Versprechungen ablegte, liegt auf der Hand. Das Uebrige besorgten die verschiedenen Großwürdenträger, die für das Geld des Khedives sich sehr empfänglich zeigten und auf einmal in Aegypten Alles in schönster Ordnung fanden, nachdem noch kurz vorher (wie beispielsweise im Ferman des Großveziers) die dortigen Zustände als unhaltbar geschildert wurden.

Solcher Politik hatte es Ismaïl Pascha zu verdanken, daß der Sultan schließlich von der ägyptischen Herrlichkeit überzeugt war und durch den Ferman vom 8. Juli 1873 die neue Erbfolge-Ordnung in der vicekönigllichen Familie decretirte. In diesem Documente hieß es:*) „Wir thuen hierdurch kund, daß Wir Deine Bitte in Erwägung gezogen und beschlossen haben, in einen einzigen Ferman alle Fermans und Hats zusammenzufassen, die seit Erlaß jenes Fermans, welcher Deinem Vorfahr Mehemet Ali die erbliche Thronfolge in Aegypten verlieh, an die Khedives von Aegypten gerichtet wurden, sei es, um den Successionsmodus abzuändern, sei es, um Aegypten neue, mit den Sitten der Einwohner, mit dem Charakter und der Natur des Landes harmonirende Privilegien und Immunitäten zu be-

*) Einschaltung des Herausgebers.

willigen" ... Nach einigen anderen Phrasen folgte die Hauptbestimmung: „Die durch unseren kaiserlichen Ferman d. d. 2. Rabiul Ewel 1257 für Aegypten festgestellte Thronfolge-Ordnung ist in der Weise abgeändert worden, daß die ägyptische Khedive-Würde auf Deinen ältesten Sohn übergeht, von diesem auf seinen ältesten Sohn, und so weiter für alle Nachfolgenden, d. h. daß die Succession kraft des Rechtes der Primogenitur erfolge, im Interesse einer guten Verwaltung Aegyptens und des Wohles seiner Bevölkerung." ... Ein anderer Artikel enthielt folgende Clausel: „Im Falle ein künftiger Khedive keine männlichen Nachkommen hinterlassen sollte, geht die Khedive-Würde auf den ältesten seiner nachgeborenen Brüder über, und sollte auch ein solcher nicht vorhanden sein, auf den ältesten Sohn seines nachgeborenen Bruders. Diese Regel soll als definitive Richtschnur dienen. Auf männliche Kinder in der weiblichen Descendenz findet sie keine Anwendung."

Mustapha Fazyl war vernichtet ... Er hatte sein Erbrecht verloren und der letzte Hoffnungsstrahl, an den er sich klammerte, war der, daß der neue Thronfolger Tewfik Effendi noch kinderlos war. Aber auch diese letzte Hoffnung entschwand, als dem Erbprinzen im Jahre 1874, also ein Jahr nach Publicirung des obigen Fermans, ein Sohn geboren ward. Die Mutter dieses Thronerben in zweiter Linie war die Prinzessin El Hami, die Tochter des gleichnamigen Prinzen, der ein Sohn des Vicekönigs Abbas Pascha war.

Dieses Ereigniß trug sich unter dem Großvezierat Midhat Paschas zu. Bei Mahmud Nedim, seinem Vorgänger im Amte, würde Ismaïl schwerlich so rasch durchgedrungen sein, denn es herrschte zwischen den Beiden gerade um diese Zeit eine große Spannung. Dieselbe hatte im Nachfolgenden ihren Grund. Schon vor seiner Ankunft in Constantinopel bemühte sich der Khedive, die sogenannte „Justizreform" für Aegypten durchzusetzen, mit welcher die bis dahin bestandene Consular-

Jurisdiction außer Kraft getreten wäre. Aali war ein entschiedener Gegner dieses Planes; Mahmud demselben zwar nicht ganz abgeneigt, doch nannte er dem ägyptischen Agenten Riazi Pascha eine sehr hohe Summe (man sprach von einer halben Million Pfund Sterling), welche der Khedive vorher an ihn, den Großvezier, zu zahlen hätte . . . Das war selbst für einen auf dem Felde der Bestechungen so erfahrenen Mann, wie der Vicekönig, etwas zu arg, und so begann der Kampf zwischen Beiden, in welchem der Gast des Sultans Sieger bleiben sollte. Zwar behauptete sich Mahmud noch einige Zeit im Amte, während welcher er mit dem Gedanken umging, Mustapha Fazyl (nebst einer Zahl anderer Würdenträger) aus Stambul abzuschaffen; schließlich unterlag er aber, und zwar hauptsächlich wegen einer Eigenmächtigkeit, die er sich gegenüber Midhat zu Schulden hatte kommen lassen, welche den Anordnungen des Sultans schnurstracks zuwiderlief. Mahmud fiel, Midhat kam an's Ruder und Ismaïl erreichte Alles, was er angestrebt . . . Und Mustapha Fazyl? Er hatte das leere Nachsehen, nachdem er in einer von Corruption und Niedertracht durchtränkten Welt den Sorglosen und Edelmüthigen gespielt, — die Rolle des „guten Prinzen" gespielt, für den es am Bospor kein Publikum gab . . .

3. Die weiteren Schicksale der Jung-Türkei.

Am 6. September 1871 war Aali Pascha gestorben. Sein Nachfolger Mahmud Nedim, auf dessen Regime wir noch des Weitern zu sprechen kommen werden, erwirkte vom Sultan die Amnestie für die exilirten Jungtürken, und es ist begreiflich, daß die Mehrzahl derselben sich beeilte, ihre Heimat wieder aufzusuchen, um in entsprechenden Staatsposten unterzukommen. Bald waren sie wieder am Goldenen Horn versammelt: Zia, der Scandalmacher, Aghiasch, der Held eines Liebesromanes, Soavi, der Bankerottier, Nuri, der Communard, ferner Mehemet Bey und Reschad. Noch zu Lebzeiten des gehaßten Großveziers war Rifaat Bey, der Sohn Kiami Paschas, nach Stambul zurückgekehrt. Der Sultan war für diesen Gnadenact leicht zu gewinnen, da er wohl wußte, daß sich die Agitation der Jungtürken eigentlich nur gegen seinen Großvezier, gegen Aali Pascha, gekehrt hatte und nicht etwa gegen seine Person und sein Regime.

Bald hierauf erfolgten die Ernennungen. Aghiasch wurde zum Unter-Statthalter (Mutesarif) von Ismit und Nuri zum Secretär des Valis von Angora ernannt. Reschad erhielt das Kaimakanat von Biledschik, wo er nach seiner spätern Abberufung ein gutes Andenken hinterlassen hatte. Kemal nahm nur mit Widerwillen den Posten eines Mutesarifs von Gallipoli an, auf dem er auch nur kurze Zeit verblieb. Nur Mehemet Bey, der Neffe des neuen Großveziers, schmollte und wollte

durchaus nicht in den Staatsdienst treten. Zia endlich wurde mit dem Range eines Musteschar im Ministerium der Justiz bekleidet.

Wir haben oben flüchtig bemerkt, daß Kemal Bey nur kurze Zeit auf dem ihm zugewiesenen Posten verblieb. In der That finden wir ihn bereits zu Beginn des Jahres 1872 wieder in Constantinopel, wo er die nöthigen Vorbereitungen zur Gründung eines neuen Blattes, des „Ibret", traf. Für die Redaction wurden mehrere Anhänger jungtürkischer Tendenzen gewonnen, so die beiden Journalisten Tewfik Bey und Achmet Midhat Effendi. Auch Reschad betheiligte sich an diesem neuen literarischen Unternehmen, auf das wir später noch zurückkommen werden. . . . Vor Allem wollte Kemal dem bisherigen Treiben seiner Partei einen Riegel vorschieben und das früher bestandene persönliche Regiment derselben durch die Propagirung von reformatorischen Ideen ersetzt wissen. Kemal hatte nichts Geringeres im Sinne, als die socialen Zustände in der Türkei einer Reorganisation zu unterwerfen, d. h. die betreffenden Studien hierzu anzustellen. Diese gute Absicht war sehr lobenswerth, sie bewies aber, daß selbst eines der intelligentesten Mitglieder der Partei gar keine blasse Vorstellung von den ungeheuren Schwierigkeiten besaß, auf welche eine solche Reform stoßen mußte. Kemal war ein optimistischer Theoretiker, der den Orient und seine tausendjährigen Einrichtungen schlechter zu beurtheilen schien als der nächstbeste deutsche Professor.

Bezeichnend für die Denkweise und den Charakter der beiden hervorragenden Vertreter der Partei, Mustapha Fazul und Kemal, ist das Glaubensbekenntniß, welches dieselben gelegentlich ihrer Aufnahme in eine Freimaurer-Loge Stambuls ablegten. Die Institution der Freimaurerei, durch Jahrhunderte verpönt, verfolgt, geächtet, kennt heute jeder Gebildete, gehörte er auch nicht dem Bunde an, als eine solche mit rein humanitären Zwecken und Zielen. Die Freimaurer sind heute

keine eigentliche geheime Gesellschaft, sie haben auch in der That nichts zu verheimlichen, denn Wohlthun bedarf keiner verschlossenen Thüren oder eines speciellen Privilegiums, von dem andere Sterbliche (die „Profanen", wie es in der Maurer-Sprache heißt) ausgeschlossen bleiben müßten ... Zur Wahrung alter Erinnerungen aber hat man das frühere Rituale beibehalten und so dem Bunde die ceremoniös-pathetische Form früherer Zeit belassen, welche demselben keinen Eintrag thut, wohl aber geeignet ist, auf phantasievolle und erregbare Gemüther den Strahl einer höhern Weihe fallen zu lassen.

Das Abendland nun faßt die Freimaurer-Institution in diesem Sinne auf, und es ist vollends lächerlich, wenn von pietistischer oder engherziger Seite noch immer gegen jene agitirt wird, da ja manche der heutigen Logen selbst Prinzen, Könige und Kaiser zu ihren Mitgliedern zählt. ... Anders im Oriente, wo die Geheimbündelei jederzeit eine Rolle gespielt hat. Die orientalischen Maurer nehmen die „Form" noch immer sehr ernst und meinen in der That einer Institution anzugehören, die mit der gewöhnlichen Welt in gar keiner Verbindung, ja, im Gegentheile hoch über ihr steht — ganz im Widerspruche mit dem obersten Glaubenssatze der Verbindung.

Gleichwohl ist auch hier die Individualität maßgebend, und da die Aufnahms-Ceremonie beim Eintritt in den Bund einer gewissen poetischen Weihe keineswegs entbehrt, so dünkt es uns besonders interessant, zu sehen, wie Mustapha Fazyl und Kemal ihre Aufgabe ansahen. Jeder „Suchende", d. h. Derjenige, der dem Bunde beitreten will, sei's nun aus eigener Initiative oder auf eine Einladung eines „Bürgen", hat eine Art Glaubensbekenntniß abzulegen, in welchem er seine Ideen über die Ziele und Zwecke der Maurerei abzulegen hat. Dies Bekenntniß hat einerseits den Zweck, den betreffenden Logen-Meister über die geistigen und moralischen Qualitäten des „Suchenden", soweit sich solche in wenigen Zeilen beurtheilen

lassen, zu unterrichten, anderseits bietet sie dem Neophyten Gelegenheit, mit sich selbst in's Gebet zu gehen und sich der Gründe und Ursachen klar zu werden, welche zu diesem Schritte auf ihn bestimmend eingewirkt haben . . .

Das betreffende Glaubensbekenntniß Mustapha Fazyl's lautete wie folgt: . . . „Ich weiß nicht, was Allah für die Zeit meines Lebens mir noch vorbehalten hat. Ich ignorire daher vollständig meine nächste Zukunft. An mein Lebensende angelangt, werde ich mächtig sein, werde ich Reichthümer haben und wirkliches Erdenglück genießen? . . Niemand kennt seine Zukunft, sein Schicksal. So viel aber weiß ich und fühle mich verpflichtet, es laut auszusprechen: ich habe in meinem ganzen Leben nur das Gute gewollt, das Gute gethan, soweit es in meinen Kräften stand — allerdings mit dem Erfolge, hauptsächlich nur Undank erreicht zu haben. Gleichwohl bleibe ich meinen Principien ungebrochen treu und halte mir jederzeit nur Eines vor Augen: das Gute! Ich verabscheue jede schlechte, jede unmoralische Handlung; sollte mir das Glück den Tag erleben lassen, wo mir die Mission wird, ein Volk unter meine Herrschaft zu bekommen, so will ich jeden Einzelnen desselben gleich meinem „Bruder“ behandeln und meine Unterthanen glücklich und zufrieden machen. Doch — ich wiederhole es — solche Zukunft, solche glückliche Bescheerung, solche Gelegenheit zur Erfüllung einer höhern menschlichen Pflicht liegt nicht in meiner Hand, sie liegt in jener Gottes! Alles auf der Welt ist gebrechlich, und was wir unternehmen, kann das Schicksal hundertmal durchkreuzen. Was kommen soll, wird kommen. Und so kann mein Gelöbniß auch nur dann von Werth sein, wenn es der Höchste sanctionirt und mir mein Ziel erreichen hilft . . .“

Auf den ersten Blick ersieht man aus diesem Glaubensbekenntniß zwei Dinge: einen stark ausgeprägten fatalistischen Zug im Charakter des Prinzen und eine unleugbare Passivität

der Empfindung. Daß Mustapha Fazyl Alles auf Rechnung Allah's — des „großen Architekten" — setzt, beweist weiters, daß es ihm selbst in dem feierlichen Augenblicke seiner Aufnahme in den Bund nicht gelungen ist, seinen moslimischen Stolz, seinen Glauben vor dem Thore des „Tempels" zu lassen. Nur Eines begriff der Prinz, daß der „Thron der Witwe" der Thron der Barmherzigkeit sei. Die Passivität im Charakter Mustapha's findet eine weitere Illustration dadurch, daß er sich nie an der „Logen-Arbeit" betheiligte. Seine Loge besuchte er seit seiner Aufnahme nur noch zweimal, beide Male um die höheren Grade (des Gesellen und Meisters) zu erhalten.

Ganz anders faßte Kemal Bey diesen Schritt seines Lebens auf. Als er das übliche Glaubensbekenntniß abzulegen hatte, da gelang es ihm sofort klar und präcise darzustellen, welche Zwecke und Ziele der Mensch verfolgen müsse, um sich als nützliches Glied der Gesellschaft zu erweisen ... Als an ihm die Frage gerichtet wurde: „Was führt Sie unter uns?" antwortete er kurz: „Um Freimaurer zu werden ..." „Aus welchen Gründen streben Sie dies an?" ... „Um die Doctrinen brüderlicher Liebe unter meinen Lebensgefährten zu verbreiten, wenn diese Doctrinen diejenigen sind, wie ich sie mir vorstelle." ... „Und was begreift diese Ihre Vorstellung?" ... „Sie enthält Alles, was geeignet ist, die Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit im Leben der Menschen auf der Basis gemeinsamen Wohlthuns darzuthun, und ich nehme an, daß die symbolischen Zeichen und Sprache, welche Ihr Maurer führt, nur den Zweck haben, dem Bunde die Weihe einer im Geheimen segensreich wirkenden Gesellschaft, aber auch den Stempel einer Macht zu verleihen, die über den ganzen Erdball gebietet. Diese Macht kennt keine Racen, keine positiven Religionen; sie unterscheidet keine Höheren und Niederen, verlangt aber von Allen gleiche Tugenden, gleiche Werke und unalterirbare brüderliche Liebe. Für meinen Theil aber sehe ich noch eine besondere

Mission darin, die Vorurtheile, welche unter meinen Landsleuten herrschen, zu brechen, die Keime brüderlicher Liebe in den Schooß der vielen Völkerschaften, welche unter dem Scepter des Sultans stehen, zu legen und denselben — seien es Christen oder Moslemins, zu erklären, daß die Zeit des Hasses, der blinden Verfolgungswuth und des dogmatischen Formenwesens vorüber sei. Auch hoffe ich, daß meine „Brüder" mich in der schweren Aufgabe unterstützen werden, welche darin besteht, diese Fundamentalsätze unter den „Profanen" erfolgreich zu verbreiten und sie Wurzel schlagen zu lassen" ...*)

Es ist begreiflich, daß diese Emanationen Kemal Bey in den Augen der Logen-Mitglieder als ihr würdiges neues Mitglied erscheinen ließen, während jener wieder sich beeilte, sein feierlich abgegebenes Programm zu verwirklichen. Sein Interpret sollte der neugegründete „Ibret" sein, der sich noch überdies dadurch auszeichnete, daß er im ausgewählten Türkisch und nicht in dem beliebten Effendi-Jargon geschrieben war, das eine Mischung des Vulgär-Türkischen und Arabischen, ja selbst Persischen ist. Styl und Inhalt fesselten denn auch in der That nach kurzer Zeit die weitesten Kreise, und namentlich die studirende Jugend Stambuls brachte dem literarischen Unternehmen und den in demselben enthaltenen Doctrinen große und ungetheilte Sympathie entgegen. Später verkehrte Kemal Bey

*) Nach diesem interessanten Glaubensbekenntnisse, dessen Authenticität unzweifelhaft ist, da der Wortlaut desselben im Logen-Archiv deponirt ist, klingt es höchst seltsam, was der bekannte „Osmane" in seinem Werke „Stambul und das moderne Türkenthum" sagt ... „Sein Chauvinismus," heißt es S. 229, I, über Kemal, „gegen alles europäische Wesen war harmlos, da derselbe sich durch seine Extravaganzen von selbst zur Carricatur umwandelte." ... Und an anderer Stelle wird bemerkt, daß Kemal die revolutionären Tendenzen der Partei bis in ihre äußersten Consequenzen vertrat und selbst die Pariser Commune von 1871 vertheidigte ... Diese Charakteristik entbehrt jedoch aller Stichhältigkeit. Anmerkung des Herausgebers.

auch öfters mit dem Prinzen Murad Effendi, dem nachmaligen Sultan, und daß auch dieser nach einiger Zeit dem Freimaurer-Bunde beitrat, war lediglich ein Werk des Reformfreundes, der den Prinzen für die schönen Ziele und Zwecke der Institution zu interessiren und schließlich zu gewinnen wußte.

Ueber die Persönlichkeit Kemal's selbst möchten wir noch einige Notizen nachtragen. Er ist im Jahre 1840 geboren und der Sohn eines gewissen Mustapha Bey, Beamten des Finanzministeriums, der sich in seiner Stellung durch außergewöhnliche Gewissenhaftigkeit, durch Umsicht und, was gegenüber der Mehrzahl seiner übrigen Berufsgenossen am meisten gelten dürfte, durch Redlichkeit auszeichnete. Als Kemal, dessen Vorfahren von albanesischer Abstammung aus der Zeit Sulejman des Prächtigen waren, nach Constantinopel kam, um seine Erziehung zu erhalten, trat er gleichzeitig mit einem Knaben, Namens Sulejman, in die Schule ein. Dieser erste Lebensgenosse des spätern Reformfreundes war aber niemand Geringerer als der nachmalige General und schließlich Marschall Sulejman, der Stürmer des Schipka-Passes und Generalissimus der türkischen Donau-Armee ... Heute (1879) ist Kemal Bey auf der Insel Mytilini und Sulejman in Bagdad internirt ... Ob sie noch einmal eine Rolle in der Türkei spielen werden? Wir halten dies außer Zweifel ...

Die journalistische Schöpfung Kemal's, der „Ibret“, erfreute sich leider keiner langen Existenz. Die Polizei, eifersüchtig auf den Erfolg, den das Blatt in gewissen Kreisen hatte, setzte sich mit dem Großvezierat in Verbindung und bald hierauf, zwei Monate nach dem Erscheinen der ersten Nummer, ward Kemal's Organ durch Decret des Preß-Bureaus suspendirt. Gleichwohl mußten selbst die reactionärsten Würdenträger der Pforte damals eingestehen (1872), daß Kemal's Talente, seine wissenschaftliche Bildung, Welt- und Menschenkenntniß und schließlich sein Ernst in Allem und Jedem sich im Dienste des

Staates noch viel ersprießlicher erweisen müßten, würden nicht die ausgeprägt revolutionären Ideen dieses Mannes seine Brauchbarkeit ganz und gar paralysiren. Dabei bleibt es freilich höchst fraglich, ob Kemal, trotz seiner Qualitäten, überhaupt befähigt gewesen wäre, einen hohen Staatsposten, sagen wir den irgend eines Ressort-Ministers, zu bekleiden. Einen raschen Umschwung der Zustände würde er allein ebensowenig herbeizuführen vermocht haben, als etwa Midhat, und auf jahrelange ungestörte Arbeit ist die türkische Regierungsmaschine bekanntlich nicht eingerichtet.

Als Kemal sich seines Instruments, mit welchem er Propaganda für neue Ideen zu machen gedachte, beraubt sah, griff er zu anderen Mitteln; eines derselben war, sein Haus zum Mittelpunkte all' jener Gesinnungsgenossen zu machen, die seine Ansichten theilten, und thatsächlich ward in diesem Kreise reformfreundlicher Männer zum ersten Male das Wort „Constitution" fallen gelassen. Nicht einzelne Gewalthaber und deren Protectionskinder, nicht Günstlinge, noch Parasiten sollten im ottomanischen Reiche gebieten, sondern das Volk selbst, in Form eines parlamentarischen Vertretungskörpers, dem, wenn auch nicht gleiche, so doch eine ähnliche Aufgabe zufallen sollte wie denselben staatlichen Einrichtungen des Abendlandes.

Dieser Reformgedanke fand begreiflicherweise großen Anklang in den betheiligten Kreisen, umsomehr, da Kemal nicht im entferntesten ein grimmiger Revolutionär war, der Alles von oben nach unten zu kehren gedachte, um mit seinen Ideen durchzudringen. Im Gegentheile, er gab seinen Freunden und Gesinnungsgenossen die Erklärung ab, daß die Person des „Chalifen" von diesem Plane ganz unberührt zu bleiben habe, daß seine Autorität an sich unantastbar und seine Person heilig sei, daß man aber andererseits vor Allem darauf bedacht sein müsse, seine Rathgeber zu verdrängen und den Geist der Aufklärung durch den Mund rechtschaffener und ernster Männer

auf den Sultan überkommen zu lassen ... Im Koran — meinte Kemal — ist nichts enthalten, was unsere Absichten verhindern oder sie vollends als ungesetzlich (d. h. nach dem Scheriat ungesetzlich) erscheinen lassen könnte. Der Koran, das heilige Buch, die unantastbare Ueberlieferung des Islam, kann doch am Ende nichts enthalten oder vorschreiben, was den Gläubigen Schaden bringen könnte. Wollte der Prophet das Gute oder Schlechte für die Moslemins? Und wenn er das Gute wollte, weshalb soll dieses nicht angestrebt werden, und noch dazu in einer Form, die den Ueberlieferungen und Satzungen nicht zuwiderläuft?

Die Polizei hatte freilich andere Begriffe von Menschenwürde und der Existenz-Berechtigung der Unterthanen des Sultans, die ja doch nichts anderes sein könnten und dürften als Sklaven. Hätten die Polizei und der Sultan selbst damals anders gedacht, so würde Letzterer wahrscheinlich noch heute den Thron der Chalifen einnehmen und dem Reiche wäre das ganze tragische Unheil erspart geblieben, das seitdem über dasselbe hereingebrochen ist. Der böse Geist, der damals in der Türkei waltete, war — General Ignatieff. Alliirt mit dem Großvezier Mahmud Nedim, wußte er solche freiheitliche Allüren unschädlich zu machen, und so wurden die Schwärmer für den constitutionellen Staat eines schönen Tages auseinandergesprengt und dem kurzen Traume ein rasches Ende bereitet.

Kemal aber bediente sich nach diesem Fiasco eines andern Mittels, das wenigstens indirecte seinen Erfolg haben sollte. Er schrieb ein Trauerspiel, „Silistria oder das Vaterland“ (Vatan), das vom ästhetischen und poetischen Standpunkte herzlich schlecht war. Aber zweierlei wäre hierbei zu bemerken: es war das erste türkische Drama, von einem Türken in seiner Muttersprache geschrieben, und dann enthielten Titel und Handlung etwas, was der Osmane bisher gar nicht kannte, den Begriff von „Vaterland“. Das Drama wurde von einer

armenischen Schauspielertruppe unter dem Director Gullian aufgeführt und wurde von den Stambulern wärmstens aufgenommen; ja, nach einer der Reprisen steigerte sich die Theilnahme des Auditoriums zu wildem Enthusiasmus und man trug den Dichter im Triumphe durch die Gassen.

So etwas hatte man in der modernen Chalifenstadt niemals erlebt. Ein einfacher Schriftsteller demonstrativ ausgezeichnet, von der rechtgläubigen Menge, die bisher kein anderes Buch als den Koran, keine andere literarische Beschäftigung als das Abschreiben oder Kalligraphiren von Koran-Suren kannte! Der Großvezier hatte rasch begriffen, daß die Demonstration nicht so sehr der Person Kemal's galt, als sie vielmehr gegen das bestehende System gerichtet war, und das Wort „Silistria", wo die Türken sich einst die schönsten Lorbeern geholt, sollte sein Echo auch in den Salons des Generals Ignatieff, des Freundes von Mahmud Nedim, finden. Diese Auslegung mußte nothwendigerweise für Kemal ihre gefährlichen Consequenzen haben, die auch in der That nicht lange auf sich warten ließen.

Als „Silistria" eines Abends wieder aufgeführt wurde, beschloß man, dieser Art von Volks-Politik ein jähes Ende zu bereiten. Während der Vorstellung erhielt Kemal, der die Inscenirung des Dramas leitete, von befreundeter Hand die Warnung, er möge sich eiligst aus dem Staube machen, da ihn die Zapties nach beendeter Vorstellung sofort arretiren würden. Kemal verschmähte die Flucht, leitete die Schauspieler bis zum Schlusse und stellte sich sodann der intervenirenden Polizei freiwillig. Das Volk war im hohen Grade aufgebracht und schrie dem Gefangenen ein frenetisches „Hoch, Kemal!" nach. Diese Demonstration kam Tags darauf zu den Ohren Abdul Aziz', und der Sultan erklärte im höchsten Grade erzürnt: „In meinem Reiche hat man nur „Hoch der Sultan!" zu rufen."

Diese Bemerkung genügte, um Kemal in's Exil zu bringen. Er wurde in Famagosta (auf Cypern) internirt, während

man gleichzeitig alle übrigen Jungtürken aus der Hauptstadt entfernte. Nuri ward nach St. Jean d'Acre, Tewfik und Achmet Midhat (Beide Journalisten und frühere Mitarbeiter des „Ibret") nach Rhodus geschickt. Die Polizei ging hierbei so schonungslos um, daß den Exilirten nicht einmal vergönnt wurde, sich von ihren Familien zu verabschieden oder für das Nothwendigste Vorsorge zu treffen. Sie mußten unverzüglich auf das Dampfschiff, das den Befehl des Sultans hinsichtlich der Exilirten zur Ausführung zu bringen hatte.

Kemal blieb bis zur Entthronung Abdul Aziz' in Famagosta, also nahezu volle vier Jahre, nur deshalb, weil er ein schlechtes Trauerspiel geschrieben und weil das Volk ihn acclamirt hatte. Tewfik und Midhat Effendi befaßten sich auf Rhodus mit der Idee, eine Schule zu gründen, worüber man in Stambul natürlich mitleidig lächelte; Nuri endlich verblieb ruhig in Acre, und dies umsomehr, als ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, seine Familie zu sich zu nehmen.

Unter der Regierung Murad's wurden die Exilirten selbstverständlich amnestirt und Kemal, ein persönlicher Freund des neuen Sultans, von diesem in den Staatsrath berufen. Abdul Hamid fand es aber für angezeigt, den „gefährlichen" Menschen zu entfernen und ihn nach Mytilini zu verbannen, wo sich Kemal noch jetzt (1879) aufhält. War für Abdul Aziz ein äußerer Anlaß vorhanden, die Jungtürken zu exiliren, so gilt dies keineswegs von Abdul Hamid. Die Constitution welche dieser seinem Reiche gewährt hatte, war ja ein langjähriger Traum des Exilirten, und in dem Momente, wo der neue Regent ein constitutioneller Herrscher ward, mußte der Verfolgungsgrund gegenüber Kemal gegenstandslos werden. Aber solche Logik war und ist orientalischen Machthabern jederzeit fremd geblieben. Abdul Hamid blieb trotz Constitutionen, Reformen und anderen schönen Dingen der osmanische Despot von demselben Fleisch und Blut wie seine erlauchten Vor-

gänger. Welches Ende die Stambuler Volksvertretung genommen, das dürfte unseren Lesern noch allenthalben erinnerlich sein. Man hatte bei Schöpfung dieser Institution wahrscheinlich die ägyptische Deputirten-Kammer zum Vorbild genommen, jenes lächerliche und zugleich traurige Puppenspiel, zu dem der erleuchtete Ismaïl die Fäden in den Händen hielt ... „Le parlement c'est moi!" So dachte der Vicekönig und so dachte Abdul Hamid.

Und dennoch, der Sultan ist kein absoluter Herrscher nach unseren Begriffen. Ganz abgesehen von der precären, ja geradezu bedrängten Lage, in der sich der actuelle Gebieter des Osmanen-Reiches befindet, würde ein jeder energische Reform-Versuch seinerseits an der starren Phalanx der Ulemahs mit ihrem Oberhaupte, dem Scheik-ül-Islam, scheitern. Die mosleminische Gesellschaft ist vorderhand nicht zu reformiren; auch der Koran, oder vielmehr die in demselben enthaltenen Satzungen dulden keine civilisatorischen Experimente im europäischen Sinne ... Das geschriebene Wort ist unantastbar — und es steht über zwölf Jahrhunderte geschrieben. Die wenigen Concessionen, die man dem moslemischen Conservatismus abzutrotzen wußte, sind bedeutungslos gegenüber den zwei Hauptbedingungen, unter denen mit dem Oriente etwas zu beginnen wäre. Und diese zwei Bedingungen lauten: „Schließet den Koran und öffnet den Harem!" ... Im Uebrigen wird in dieser Frage von Turkophilen noch manche Weisheit zu Markte getragen werden, und die Moslemin werden die schönen Vorschläge der Europäer in ihre Zeitungen übersetzt lesen und ruhig ausrufen: „Werft's den Schweinen vor!" ..*)

In dem eben zu Ende geführten Capitel über die weiteren Schicksale der Jungtürken haben wir von zwei Häuptern derselben keine Erwähnung gethan: von Ali Soavi und Zia.

*) Bemerkungen des Herausgebers.

Auf den Ersteren, der gelegentlich eines Putsches im Palais Tscheragan (1878) sein Leben einbüßte, werden wir noch zurückkommen. Ueber Zia aber sind letzterer Zeit seltsame Nachrichten in Umlauf gekommen. Es erscheint uns unerläßlich, dieselben, da sie aus authentischer Quelle rühren, zur Vervollständigung unserer Schilderungen hier anzuschließen.*)

In Nummer 78 (vom 19. März 1879) brachte die „Allgemeine Zeitung" nach dem „Constantinople Messenger" einen langen und ausführlichen Bericht über Zia's Treiben als Gouverneur des Vilajets Adana. Die Correspondenz beginnt mit der Bemerkung, daß das genannte Vilajet im Augenblicke (1879) schlechter verwaltet werde als je. „Vom Vali bis zum untersten Beamten nichts als Erpressung und Bestechung. Ohne Bakschisch, oder wie man dort sagt, ohne Sari Sakali Hassan Aga (ohne den blondbärtigen Hassan) d. h. ohne Gold, ist nichts zu erreichen, und sehr oft überschreitet die Größe des geforderten Bakschisch den Betrag der reclamirten Summe. Die Vice-Consuln von Spanien und Rußland und der österreichisch-ungarische Consular-Agent wurden um 117.000 Piaster gebußfertigt, weil sie ihren, im Innern der Provinz gekauften Weizen nach der Seeküste hatten transportiren lassen, unter dem Vorwande, daß die Getreide-Ausfuhr aus dem Vilajet verboten sei.

Vor einigen Jahren verstarb ein Engländer, Capitän J. Dingwall, in Mersina; die Verwalter des Nachlasses verkauften seine dortige Besitzung um 8-—10.000 Livres Turca und steckten nicht nur das Geld in ihre Taschen, sondern erpreßten noch 350 Livres von den Erben. Letztere strengten einen Proceß an, aber ein Jahr lang ohne allen Erfolg, trotz wiederholtem Vezierialschreiben der Pforte und Noten der englischen Botschaft, bis endlich der Marquis v. Salisbury durch Sir H. Layard einen Befehl erwirkte, vermöge dessen Zia

*) Einschaltung des Herausgebers.

Pascha einen der Hauptschuldigen, einen gewissen Buschara Havais, in Konja verhaften und nach Tarsus bringen ließ. Nach langen Verhandlungen wurden die Anklagen des Betruges und der Fälschung überwiesen; als aber das Gericht im Begriffe stand, ihn zu verurtheilen, kam ein Telegramm von Zia Pascha aus Adana an, mit dem Befehl, Havais augenblicklich in Freiheit zu setzen. Vergebens protestirten die Vertreter der Dingwall'schen Erben, sowie die englischen Consuln in Adana und Aleppo gegen diese Einmengung des Vali in die Justiz.

Der Kaimakam von Tarsus verlangte nun in Gegenwart des britischen Vice-Consuls von dem Vertreter der Erben 200 Livres für den Vali, damit Havais verurtheilt werden könnte; auf die Weigerung des Vertreters, auf diese schamlose Erpressung einzugehen, hielt der Vali es für angezeigt, Präses und Richter mit sofortiger Absetzung zu bedrohen, wenn sie den Angeklagten nicht freisprächen. Ein Consul in Adana soll authentische Beweise in Händen haben, daß Havais durch Vermittlung des Municipalitätsarztes in Adana 200 Livres übermittelt habe."

Weiters berichtet die Correspondenz: „Vor der Stadt Mersina befindet sich ein Grundstück, dessen Werth in Betracht seiner Ausdehnung und seiner günstigen Lage auf 3000 Livres geschätzt wird; es wurden auch verschiedene Anerbieten der Municipalität gemacht, die sie aber alle zurückwies, unter dem Vorwande, dort eine öffentliche Promenade anzulegen. Vor einiger Zeit aber wurde das Grundstück von der Municipalität zum Verkauf ausgeboten; Zia Pascha meldete sich als Käufer, und sofort erhielten alle Diejenigen, die sich als Concurrenten meldeten, einen bedeutungsvollen Wink, kein Ueberangebot zu thun; Zia Pascha erstand also das Terrain um 250 Livres und ließ dann Häuser und Magazine anlegen. — Der amerikanische Consular-Agent hatte für den Gebrauch seiner Baumwoll-Mühle zwei Fuhrwerke mit Ochsen-Bespannung, welche vom Gouverneur

von Tarsus mit Gewalt geholt und zum Transport von Tscherkessen verwendet wurden. Der Fuhrmann wurde dabei zu Tode geprügelt. Zuletzt wurden dem Eigenthümer die Fuhrwerke im elenden Zustande zurückgeschickt. Auf wiederholte Klage des Agenten bei Zia Pascha ließ der Gouverneur von Tarsus zwei Wagen des Agenten mitten auf dem Wege durch Zapties abladen und zwei Tage unentgeltlich zum Transport von Sand und Steinen verwenden."

Der Correspondent berichtet noch mehrere ähnliche Geschichten, es möge jedoch an diesen Proben genügen. Der Jungtürke Zia Pascha begnügte sich indeß keineswegs mit diesen Ausbrüchen seines frommen Eifers gegen Gjauren und namentlich gegen Europäer; er fühlte in sich den Ehrgeiz, es einem Herostrat und anderen Vandalen nachzuthun, und so gab er kürzlich Befehl, die beiden einzigen Ueberreste des Alterthums in Tarsus, das römische Thor auf der Straße nach Adana und ein ähnliches auf der Straße nach Mersina, zu demoliren und die Steine zum Straßenbau zu verwenden. Vergebens hatten die Consuln sich erboten, die zum Wegbau erforderlichen Steine, deren es in und um Tarsus in gewaltigen Massen giebt, auf ihre Kosten herbeischaffen zu lassen; „der Befehl des Vali muß ausgeführt werden," hieß es, und die Demolirung nahm ihren Fortgang.

Das sind die Thaten desselben Zia, der auf englischem Boden seine Excesse bis auf's äußerste treiben konnte, der wegen seiner Flucht, die er innerhalb jener vierundzwanzig Stunden ausführte, wo er auf freien Fuß gesetzt war, der Strafe der Zwangsarbeit damals entrinnen konnte. Auch sein Verrath an Mustapha Fazyl blieb ungestraft und die Subvention Ismaïl's hat ihm gut bekommen ... Und dieser Mann ist Gouverneur einer großen ottomanischen Provinz .... Solches Material besitzt die Pforte zur Verwirklichung jener Reformen, von denen man im Abendlande seit einen halben Jahrhunderte träumt — aber eben nur träumt ....

III.

Sultan Abdul Aziz.



1. Aus dem Leben des Sultans.

Wir haben gelegentlich unseres Rückblickes auf die Reformbewegung in der Türkei seit Selim III. auch mit einigen Worten des Sultans Abdul Aziz gedacht und seinen Regierungsantritt als einen entschiedenen Rückschritt dargestellt. Wir werden nun im Verfolge unserer Mittheilungen allenthalben ungekanntes Materiale aus jener Zeit mälig anwachsender innerer und äußerer Wirnisse vorführen und so jenes Gemälde vervollständigen, das identisch mit dem letztjährigen Ruin der Türkei ist.

Des Sultans Jugend weist, wie dies bei orientalischen Prinzen in der Regel nicht anders denkbar, wenig Bemerkenswerthes auf. Sultan Mahmud II., der bei seinem Regierungsantritte der Letzte seines Stammes war und diesem Umstande sein Leben verdankte, als die Janitscharen das erste Mal unter seiner Regierung gemeutert hatten, besaß eine große Zuneigung zu seinen beiden Söhnen Abdul Medschid und Abdul Aziz Effendi. Daß ihre Erziehung gleichwohl eine sehr mangelhafte blieb, erklärt sich erstlich dadurch, daß eine rationelle Erziehungsmethode in den Harems des Orients ein unbekanntes Ding ist, und zweitens war Sultan Mahmud Zeit seines Lebens, wie wir gesehen haben, zu sehr mit Zwischenfällen aller Art, mit blutigen Kriegen und Revolutionen beschäftigt, um seine Sorge seinen Kindern zuwenden zu können.

Beide Prinzen, gemeinsam „erzogen“ und in derselben schwülen Luft des Harems ihre Knabenlaunen befriedigend, waren von grundverschiedenem Charakter. Abdul Medschid, von mehr ruhigem Temperamente und ausgesprochen wohlwollender Gesinnung gegenüber seiner Umgebung, war zwar geistig zurückgeblieben, doch ersetzte er solchen Mangel wenigstens durch eine auffallende Gutmüthigkeit. Von seinem Vater hatte er die Neigung zu geistigen Getränken ererbt. Hierzu kam noch eine starke Vorliebe für das weibliche Geschlecht und die unmäßige Befriedigung dieser Neigung, die bereits dem sybaritischen Jüngling den Stempel der Abgelebtheit und Greisenhaftigkeit aufgedrückt hatte. Anders geartet war Abdul Aziz. Zwar ward ihm dieser „Prinzenkäfig“, in welchem er während der Regierung seines Bruders heranwuchs, nicht zu enge; denn Abdul Medschid war ihm jederzeit milde gesinnt und er hatte das Gelöbniß, welches er seinem Vater auf dem Sterbebette gegeben, nichts gegen seinen jüngern Bruder zu unternehmen, niemals gebrochen. Gleichwohl blieben Abdul Aziz' Jugendjahre, oder vielmehr die Anregungen, die er während derselben erhielt, maßgebend für seine späteren Handlungen, für seinen finstern Charakter und zu seiner ganzen jähzornigen, gewaltthätigen Art, die er Zeit seines Lebens bekundete. Dafür verblieb Abdul Aziz Effendi standhaft gegenüber den Verlockungen des Haremslebens. Zum Jünglinge herangereift, wo die „weibliche Erziehung“ ihr Ende erreichte, versammelte er lauter Männer um sich, die weder durch ihre Stellungen, noch durch ihre Gesinnung darüber einen Zweifel aufkommen ließen, in welches Fahrwasser der spätere Sultan einlenken würde.

Mollahs, die geheiligten Häupter verschiedener Derwisch-Orden und sonstige gottgeliebte Männer impften dem Prinzen jenen blinden, unvernünftigen Haß gegen das Abendland ein, der für ihn so verhängnißvolle Folgen haben sollte . . . Als Abdul Aziz am 25. Juni 1861 seinem Bruder auf dem Throne

der Osmaniden gefolgt war, da jubelte sogar das Volk dem neuen Herrscher mit ungeheuchelter Sympathie entgegen. Das war eine ganz andere Art des Auftretens wie jenes des heimgegangenen Beherrschers der Gläubigen. Man wußte, daß der neue Padischah geistes- und körperfrisch die Zügel der Herrschaft übernommen hatte, daß der frühere treffliche Bogenschütze ein eifriger Heeresorganisator geworden, daß ihm alle Haremsbelustigungen, Tänzerinnen und Sängerinnen, vor Allem aber das scandalöse türkische Schattenspiel — das „Karagjöz" -- keinen Reiz abzugewinnen wußten und von den Doctrinen des Alttürkenthums wahrhaft trof.

Dabei blieb Abdul Aziz Zeit seines Lebens so launenhaft wie als Knabe im Prinzenkäfig. Diese Launen zu befriedigen, waren ihm aber Lebensbedürfniß, und diese Launen haben dem ottomanischen Staate Milliarden gekostet, ihn in seinen Grundfesten erschüttert, und der morsche und unterwühlte Bau wäre vielleicht ganz zusammengebrochen, hätte der Sturm der letzten Orientwirren den Sultan nicht von seinem Throne hinweggefegt. Ein großer Uebelstand war es auch, daß Abdul Aziz immerdar dem providentiellen Hocus pocus seine Zuneigung erwies. Der Sultan verfiel von Jahr zu Jahr mehr und mehr einem finstern Aberglauben zur Beute, und da für seine wissenschaftliche Ausbildung überhaupt nichts geschehen war, so hatte der Hof-Astrologe den größten Einfluß auf ihn.

Indeß darf man nicht glauben, daß diese Hof-Astrologen in irgend einer Richtung begabte Männer waren und sind. Ihre Kunst ist nicht weit her; besitzen sie Geist und Anlage zur Intrigue, dann muß ihnen ihr Spiel gegenüber einem etwas schwachsinnigen Sultan jederzeit gelingen. Besitzen sie keine große Erfindungsgabe und bringt der erlauchte Herr seinerseits einiges Mißtrauen gegenüber seinem Sternkundigen mit, so taxirt sich des Letztern Einfluß kaum höher als der der nächstbesten Elixirmischerin oder irgend eines glaubensverzückten Hadschi,

der in den Sternen zu lesen vermag. Hierbei möchten wir flüchtig erwähnen, wie man im Oriente im europäischen Sinne „reformirt". Als Sultan Abdul Hamid II. die Verfassung für das ottomanische Reich promulgirt hatte, erschien wenige Tage hierauf ein von Fehmi Effendi verfaßter Kalender, der unter dem Datum des 22. Januars nachfolgende Notiz enthielt: „O, reicher Moslim! An diesem Tage wirst Du eine schöne weiße Sklavin erwerben!" ... Und dieser Fehmi war nicht nur Hof-Astrologe, sondern auch Staatsrath, Senatsmitglied und saß in demselben Hause, in welchem die Deputirten des gesammten ottomanischen Reiches ohne Unterschied des Glaubens und der Race nach dem Grundsatze: „Alle Ottomanen sind vor dem Gesetze gleich", ihres Amtes als Volksvertreter wirkten.

Noch eine andere Episode in dieser Richtung dünkt uns mittheilenswerth. Sie spielt sich im letzten Regierungsjahre Abdul Aziz' ab. Damals intriguirte die Hof-Camarilla auf das lebhafteste gegen den ihr verhaßten Hussein Avni. Dieser aber besaß die Zuneigung des Sultans in ganz außergewöhnlichem Grade, denn Keiner hatte, wie er, seinen Herrn hinsichtlich der Aenderung der Thronfolge-Ordnung so ausgiebig unterstützt ... Was war nun zu beginnen? Die Gelegenheit ergab sich bald. In Hussein Avni's Konak brach Feuer aus (ob gelegt oder nicht gelegt, ist unbekannt), und zur selben Zeit steckte sich der Hof-Astrologe hinter einige Mollahs, welchem Bunde auch die Hodschas und Imams der Sulejman-Moschee beigezogen wurden. Dieser Prachttempel Stambuls liegt nämlich gerade jenem Hause gegenüber, das Hussein Avni bewohnte. Man legte nun auch an eine der Minaretspitzen Feuer, und diese brannte gleich einer riesigen Fackel hoch über dem Dächer-Chaos der Türkenstadt.

Es war ein eigenthümliches Schauspiel: der brennende Konak und 300 Meter weiter das lodernde Minaret. Im Volke hieß es, ein Feuerbrand vom Dachstuhle des Hauses sei

nach jener Thurmspitze geflogen, aber das Unsinnige einer solchen Annahme liegt auf der Hand. Auch der Sultan sah von seinem Palaste Dolma-Bagtsche aus diesem eigenthümlichen Schauspiele zu, und aus solcher Entfernung war die Distanz zwischen Konak und Moschee noch auffallender ... Als der Sultan dem Hof-Astrologen seine Verwunderung über diesen eigenthümlichen Zwischenfall ausdrückte, meinte dieser salbungsvoll: „Herr, Dein Sklave, dessen Haus brennt, wird in Kürze zu Allah abberufen und mit ihm vielleicht ein Höherer!“ ... Abdul Aziz fixirte den Sprecher scharf und sagte hocherregt: „Deine Ansicht ist Tollheit!“ ...

Der Hof-Astrologe hatte den Sultan in seinen letzten Jahren vollkommen in seiner Gewalt. Nichts ward ohne seinen Rathschlag unternommen, keine Tagesbeschäftigung, kein größeres Unternehmen entrirt, so lange der Sternkundige nicht seine Einwilligung gegeben, oder richtiger seine Ansicht über den richtigen Zeitpunkt ausgesprochen. Auch manche der früheren Tugenden hatte Abdul Aziz mit den Jahren eingebüßt; er wurde mißtrauisch, verletzte die Pflichten der Gastfreundschaft, die er als Prinz so hoch zu halten wußte, und seine frühere Sparsamkeit hatte sich plötzlich in eine grenzenlose Verschwendung umgewandelt, die zuletzt wieder in unerhörten Geiz überging ... Auch excedirte der Sultan in diätetischer Beziehung. Zwar blieb er seiner Gewohnheit, keine Spirituosen, sondern nur Wasser zu trinken, treu, und die Sultanin-Valide mußte ihm das von ihrem Sohne hochgepriesene Quellwasser vom Dschamlidscha-Berge bei Scutari sogar tonnenweise nach Paris nachsenden (1867)... Dafür aber blieb sein Appetit Zeit seines Lebens ein äußerst gesegneter und es cursiren fabelhafte Geschichten in dieser Richtung. Thatsache ist, das Abdul Aziz ein ganzes Lamm verspeisen konnte, und daß er zum Frühstück mit größter Leichtigkeit ein Dutzend hart gekochte Eier als erstes Tagewerk bewältigte, ohne sich Verdauungsbeschwerden zuzu-

ziehen. Sultan Abdul Aziz' einzige Schwäche waren seine Kinder. Seinen erstgeborenen Sohn Jussuf Izzedin machte er schon in der Wiege zum Marschall, seinen jüngst geborenen, Mahmud Dschelaleddin, zum Großadmiral. Jener besuchte das Kriegsministerium und dieser das Marineministerium, als sie kaum erst den Knabenjahren entwachsen waren. Außer dieser Kinderliebe besaß er noch verschiedene andere Leidenschaften, die ihm indeß theuer zu stehen kamen. Nach hergebrachter Art im orientalischen Hof-Ceremoniell wußten ihm die verschiedenen Hofschranzen allerlei von seiner wahrhaft genialen Beanlagung zu Diesem oder Jenem einzuschwätzen, und Abdul Aziz nahm dies als baare Münze. Schon als Prinz fühlte er sich berufen, den Architekten, den Marineur, den Zeichner, Maler, Ingenieur und selbst Musiker zu spielen. Später nahmen diese Passionen sehr bedenkliche Dimensionen an und Unsummen wurden an höchst kostspieligen, aber zwecklosen Bauten verwendet.

Als Prinz besaß Abdul Aziz ein Jagdschloß unweit von Ismidt (dem alten Nicomedia) am innersten Golfende des Marmara-Meeres. Hier konnte er sich frei bewegen und die verschiedenen Pläne verfassen, die er späterhin zu realisiren hoffte. Man sieht aus dieser Andeutung, und wir haben oben schon eine ähnliche gemacht, daß Abdul Aziz Effendi von seinem Bruder keineswegs in allzu strenger Gewahrsam gehalten wurde. Im Uebrigen besuchte er fast täglich Abdul Medschid, meistens in den Frühstunden, um über dies und jenes zu plaudern. Mittags ließ er den Groß-Eunuchen seines kaiserlichen Bruders zu sich kommen, um mit ihm „Tric-Trac" (langer Puff) zu spielen — eine Zerstreuung, der er Zeit seines Lebens huldigte, nur mit dem Unterschiede, daß in den späteren Jahren einem glücklichen Gewinner dieser Sport häufig übel bekam. Er trug in diesem Falle meistens die Ungnade des Sultans ein, und es ist sonach begreiflich, daß zum Spiel geladene Würdenträger ihr Möglichstes thaten, um zu verlieren. Der Sultan aber kannte

keine größere Freude, als seine Partner auf solch' billige Weise zu besiegen.

Was die spätere Bauwuth des Sultans anbelangt, so datirt dieselbe von dem Zeitpunkte her, da er von der Pariser Weltausstellung zurückkam. Im Allgemeinen baut man im Oriente „nicht für die Ewigkeit" und im osmanischen Oriente nicht einmal für Decennien. Die Türken sind, trotzdem ihr Reich sehr bald staatliche Formen anzunehmen begann, Nomaden geblieben, und ihre hölzernen Baracken, in die sie unterkriechen, schützen kaum besser als die früheren Zelte. Ihrer Ansicht nach steht der Mensch jeden Augenblick vor der Möglichkeit, von dem Allerhalter in ein besseres Jenseits abberufen zu werden. Wozu also die Sorge für das „Uebermorgen", wenn das „Morgen" nicht sicher ist? Wozu festungsartige, monumentale Bauten aufführen, wenn man nicht weiß, wie lange man darin wohnen werde? Und die Nachfolger? ... Sie denken wie ihre Vorgänger und geben jenen Recht. Diese Anschauungsweise ist übrigens bezeichnend nicht nur für den Charakter der Osmanen an sich, sondern auch für das gesammte Um und Auf in ihrem Familien- und Staatsleben, die Regierungseinrichtungen und für die Art und Weise, wie man in der Türkei sowohl das Leben im Allgemeinen, wie seine Pflichten und Rechte als Staatsdiener auffaßt. Kein türkischer Beamter oder Würdenträger denkt an ein allgemeines staatliches Interesse, an ein Interesse, das mit der Zukunft des Reiches verknüpft ist; er weiß nur, daß seine Tasche voll werden muß, um seinen Kindern etwas hinterlassen zu können, für die ja auch Niemand sorgen würde. In der Türkei geschieht Alles für den Augenblick; man baut nur für den Augenblick, trifft staatliche Maßnahmen nach dem jeweiligen zwingenden Bedarf und zerrüttet in dem einen Jahre die Finanzen, ohne auf die Consequenzen für die folgenden Jahre bedacht zu sein.

Der Staat ist aber etwas Anderes als das Individuum,

8*

und wenn das letztere sich in seiner jeweiligen Lebensstellung so einzurichten versteht, um keinen Mangel zu leiden und den allenfallsigen Ueberfluß den Zunächststehenden, also seiner Familie, zugute kommen läßt, so bietet solche Wirthschaft ein ganz anderes Bild, wenn sie als Regierungs-Maxime aufgestellt wird. Nur unter solchem Gesichtspunkte wird man die heillose ottomanische Wirthschaft der letzten Jahre verstehen und gleichzeitig begreifen, daß dies so und nicht anders kommen mußte. Auch ist dieses Lebensprincip, dieses osmanische Hauptdogma, das Jeder anerkennt, Jeder befolgt und auf seine Kinder wieder zu übertragen versteht, die Hauptursache, warum es in der Türkei keinerlei geistige Strebungen, keine Pflege der Wissenschaft oder Kunst, keinen Culturproceß irgend welcher Art giebt ... Wer auf das Heute bedacht ist, höchstens auf das Morgen, der wird wohl kaum etwas leisten, das noch den kommenden Geschlechtern von Nutzen sein könnte ... Neben der Institution des Harem und neben dem Koran erscheint sonach dieser grenzenlose Fatalismus als eines der Haupthindernisse, in der Türkei Reformen, nicht etwa nach europäischem Muster, sondern überhaupt ersprießliche Reformen pure et simple einzuführen.*)

Sultan Abdul Aziz dachte anders als sein Volk dies- und jenseits des Bosporus. Er hatte es, während seines Aufenthaltes in Paris, Napoleon III. abgelauscht, wie man Residenzen verschönere, und kaum an die Ufer des Bosporus zurückgekehrt, ahmte er seinen „kaiserlichen Vetter“ nach und schuf zwischen den Palästen von Dolma-Bagtsche und Tscheraghan ein ganz neues Stadtviertel. Alle Häuser sollten den gleichen äußern Typus erhalten, aber später nahm man es nicht so streng mit dieser Anordnung. Im Jahre 1869 ließ der Sultan demoliren, bauen und pflastern, was es Zeug hielt, nur um

*) Vorstehende Bemerkungen vom Herausgeber.

eine Zufahrtsstraße nach dem Palais der französischen Botschaft zu schaffen, damit die Kaiserin Eugenie dahin zu Wagen gelangen könne. Und welchen Luxus entfaltete Abdul Aziz in den verschiedenen Palästen! Des Sultans Badezimmer erhielt Wandplatten von ägyptischem Alabaster, der gewöhnliche Empfangssaal Bodenfliese aus Porzellan, der große Audienzsaal einen Glaskronleuchter mit 10.000 Flammen! Auch an Tscheraghan wurden Unsummen vergeudet, so namentlich an den Harems-Gemächern, von denen jedes Stockwerk fünfundzwanzig Fenster besitzt, in deren Front vierzig prachtvolle Marmorsäulen stehen. Von den zahlreichen übrigen Palästen und Kiosken wollen wir gar nicht reden.

Noch aber hatte der Sultan seiner Ansicht nach sein Meisterstück nicht vollbracht. Dies sollte eine Moschee, die „Azizie", werden, ein Wunder wie kein zweites im Türkenreiche, ja in der ganzen Welt. Aber diesmal waren die Kosten nicht mehr aufzubringen, und da die Türkei ohnedies bereits am Rande des Bankerotts stand, so war an die Ausführung einer so unsinnigen Idee nicht zu denken. Abdul Aziz wollte sich selbst ein Denkmal setzen, aber die europäischen Gläubiger besaßen ein höchst unvollkommenes Verständniß für solche Bestrebung. Der Sultan ließ seine Idee fallen, und das stolze „l'Islam c'est moi!" das Abdul Aziz zu verwirklichen trachtete, blieb ohne Realisirung.

Der Sultan hielt sich indeß nicht nur für einen genialen Architekten, er wollte auch als Musiker etwas gelten und rief eine — Damen-Capelle in's Leben. Sie soll zu Zeiten mehr als hundert Mitglieder gezählt haben. Eine besondere Gunst für Höflinge und Würdenträger war es, wenn der Sultan die eine oder andere seiner Musikantinnen jenen als Gattin zusprach, wie überhaupt in diesem Punkte unter den türkischen Würdenträgern eine wesentlich andere Ansicht zu herrschen pflegte als in ähnlichen Situationen unter Abendländern. Ein Kebsweib des

Sultans zur Frau zu erhalten, ist jenen der Inbegriff höchster kaiserlicher Huld ... Das kaiserliche Damen-Orchester erntete seiner Zeit auch den Beifall der Exkaiserin Eugenie. Als sie die Wohnungen der Valide-Sultana betrat, vernahm sie plötzlich die Töne des „Partant pour la Syrie“, eine zarte Aufmerksamkeit seitens des Sultans, die nur den einen Uebelstand hatte, daß sie, milde gesagt — tactlos war. Die Franzosen waren nicht nach Syrien gekommen, um militärische Schauspiele aufzuführen, sondern der gräßlichen Christenschlächtereien wegen, deren sich nicht nur die Drusen, sondern auch die türkischen Truppen, und ganz besonders der Gouverneur von Damascus, Achmet Pascha, zu Schulden haben kommen lassen.*)

Mit wissenschaftlichen Studien hat sich der Sultan nie beschäftigt. Gleichwohl hielt er sich für den Inbegriff von Weisheit: ihm war nichts unbekannt, nichts unbegreiflich, er verstand Alles, wußte Alles, kannte Alles besser als die hirnverrückten, prahlerischen Gjauren ... War er nicht der Padischah? Konnte der „Schatten Gottes“ auf Erden irgend welchen Fehler besitzen? Gewiß nicht, und so schritt Abdul Aziz zur Schöpfung eines Theaters in den Haremsgemächern — nicht etwa um darauf türkische Dramen zu executiren, deren es keine giebt — sondern um Ballets aufzuführen. Hierbei litt das Allvermögen des Sultans freilich Schiffbruch, denn als es mit den von ihm getroffenen Arrangements und von ihm geleiteten Tanz-Exercitien nicht vorwärts gehen wollte, sah er sich veranlaßt, einen italienischen Choreographen zu engagiren, der die Leitung des Theaters übernehmen sollte. Auch auf's Componiren verlegte sich der Sultan; aber er brachte es nie weiter als bis zum — Texte. Dann rief er seinen Capellmeister, den Italiener Guatelli, zu sich und befahl ihm, das betreffende Lied morgen durch die Garde-Capelle vorzutragen. In größter Eile componirte nun

---

*) Bemerkung des Herausgebers.

dieser die Melodie, instrumentirte sie und hielt schweißtriefend Proben auf Proben ab. Die Production fiel dann in der Regel zu des Gebieters Zufriedenheit aus, denn es war ja „sein Lied!" (!)

Im Uebrigen besaß Abdul Aziz allerlei löbliche Gewohnheiten, deren wir vorübergehend gedenken wollen. So traf er einmal einen seiner Hofgärtner bei der Arbeit, ohne daß dieser die Nähe seines Gebieters ahnte. Er hatte dem Nahenden den Rücken zugewendet, und hierfür mußte er von Sr. Majestät einen ganz unzarten — Fußtritt einheimsen. Entsetzt wandte sich nun der Mißhandelte, seiner Sinne kaum mächtig, und stotterte unverständliche Entschuldigungen. Der Sultan aber lächelte über die Verwirrung des Gärtners und über den gut angebrachten „Scherz" und schenkte ihm 100 Livres Sterling. Gleichzeitig ward er um einen Grad befördert. Schlimmer erging es einsimals seinem Kämmerling Nevres Pascha. Eine Cassette mit zahlreichen Schmuckgegenständen war abhanden gekommen. Niemand fühlte sich verpflichtet, die Schuld zu tragen, und so ward der eigentliche Verantwortliche, jener Kämmerling, zum Sultan berufen, der den Zitternden ganz einfach mit dem Tschibukrohre tractirte und dann über die Treppe hinabwarf. Nevres Pascha ward schwer krank und starb bald hierauf an den Folgen dieser Brutalität.

Um diese Zeit (zwischen 1872—1876) hatte der Aufwand, wie er in dem kaiserlichen Palais herrschte, bereits die unglaublichsten Dimensionen angenommen. Man sagt, daß die Kosten der Hofhaltung ein ganzes Drittel der Staatseinnahmen verschlangen, und dies in einer Zeit, wo die Gläubiger der Pforte Tag für Tag ungeduldiger wurden und der famose Großvezier Mahmud Nedim eine eigene Commission eingesetzt hatte, um den Staatshaushalt zu vermindern, d. h. Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten aller Art in Scene gesetzt wurden. Zwar traf diese „Reform" meist nur den niederen Beamtenstand, unter welchem furchtbar aufgeräumt wurde. Die Gehalts-

reductionen waren hierbei das größte Uebel nicht. Viel schlimmer waren Diejenigen daran, die man trotz ihrer langen Dienstjahre kurzweg an die Luft setzte und sie ihrem Schicksale überließ.

In den „oberen Zehntausend“ aber herrschte großes Dalce jubilo. Zwar eine Anzahl hervorragender Würdenträger, wie Hussein Avni, Mehemet Ruschdi (Müterdschim), Husni u. A. wurden von dem neuen Großvezier ohne Federlesens abgesetzt und sogar in's Exil geschickt. Im Uebrigen aber begann eine unerhörte Stellenjagd, und kein Tag verging, wo nicht zahlreiche Ernennungen und ebenso zahlreiche Absetzungen erfolgten. Das Schmarotzerthum hatte sich zu nie geahnter Höhe emporgearbeitet. Und hierbei empfand man im Palais nicht die geringste Sorge. Eine ganze Armee von Hofschranzen und kaiserlichen Dienern aller Art tummelte sich in den luxuriösen Residenzen des Sultans, deren jede ihren eigenen Hofstaat hatte, so daß Abdul Aziz blos in einen Kaïk steigen und nach Tscheraghan oder Beylerbey zu übersiedeln brauchte, um sofort sein complettes Dienstpersonale wieder um sich zu haben. Ueber vierzehnhundert Personen standen so in Verwendung. Der kaiserliche Marstall enthielt 1800 der edelsten und kostbarsten Pferde. Auch hier war das Personale ein äußerst zahlreiches. Seinen Leibkutscher decorirte Abdul Aziz mit dem Großcordon des Osmanie-Ordens. Später ließ er dieselbe Decoration seinem — Lieblingshahne zukommen, der in den zahllosen Turnieren mit seinesgleichen so oft den Sieg davon getragen hatte. Das Küchenpersonale betrug über hundert Personen, und dieselbe Zahl erreichten die Tafeldecker, Kafedschis und sonstige dienstbare Geister, die nur für den Magen des Sultans zu sorgen hatten.

Abdul Aziz war ein großer Freund von wilden Bestien aller Art. Auch dieser Sport hatte ungeheuere Auslagen verursacht, obwohl die afrikanische Abtheilung dieser Menagerie zum großen Theile von dem jederzeit gefälligen Vicekönig von Aegypten beigestellt wurde. Ein Wintergarten, der in der Zeit

der größten Geldnoth hergerichtet wurde, verschlang allein eine Million Francs. Im Uebrigen verging kein Tag, wo nicht die kostspieligsten Renovirungen und Ausschmückungen aller Art in den einzelnen Palais vorgenommen wurden. Abdul Aziz fühlte sich plötzlich als großer Kunstkenner, und unverzüglich wurde ein Maler berufen, dem die undankbare Aufgabe zufiel, den ästhetischen Geschmack des Chalifen zu befriedigen.*)

Am theuersten aber kam dem Staatsschatze eine andere großherrliche Laune zu stehen. Abdul Aziz hatte eine ungeahnte Schwäche für Panzerschiffe, und um diese zu befriedigen, wanderten Millionen und Millionen nach den englischen Schiffswerften und Arsenalen, die freilich nicht der Privat-Chatulle des Padischah entnommen wurden. Ja, im Gegentheile. Mahmud Nedim gestaltete diese Anschaffungen zu einem Privatgeschäfte für seinen Herrn und sich, denn der schlaue Großvezier ließ wohlberechnet auch den Sultan von den „Gewinnsten" profitiren, die dieses „Geschäft" abwarf. Nach der Vorstellung eines gewöhnlichen Sterblichen kann solcher Vorgang nicht anders als ein Betrug, gegenüber der Staatscasse verübt, betrachtet werden. Der erlauchte Chalif besaß aber ganz andere Begriffe von

*) Wie einer der erlauchten Vorgänger Abdul Aziz', der blutdürstige Murad IV., das Wesen der „Kunst" erfaßte, darüber giebt nachfolgende Thatsache Aufschluß. Der genannte Sultan besaß große Vorliebe für Schlachtengemälde und er verschrieb sich einen Maler aus Venedig, der einige Bilder nach seinem Geschmacke malen sollte. Aber gleich der erste Versuch trug dem Künstler seitens des Großherrn entschiedenen Tadel ein. Eine enthauptete Leiche im Vordergrunde dünkte dem Menschenschlächter nicht genug „natürlich". Er meinte: „Du hast nie eine Schlacht, nie einen im Todeskrampfe erstarrten Leichnam gesehen" . . . Ein Wink, und man schleppte einen Sklaven daher, den man ohne Bedenken vor den Augen des Künstlers um einen Kopf kürzer machte. Während der Sultan nun im Anblicke des zuckenden Körpers seine „ästhetischen" Bemerkungen machte, erfaßte den Venetianer unbeschreibliches Grauen. Er verließ noch an demselben Tag heimlich Constantinopel. Anmerkung des Herausgebers.

Moralität und Redlichkeit überhaupt, und er zeichnete Mahmud für diese „Aufmerksamkeit“ nach Gebühr aus . . . Die Panzerschiffe aber verblieben durch Jahre vor dem Palais von Dolma-Bagtsche verankert; sie waren eine Staffage, deren Anblick sich der Großherr nicht entgehen lassen wollte, und daher kam es auch, daß diese schöne und kostspielige Panzerflotte in dem bald hierauf gefolgten Kriege eine höchst klägliche Rolle spielte.

Was für ein schlechter, oder richtiger: leichtsinniger Rechenmeister der Sultan war, das bewies er durch folgende Thatsache. Alljährlich am Thronbesteigungsfeste gab es großes Spectakel in Stambul. Die Siebenhügelstadt und beide Ufer des Bosporus erglänzten in den Abendstunden in einem feenhaften Lichtmeere, von dessen Pracht man sich anderwärts gar keine Vorstellung zu machen vermag. Jedes Haus, namentlich aber die Konaks und die Jalis der Reichen und Vornehmen erschienen durch flammende Pünktchen (die Lampions) wie mit Feuerlinien auf dunklem Hintergrunde abgezeichnet; ganze Dörfer waren in flimmernde Contouren gebannt, jeder Grabstein der Friedhöfe beleuchtet, der zahlreichen Schiffe gar nicht zu gedenken, die märchenhaft aus der farbigen Fluth tauchten. Mancher Würdenträger verwendete die Hälfte seines formidablen Gehaltes auf die würdige Ausschmückung seines Mußesitzes, und im Jahre 1872 hatte beispielsweise Mahmud Nedim seinen Garten zu Bebek durch mehr als 60.000 Lampions beleuchten lassen. Auch das Lustschloß des Vicekönigs von Aegypten, Emirghiam, war feenhaft herausgeputzt; aber der Sultan war schlau genug, Tags darauf seinem Großvezier einige großherrliche Schmeicheleien zu sagen, während Ismaïl leer ausging. Riaz Pascha, der Agent des Letztern, beeilte sich, diesen Mißerfolg nach Kairo zu berichten, und Ismaïl sendete unverzüglich eine bedeutende Summe nach Stambul in's Palais. Mahmud seinerseits wieder wollte auch in dieser Richtung nicht zurückbleiben und ließ seinem Gebieter ein beträchtliches Geldgeschenk zukommen . . . „Ich

sehe," meinte dieser, „daß im Reiche noch immer Geld im Ueberflusse vorhanden ist und die Beschwerden und Klagen daher nichts als freche Lügen oder unverschämte Speculationen sind" . . .

Man wird wohl solche Thatsache nicht besonders commentiren müssen. Daß der Großvezier und die anderen Würdenträger ihre Kassen opferfreudig ihrem Gebieter zu Füßen legten, einfach nur deshalb, um einem Zuge des Herzens nachzukommen, würde von aller Welt als eine lächerliche Naivetät angesehen werden. Der Abgang solch' enormer Summen muß aber wieder gedeckt werden, und daß diese Summen immer wieder aus dem Staatsschatze in die beschädigten Taschen floßen, ist bekannt. Kein Paschasohn oder Effendi ist je auf den Bettelstab gekommen, trotz der großen Bestechungssummen, welche sie entsprechenden Orts verwenden mußten, um nur ihre Stellungen oder ein besonderes Amt in der Umgebung des Sultans nicht zu verlieren. Ein solcher Verlust, eine Entfernung aus der unmittelbaren Nähe der „Wiege der Glückseligkeit", ist in den Augen des richtigen Effendi ein Unglück, dem kein anderes im Leben gleichkommt. Es galt bisher als Lebensregel in Stambul: ohne Para in die Dienste des Sultans einzutreten und mit Reichthümern denselben wieder zu verlassen. Ein Würdenträger, der, ohne sich bereichert zu haben, wieder in's Privatleben zurücktritt, wird allgemein als ein Individuum von sehr mangelhaften Qualitäten angesehen und seine Mittellosigkeit dahin interpretirt, daß hier entweder eine schlechte Aufführung oder ungeschickte Handlungen die Ursachen waren. Sich bereichert zu haben, ist sonach in den Augen solcher Biedermänner der wahre und einzige Beweis für besondere Tüchtigkeit und Klugheit. . . . Auch eine schöne Moral, auf der die osmanische „Gesellschaft" fußt! . . .

Daß unter solchen Umständen der großherrliche Autokratismus der denkbar verderblichste für das Türkenreich werden

mußte, liegt klar auf der Hand. In den letzten Regierungsjahren Sultan Abdul Aziz' wurde die Regierungsmaschine durch dessen unbeschränkte Launen geradezu zum Stillstande gebracht. Kein Ressort- oder Departement-Chef war seines Postens auch nur auf Tage sicher; in einer Woche Minister, in der zweiten Gouverneur dieser oder jener Provinz, in der dritten wieder zurückberufen und an die Spitze eines andern Ressorts gestellt, das war die normale Carrière eines ottomanischen Würdenträgers in der Zeit solch' beispielloser Confusion. Inzwischen erfolgten Ernennungen aller Art; Commissäre sollten für dieses oder jenes imaginäre Reformwerk ernannt, Functionäre und Controlorgane in die Provinzen entsendet werden, aber es blieb immer nur bei den Ernennungen und bei den Titeln. Mancher abgesetzte und transferirte Würdenträger hatte Constantinopel gar nicht verlassen, weil er überzeugt war, ehestens wieder zurückberufen zu werden. Sie hielten sich einfach einige Wochen hindurch in irgend einem Wohnhause am Bospor verborgen, bis die Angelegenheit in ihrem Sinne erledigt war.... Auch Midhat traf ein ähnliches Schicksal. Er wurde von Mahmud Nedim seines Postens als Gouverneur von Bagdad enthoben, mit dem gleichzeitigen Befehl, so lange in seinem Amtssitze zu verbleiben, bis sein Nachfolger ernannt sein würde. Zu dieser Ernennung ließ sich aber der Großvezier über Gebühr Zeit, und da Midhat nicht die Rolle eines halb und halb Exilirten spielen wollte, reiste er auf eigene Verantwortung ab.

Der größte Schaden erwuchs der Türkei durch diesen ewigen Stellenwechsel in ihrer diplomatischen Vertretung im Auslande. Die Pforte, oder vielmehr der Sultan handelten in dieser Richtung über die Maßen unklug. Während beispielsweise Rußland seit jeher dem Grundsatze treu blieb, ihre Botschafter und Gesandten an den europäischen Höfen nur im äußersten Nothfalle zu wechseln, da nur ein langjähriger Aufenthalt in den fremdländischen Residenzen den diplomatischen Ver-

tretern die so nothwendige Local- und Personal-Kenntniß zu verschaffen vermag, kümmerte sich Abdul Aziz gar nicht um diese goldene Regel. Seine Botschafter und Gesandten befanden sich sozusagen fortwährend unterwegs. Es ist berechnet worden, daß innerhalb der Jahre 1872 bis 1876 zweiunddreißig verschiedene Botschafter- und Gesandten-Ernennungen seitens der Pforte stattgefunden haben. In derselben Epoche hatten die Türken acht verschiedene Ministerien: Mahmud Nedim (zum ersten Mal), Mehemet Ruschdi (Müterdschim), Essad (zum ersten Mal), Mehemet Ruschdi (Schirwanizade), Hussein Avni, Essad (zum zweiten Mal), Mahmud Nedim (zum zweiten Mal).

Eine einzige Ausnahme in dieser Richtung machte der türkische Botschafter am Londoner Hofe, Musurus Pascha. Er verdankte und verdankt übrigens sein langjähriges Verbleiben einzig nur der persönlichen Sympathie seitens der Königin, die jederzeit seine Belassung für wünschenswerth hinstellte, wenn den nunmehrigen Doyen des diplomatischen Corps an der Themse die Abberufung bevorstand. . . .

Wir haben bereits mehrmals erwähnt, daß Abdul Aziz neben verschiedenen tollen Einfällen auch die verwegene Idee gefaßt hatte, die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes Jussuf Izzedin abzuändern. Er hatte gegenüber seinem Vasallen Ismaïl Pascha, dem Vicekönig von Aegypten, den Beweis geliefert, daß er in solchen Dingen keineswegs sehr scrupulös war. Nun war es freilich ein Anderes, die Erbfolge-Ordnung in einer Vasallen-Dynastie zu ändern, als wie den gleichen Schritt in der Chalifen-Dynastie selbst zu thun. Sogar Mahmud Nedim schreckte vor der Verwirklichung eines solchen Planes zurück, aber Ignatieff, die Seele aller Wirnisse und Intriguen am Bosporus, der damalige „Vice-Sultan“, wie man ihn scherzweise nannte, wußte den Großvezier umzustimmen.

Welchen Einfluß damals Ignatieff überhaupt auf den Sultan hatte, das geht aus verschiedenen Thatsachen her-

vor.*) Gelegentlich der Pontus-Conferenz (1871) war es der russische Diplomat, welcher mit Aufwand alles Geschickes und der, russischen Staatsmännern angeborenen Verschlagenheit den Sultan Abdul Aziz so weit zu bethören wußte, daß er in der Durchbrechung des Pariser Tractats nichts weiter denn eine selbstverständliche Concession an seinen „Freund", den Czar Alexander, erblickte. Als sie einmal geschehen war, ermangelte Ignatieff nicht, mehr oder minder demonstrativ eine offenbar simulirte Annäherung Rußlands an die Türkei gegenüber dem Abendlande zur Schau zu tragen. Die russische Politik hatte eine andere Gestalt bekommen, aber ihre Ziele blieben immer dieselben. Vorerst verbrüderte sich der General mit Aali Pascha, ohne indeß noch Arm in Arm mit ihm das vereinigte Europa in die Schranken zu fordern. Mitten in diesem Liebesgirren, das die Flitterwochen eines neuen Bundes bezeichnen sollte, armirte Rußland in seinen Schwarzen Meer-Häfen — 25 Schiffe, was der Pforte nicht unbekannt blieb, doch verstand es sowohl Gortschakoff als Ignatieff, sie zu beruhigen. Daß sich hierbei die Verhältnisse dennoch trübten und die beabsichtigte Zusammenkunft Czar Alexander's mit dem Sultan aus diesem Anlasse unterblieb, verursachte dem russischen Botschafter nicht all' zu viel Sorgen, denn es war seinem alten Einflusse gelungen, nach dem Ableben Aali's, Mahmud Nedim das Reichssiegel zu verschaffen.

Durch weitere Denunziationen, welche Ignatieff gegenüber dem wieder freundlicher gesinnten Sultan Abdul Aziz über geheime Umtriebe, Verschwörungen u. s. w. machte, gewann er so weit dessen Vertrauen, daß sich der bethörte Souverän bis zu der Aeußerung aufschwang: Ignatieff sei sein bester Rathgeber, ja, sein eigentlicher Minister. (!) Damals konnte sich nun Ignatieff leicht zu der bekannten, komödienhaften Rede hergeben, welche er im Sommer 1873 in Odessa

*) Einschaltungen des Herausgebers.

gelegentlich seiner Durchreise hielt. In diesem Sermon nannte er die Politik Rußlands klar und rein vorgezeichnet, er hob mit gewandten Sätzen die freundschaftlichen Beziehungen zur Pforte hervor und erkühnte sich sogar — allen slavischen Traditionen zuwider — zu behaupten, die Sympathien der slavischen Unterthanen der Pforte involviren keinerlei Gefahr für diese selbst.

Nach diesen Ereignissen stand Ignatieff auf dem Gipfel seines Einflusses. Zwischen Oesterreich-Ungarn und der Pforte waren im Frühjahre 1873 einige Differenzen wegen der in Bosnien ausgebrochenen Unruhen eingetreten. Es handelte sich um eine unverantwortliche Mißwirthschaft in der Local-Administration, um Gewaltacte, Grausamkeiten u. s. f. Oesterreich-Ungarn ging damals ziemlich energisch vor, obwohl von seiner Regierung nicht viel zu erwarten stand. Thätiger war das „bosnische Comité“, welches eine Denkschrift — die Redaction desselben hat im russischen Botschaftshôtel zu Pera stattgehabt — den Signatarmächten unterbreitet und eine eventuelle Intervention zu Gunsten der Rajah auf Grund des Hati-Humajun (6. Februar 1856) und des Pariser Tractats (30. März 1856) herausdeducirte. Als Präcedenzfälle führte man die Intervention der Russen in Chiwa und jene der Engländer auf Zanzibar an.

Da geschah das Unerwartete. Ignatieff machte (und dieser Schritt ist erwiesen) dem Sultan die Vorstellung, daß nach Art. 7, der die Territorialhoheit des osmanischen Reiches zu „achten“ garantirt, sowie Art. 9 desselben Vertrages, wo von jeder Einmengung in die internen Angelegenheiten der Pforte vertragsmäßig abgesehen wird, ein jeder Interventionsgedanke ganz und gar unzulässig sei ... Es war zu derselben Zeit, als der General seine berühmte Odessaer Rede gehalten. Als Ignatieff im Palais von Dolma-Bagtsche diese heuchlerischen Vorstellungen machte, waren die von Rußland aus unterhaltenen panslavistischen Comités in Bosnien in vollster Thätigkeit. Die

auf diese revolutionäre Thätigkeit bezugnehmenden Documente sind später bekannt geworden, und wenn wir hieran nur die einfache Bemerkung knüpfen, daß sie, zumal die wichtigsten, die auf eine Erhebung der Rajah in Bosnien abzielen, ganz genau aus derselben Zeit stammen, in der sich Ignatieff als den besten Freund Abdul Aziz' gerirte und für den Wortlaut der Art. 7 und 9 des Pariser Tractats eintrat, so war dies eine Politik, die füglich keines weitern Commentars mehr bedarf.

Um nach dieser Abschweifung auf unsern Gegenstand zurückzukommen, wollen wir weiter bemerken, daß Abdul Aziz keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die öffentliche Aufmerksamkeit auf seinen Erstgeborenen zu lenken. Jussuf Izzedin nahm bereits im zartesten Jünglingsalter an den Arbeiten im Kriegsministerium theil und ritt fast täglich, mit großem Cortége, durch die Straßen Galatas und Stambuls zum Seraskierat. Seine Ernennung zum Muschir (Marschall) erfolgte, wie bereits erwähnt wurde, schon nach den ersten Tagen der Geburt des Prinzen. Daß bei solcher übermäßig ausgeprägter Liebe zu seinem Sohne die Kinder Abdul Medschid's, namentlich der legitime Thronfolger Prinz Murad Effendi, minder gut fuhr, erscheint begreiflich. Die leichte Gefangenschaft, in welcher zeitweise auch dieser von seinem Onkel gehalten wurde, war gleichwohl keine drückende, die letzten Lebensjahre des Sultans abgerechnet, wo Furcht und Verfolgungswahn den Beherrscher der Gläubigen gegenüber aller Welt hochgradig mißtrauisch gemacht hatten.

In einer andern Zeit und unter denselben Umständen wäre es den Kindern Abdul Medschid's jedenfalls schlimmer ergangen. Ob zu der Milde seitens des Sultans Abdul Aziz der Umstand viel beigetragen hatte, daß sein heimgegangener Bruder gelegentlich der Geburt Jussuf Izzedin's dem glücklichen Vater die Versicherung gab, dem Neugeborenen kein Leid zuzufügen, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls lag das Schicksal Izzedin's

damals ganz und gar in der Hand seines Onkels Abdul Medschid, und die menschenfreundliche Haltung dieses Letztern konnte auf Abdul Aziz nicht ohne Eindruck bleiben. Wir müssen aber, nach Allem, was wir von dem finstern, gewaltthätigen Charakter Abdul Aziz' wissen, gleichwohl annehmen, daß dieser wenig Umstände gemacht haben würde, falls nur ein einziger legitimer Thronerbe aus der Familie seines heimgegangenen Bruders vorhanden gewesen wäre.

Es waren aber ihrer fünf: Murad (geb. den 21. September 1840), Abdul Hamid (geb. 22. Februar 1842), Mehemet Reschad (geb. 3. November 1844), Achmet Dschelaleddin (geb. 3. December 1847) und Nureddin (geb. 14. April 1851). Ein einziger Prinz, Sulejman, war und ist jünger als Jussuf Izzedin (geb. 9. October 1857). Mit diesen fünf Thronerben nach altosmanischem Brauche auf einmal aufzuräumen, war aber auf Grund der mittlerweile auch über den Orient hereingebrochenen humaneren Strebungen undurchführbar, ganz abgesehen davon, daß weder das osmanische Volk, noch die europäischen Mächte Familien-Massacres im Style Mohammed's III. oder Murad's IV. ruhig geschehen lassen haben würden.

Und daß das osmanische Volk in solchen Dingen sehr ernst dachte, das sollte sich nur zu bald zeigen. Zwar waren Mahmud Nedim und der Kriegsminister Essad Pascha für den Staatsstreich, den Abdul Aziz plante, gewonnen, und als Essad vom Schauplatze verschwand und Hussein Avni in die Räume des Seraskierat eingezogen war, war auch dieser leicht zu bereden. Damit war es aber keineswegs abgethan. Während die Mehrzahl der Großwürdenträger, namentlich aber die zahlreichen Marschälle, im Selamlik des Sultans jedem Winke des Letztern gehorchten und gebeugten Hauptes vor dem Chalifen standen, um seine Befehle, und seien sie welch' immer Art, entgegenzunehmen — stumm und ehrerbietig — schienen die wahren Patrioten, namentlich aber die Massen, und an ihrer

Spitze die pietistische Phalanx der Mollahs, Ulemas, Hodschas und Imams, keineswegs von ähnlicher sklavischer Unterwürfigkeit durchdrungen.

Die angebliche Gottähnlichkeit des Sultans hatte im Volke all' ihren Werth verloren, seitdem dasselbe Tag für Tag mit seinen eigenen Augen sehen und mit seinen eigenen Ohren hören konnte, wie der Chalif die Hilfsquellen des großen Reiches ganz für seine eigenen Bedürfnisse erschöpfte, wie er und seine Würdenträger immer wieder neue Abgaben ersannen und die auf solche Art erpreßten Summen in Haremsfesten, glänzenden Hochzeiten von Prinzessinnen und in allerhand Luxusspielen auf Heller und Pfennig aufgehen ließen. Dabei empfand dieses geduldige, aber mälig ernüchterte Stambuler Volk, mehr als für die Gewalthaber rathsam schien, daß das Ansehen des Chalifats in den Augen der Ausländer tief gesunken und der Sultan eigentlich nicht mehr so ganz Herr seines Willens war.

Auch die Armee, der man seit Monaten, ja in manchen Provinzen seit Jahren den Sold schuldig geblieben war, begann ihre Loyalität langsam abzustreifen. Die Disciplin hatte kurz vorher unter dem Kriegsminister Essad Pascha ohnedies arg gelitten; denn die sonst sehr ruhigen und bescheidenen gemeinen türkischen Soldaten wurden von dem genannten Christenfresser und grimmigen Feind des Abendlandes ohne allen Grund auf die wehrlosen christlichen Bewohner Peras, ja selbst auf Fremde und deren Familien gehetzt, was mit der Zeit zu sehr unliebsamen Auftritten zwischen dem Kriegsminister und den diplomatischen Vertretungen führte. Kurz hierauf, als dem Unfuge wieder gesteuert war, hieß es, zwei Zöglinge der Artillerieschule von Pankaldi wären an den Folgen einer grausamen Strafprocedur (der Bastonade) gestorben. Der Zwischenfall machte auch im Abendlande Aufsehen und man bemühte sich auf der Hohen Pforte, die Thatsache zu verdrehen und zu entstellen. Die Wahrheit derselben ist aber unanfechtbar, und die mit der=

selben in der Armee und im Volke platzgegriffene Erbitterung kann als factischer Beginn der spätern revolutionären Bewegung betrachtet werden.

Der Keim der allgemeinen Unzufriedenheit war gelegt. In der Militärschule schwankte man noch zwischen Loyalität und Conspirationslust; unter den Stambuler Truppen machte sich allgemein Mißstimmung geltend, und die Ulemas haranguirten die Softas, was der Polizei nicht entging. Ihre ersten Maßnahmen waren, wie immer, höchst ungeschickt, und bald verbreitete sich das Gerücht, dieselbe habe mehrere eingezogene Studirende von der Medresse der Sulejman-Moschee an der Serajspitze im Marmara-Meere ertränken lassen ... Der Sultan seinerseits schien den in der Ferne grollenden Sturm zu ahnen. Er war bis zur Tobsucht aufgeregt. Die Kämmerlinge, welche ihm unwillkommene Nachrichten brachten, ohrfeigte er, oder er warf sie zur Thüre hinaus. Ueberall sah er Feinde und Verfolger, und als gegenüber dem Palaste in einem Hause Feuer ausgebrochen war, ließ er sich ein eisernes, vollkommen feuersicheres Cabinet aufstellen, in welchem er den größten Theil des Tages zubrachte.

Unter solchen Umständen blieb die Katastrophe unausweichlich. Andere Sultane, die gleichfalls das Mißfallen der Massen erregt und dieselben zum Aufruhr gebracht hatten, wußten noch im letzten Augenblicke mit großer Energie dem Verhängnisse entgegenzutreten. Sie hatten sich am Blute oder an den dem Volke abgepreßten Reichthümern übersättigt und blickten furchtlos der Sühne entgegen ... Anders bei Abdul Aziz. Sein Hochmuth, sein Stolz war gebrochen, seine lächerliche Selbstvergötterung vermochte keine Wunder zu bewirken, und die eigene Macht, die er gerade in den letzten Jahren als an ihrem Gipfelpunkte angelangt wähnte, erwies sich als Illusion ... Nur eine Seele gab es, deren Trostworte aus dem Gehirne des Sultans die wüsten Schreckgespenster zu verscheuchen wußten,

und das war die Sultanin-Mutter. Sie, die nicht minder wie ihr Sohn selbst und wie die gewissenlosen Staatswürdenträger das unabwendbare Verhängniß zur Reife gebracht, die zu den verrücktesten Maßnahmen oft unmittelbarsten Anlaß gegeben, die grenzenlose Verschwendung im Harem gut hieß: diese fanatische Matrone meinte den Sturm zu bannen . . . Wie wenig sie dies vermocht, das werden wir sofort sehen . . .

---

2. Abdul Aziz' Ende.*)

Die Staatswürdenträger, welche den Sturz des Sultans geplant hatten, verfügten sich in den letzten Tagen des Monats Mai 1876 zum Scheik=ül=Islam, um denselben in dieser Angelegenheit zu sondiren und sich dessen Mithilfe, die in diesem Falle ganz unerläßlich war, zu vergewissern. Zwar weihte man dies geistliche Oberhaupt nicht unmittelbar in die Details des zu unternehmenden Schrittes ein, doch wurde es demselben unschwer, alle Endabsichten der Verschwörer zu errathen. Hatte er doch die Umtriebe der Ulemas und die Softa=Bewegung gut geheißen und damit zum mindesten dargethan, daß er kein Gegner irgend einer Demonstration, und würde sie auch die bedeutsamsten Consequenzen nach sich ziehen, sein dürfte.

Der Scheik=ül=Islam Hassan Hairullah wurde daher eingeladen, einer geheimen Sitzung, an welcher sich Hussein Avni, Achmet Kaiserli, Midhat und Mehemet Ruschdi betheiligten, anzuwohnen. Diese Sitzung fand im Jali (Sommerhause) Hussein Avni's zu Kuskundschik, auf dem asiatischen Bospor=Ufer, gerade dem kaiserlichen Palais gegenüber,

*) Diese Darstellung weicht so sehr von der seinerzeitigen officiösen Schilderung des Ereignisses in der „Turquie" ab, daß wir gezwungen sind, entsprechenden Orts unserem Texte den Bericht dieses Blattes gegenüberzustellen. Anmerkung des Herausgebers.

statt. *) Hairullah sagte seine Mithilfe zu, doch machte er dieselbe von einer sehr hohen Geldentschädigung abhängig, die ihm bewilligt wurde. Für das Kirchenoberhaupt war also die Entthronung Abdul Aziz' ein lohnendes Geschäft, was einen grellen Schatten auf den Charakter dieses Mannes wirft. Von dieser Sitzung wurde auch Sulejman Pascha verständigt, der die militärische Action leiten sollte. Noch an demselben Abend (29. Mai) begab sich Achmet Kaiserli auf die Panzerfregatte „Azizie", während Midhat dem Sultan einen Besuch abstattete, um dessen Stimmung zu sondiren.

Er fand seinen Herrn keineswegs guter Laune, und dies veranlaßte Midhat, unter seinen Complicen die Nachricht zu verbreiten, als habe Abdul Aziz an jenem Abende eine Vorahnung von dem Sturme gehabt, der in Kürze über ihn hereinbrechen sollte. Als der Pascha sich aus dem Palais entfernt hatte, zog sich der Sultan in seinen Harem zurück, um seinem Lieblingsspiele — dem „Tric-Trac" — sich hinzugeben. Später unterhielt er sich noch mit seiner Mutter und mit dem Prinzen Izzedin, wobei die bosnische Frage berührt wurde. Erst gegen Mitternacht erlöschten die Lichter in den Zimmern des Palastflügels, den Abdul Aziz bewohnte.

Um dieselbe Zeit hatte sich Sulejman nach der Militärschule begeben und die Zöglinge aus dem Schlafe geweckt. Die jungen Leute hatten keine Ahnung von dem, was geschehen sollte, doch ermangelte der Marschall nicht, dieselben auf den Ernst des Unternehmens hinzuweisen, dem sie ihre Mithilfe leihen sollten. In aller Stille verließen die Zöglinge ihre Quartiere und marschirten bewaffnet längs des großen Friedhofes von Taxim die Straße hinab, welche nach Beschiktasch führt; schon während dieses Marsches ließ Sulejman die Abtheilung einmal Halt machen, um ihr wahre Mittheilung von

*) Nach der „Turquie" im Konak Mehemet Ruschdi's.

dem zu machen, was geschehen sollte. Er betonte, daß gerade die Jugend, die künftige Stütze des Chalifats, die Hüter der Ehre der Armee und die Vertheidiger des Glaubens in erster Linie dazu berufen sei, den Verächter all' dieser Tugenden zu stürzen. Und dieses Opfer sei der — Sultan. . . .

Es war klug arrangirt, auf die soldatische Jugend zu pochen. Das nächtliche Abenteuer, der geheimnißvolle Marsch, der nicht ohne Wirkung auf die Phantasie der jungen Leute blieb, vollends die Art, wie Sulejman jene zu haranguiren wußte, das Alles schloß den Erfolg schon in sich. Gleichwohl frug der Marschall, ob sie entschlossen seien, die Aufgabe, die er ihnen zugedacht, zu lösen. Die Frage wurde bejaht, und nun ging es in aller Stille auf den Platz zwischen der Uferhöhe und dem Palaste von Dolma=Bagtsche hinab. . . . Die Nacht war finster, hin und wieder ging ein leichter Sprühregen nieder und es mußte die größte Vorsicht beobachtet werden, um die Palastwache nicht zu früh zu alarmiren.

Im Augenblicke der Ankunft sah man eine Colonne in der beiläufigen Stärke eines Regimentes von der Höhe jenseits Beschiktasch herabsteigen. Sulejman verhielt sich ruhig und gab erst, als die Truppe in aller Stille längs der Landfront des Palais dahinschritt, das Losungswort. Es war Hussein Avni, der sich auf dasselbe meldete. Er ließ sogleich die beiden Hauptthore des Palastes besetzen, während Sulejman die Außenwachen einzog. Das Erstaunen dieser Letzteren war groß, aber sie dachten an keinen Widerspruch, da ja ein Marschall des Sultans sie von ihren Posten wegführte, der Instructionen haben konnte.*) Auch Achmet Kaiserli befand sich bereits auf

---

*) Nach der „Turquie" war nicht Sulejman, sondern Redif Pascha (Präsident des obersten Kriegsrathes), Commandant dieser Truppen. Auch soll Hussein Avni, wie das officiöse Blatt versicherte, nicht in großer Uniform, sondern in Civilkleidern in's Palais eingedrungen sein; keineswegs aber um dem Sultan seine Absetzung zu

seinem Posten, wie wir bereits oben gesehen haben. Vom Bord des Panzerschiffes „Azizie" gab er mittelst einer Handlaterne, die er dreimal hob und senkte, das Signal seiner Bereitschaft. Zwei weitere Panzerschiffe hatten „zum Gefecht klar" gemacht.

Unterdessen begab sich Hussein Avni mit zwei Adjutanten zu der kleinen Ausgangspforte an der Landfront des Palais, wo die zweihundert Zöglinge der Militärschule, Gewehr im Arm, bereit standen. Hussein Avni klopfte an die Pforte und der schlaftrunkene Kapudschi öffnete sofort, als der Marschall seinen Namen nannte. Auch dieser hatte kein Bedenken gegenüber dem späten nächtlichen Besuch, um so mißtrauischer aber benahm sich der Tschausch, welcher an der Thüre des Schlafgemaches Abdul Aziz' Wache stand. Er wollte sich den Anordnungen des Marschalls keineswegs fügen und beharrte darauf, sich vorher in das Schlafgemach seines Herrn zu verfügen, um weitere Befehle einzuholen. In Folge des hierbei entstandenen Wortwechsels erwachte der Sultan, der angezogen auf einer Ottomane entschlummert war. Er trat zur Thüre und frug Hussein Avni um sein Begehren, und zwar in ziemlich brüskem Tone. Der Marschall aber, der den entscheidenden Moment hereingebrochen sah, richtete sich selbstbewußt und stolz auf, indem er dem Sultan bedeutete, er habe hier nichts weiter zu befehlen, da er durch den Willen des Volkes abgesetzt sei und noch zur Stunde einen Nachfolger in der Person seines Neffen, Murad Effendi, erhalten werde. Um den Effect zu vergrößern, richteten sowohl die beiden Officiere wie der Marschall ihre Revolver gegen die Brust Desjenigen, vor dem sie bisher im Staube gelegen waren. *)

---

verkünden, sondern um den in Dolma-Bagtsche internirten Prinzen Murad seine Erhebung zum Sultan zu melden und ihn nach dem Seraskierat zu führen. Man sieht, das officiöse Organ hatte die Thatsachen völlig auf den Kopf gestellt. Anmerk. des Herausgebers.

*) Auch diese Episode wurde seinerzeit von der „Turquie" ganz anders geschildert. Nach ihr soll während der Installirung Murad's (!)

Der Sultan gerieth in ungeheure Aufregung. Seine anfängliche Erbitterung und sein Zorn hatten sich in wilde Verzweiflung umgewandelt. Er schrie, tobte — das ganze Palais gerieth in Aufruhr; aber schon war Sulejman mit seiner Abtheilung in dasselbe eingedrungen, um jeden bewaffneten Widerstand der Palastwachen sofort niederzuschlagen. Die Nutzlosigkeit eines solchen erkannten dieselben auch sehr bald, vollends, als von den Panzerschiffen aus Landungstruppen auch die Seeseite des Palastes besetzten. Hier befand sich auch das Boot, welches den entthronten Sultan nach dem alten Seraj bringen sollte.*) Dasselbe trug einst — zwar nicht Cäsar und sein Glück — wohl aber einen mächtigen, ja allmächtigen Gebieter, der von wahrer Herrschergröße allerdings keine blasse Ahnung hatte und durch Tyrannei und Gewaltthätigkeit das erreichen wollte, wozu vor Allem Hoheit des Charakters, das Bewußtsein der wahren Majestät und eiserner Wille, gepaart mit Wohlwollen, nöthig sind.

Als Abdul Aziz im alten Seraj angelangt war, frug er merkwürdig gefaßt und trocken: „Wollt Ihr mich hier tödten, wo einst mein Vater das Licht der Welt erblickte?" — „Dein Leben ist uns heilig!" antworteten die Wächter. Sie führten ihn in denselben Kiosk, den er vor Jahren renoviren und mit

---

Redif den Befehl zur Absetzung Abdul Aziz' erhalten haben. Redif berief sofort den ersten Eunuchen, Djever Aga, und beauftragte ihn mit folgender Mittheilung an Abdul Aziz: „Die ottomanische Nation hat Sie abgesetzt; Sultan Murad Khan wurde zum Kaiser ausgerufen. Seine Majestät haben befohlen, daß Sie sich nach Topkapu begeben, wo Ihre Wohnung sein wird" ... Diese Mittheilung soll von Seite Djever Aga's mit einer überlauten Lachsalve begrüßt worden sein; bald hierauf aber, von dem Ernste der Situation überzeugt, entledigte er sich seines Auftrages. Anmerkung des Herausgebers.

*) Nach der „Turquie" waren es mehrere Boote, da nach ihr auch die kaiserlichen Prinzen, die Sultanin-Mutter und mehrere Frauen gleichzeitig mit dem Entthronten überführt worden sein sollen.

Anmerkung des Herausgebers.

fürstlicher Pracht herrichten hatte lassen. Es erscheint begreiflich, daß die Reflexionen, denen sich der gestürzte Großherr gerade in diesem Raume hingab, keine heiteren gewesen sein können. Welche Stimmung aber mußte ihn erst erfaßt haben, als gegen vier Uhr Morgens über ganz Stambul ein dumpfes Geräusch, wie von Wogenbrausen, dahinging. Es war das Volk, das, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, in dichten Massen durch die Straßen fluthete. Abdul Aziz stand am Fenster, und in demselben Augenblicke, da er seine Blicke seinen alten Lieblingen zuwendete — den Panzerschiffen — blitzte es in deren Kanonenlucken grell auf und dumpfer Donner verhallte in der Ferne.

Es waren die Salutschüsse, welche dem neuen Herrscher, dem Sultan Murad V. Khan galten. Anfangs konnte das Volk nicht glauben, daß Abdul Aziz gestürzt, seiner Herrschaft beraubt sei, daß aus einem Löwen ein ungefährliches Lamm geworden. Lief das Ereigniß doch so still ab, daß außer den Betheiligten keine Seele der riesigen Chalifenstadt am Bospor etwas davon wußte! Die geschaffene Thatsache berührte die Massen gleichwohl in befriedigender Weise. Wir haben gesehen, welch' Hexensabbath in den letzten Monaten der Regierung Abdul Aziz' herrschte, wie das Regiment Mahmud Nedim's, der am 25. August 1875 zum zweiten Male Großvezier geworden war, nur eine Kette empörender Gewaltthätigkeiten hervorbrachte und die Keime zu späterer schrecklicher Ernte in allen Ständen Wurzel gefaßt hatten. Die Umwälzung sollte indeß kein Blut, ja nicht ein einziges Opfer kosten. Sie verlief im Großen und Ganzen friedlich und außer den Salutsalven war kein Schuß gefallen.

Vielleicht nicht minder wie Abdul Aziz war Murad von den Ereignissen überrascht worden. In demselben Augenblicke, als man Ersteren nach dem alten Seraj brachte, verließ ein kleiner Localdampfer das Goldene Horn, um sich nach Haidar=

Pascha, einem Dörfchen hinter Scutari gelegen, zu verfügen.*) Er hatte Hussein Avni, Midhat, Kaiserli und den Scheik-ül-Islam an Bord. Es galt, den Prinzen Murad, der in dem genannten Dorfe seine Villeggiatur hielt, von dem Vorgefallenen zu unterrichten und ihm seine Thronbesteigung anzuzeigen . . . Murad's Erstaunen war über die Maßen groß. Anfänglich zitterte er vor Furcht — es war dies kein Sultan, es war ein Kind. Mälig erst faßte sich der Sohn Abdul Medschid's, aber seine Erregung war noch immer groß, und unter Thränen frug er, ob man seinem Onkel etwas zu Leide gethan, ob er todt oder lebendig sei, und wo er sich befinde. Diese wenig erbauliche, aber immerhin rührende Episode beweist, wie sehr Murad in der letzten Zeit durch den gestürzten Gewalthaber eingeschüchtert wurde, und wie er andererseits noch immer mit kindlicher Liebe an Demjenigen hing, der ihn, falls die Gelegenheit gegeben gewesen wäre, ohne Umstände, ohne Gewissensscrupel aus dem Leben geschafft haben würde.

Fünfzehn bis zwanzig Minuten nach dieser Ueberraschung war Murad bereit, den genannten Würdenträgern zu folgen. Vorerst begab er sich noch in seinen Harem, wo sich eine Scene abspielte, als sollte er nicht auf den Thron, sondern in den — Tod gehen. Der neue Sultan hatte seine Fassung vollkommen verloren, er weinte, umarmte Weib und Kinder und ließ sich erst nach langer Pause zum Landungsplatze von Haidar-Pascha begleiten, wo seine Einschiffung erfolgte . . . Wenige Minuten später hielt der Dampfer an den Landungstreppen von Dolma-Bagtsche, vielleicht im selben Augenblicke, da Abdul Aziz den erwähnten Kiosk an der Seraj-Spitze betreten hatte. Vorher

---

*) Nach unserer officiösen Quelle soll sich, wie schon erwähnt, Murad im Palais und nicht in Haidar-Pascha befunden haben. Auch soll nach derselben die Installirung des neuen Sultans der Absetzung Abdul Aziz' vorausgegangen sein, und nicht umgekehrt.
Anmerkung des Herausgebers.

schon hatte Hussein Avni eine Liste, welche die Namen von 250 Paschas, Effendis und Würdenträgern enthielt, dreißig berittenen Gendarmen übergeben lassen, die nach den verschiedenen Quartieren jagten, um ihnen die Ordre zukommen zu lassen, sich in Dolma-Bagtsche einzufinden.*)

Gegen vier Uhr Morgens — wir haben es schon oben erwähnt — verkündeten Geschützsalven den vollzogenen Thronwechsel. Alles Volk strömte nach dem Palais, um seinen neuen Herrscher zu begrüßen, und als dieser gegen neun Uhr Vormittags (des 30. Mai) nach der Sofien-Moschee ritt, empfing ihn frenetischer Jubel seitens der Menge, welche vom neuen Sultan freundlich gegrüßt wurde ... Das war mehr als ein kaiserlicher Dank. Solche Herablassung war bisher unerhört. Abdul Aziz wandte seinen Blick, wenn er ausritt, nie der Menge zu, er starrte wie ein Götzenbild vor sich hin, und gelegentlich seiner Thronbesteigungsfeier (1861) befleißte er sich auch gegenüber dem diplomatischen Corps und den geladenen europäischen Gästen solcher extravaganter Haltung.

Das herablassende Benehmen Sultan Murad's V. rief daher einen wahren Enthusiasmus unter dem Volke hervor. Der Andrang in den Vorstädten Tophana, Galata, auf der großen Brücke des Goldenen Horns und in den Straßen Stambuls war so enorm, daß der Sultan mit seiner officiellen Begleitung kaum durchzukommen vermochte. Fenster, ja selbst die Dächer der Häuser waren dicht mit jubelnden Gruppen besetzt.

Nach der Ceremonie in der Sofien-Moschee ließ Sultan Murad einen frühern Adjutanten seines Onkels zu sich kommen,

---

*) Die „Turquie" verlegt die Feier der Installirung des neuen Sultans nicht in's Palais von Dolma-Bagtsche, sondern in's Seraskierat. Ein officieller Hat vom 31. Mai, auf den wir weiter unten verweisen, nennt indeß gleichfalls das Palais von Dolma-Bagtsche als den Ort, wo dieser festliche Act vollzogen wurde.

Anmerkung des Herausgebers.

um ihm den Befehl zu geben, seinen (des Adjutanten) frühern Herrn zu begrüßen. Murad gab dem Officier gleichzeitig den Auftrag, den Entthronten, an dessen Schicksal sein Neffe keine Schuld trage, die Mittheilung zu machen, daß er unverzüglich dessen Rücktransportirung nach Tscheraghan anordnen werde. Vorher noch aber möge man die Ex-Valide-Sultana und Abdul Aziz' Kinder dem Entthronten zuführen.

Der Onkel war übrigens weniger weich gestimmt als der Neffe. Als der erwähnte Adjutant im Kiosk des Entthronten erschien, machte dieser Miene — nach alter Gewohnheit — den Officier vor die Thüre zu setzen. Der Abgesandte aber führte die Hand seines ehemaligen Gebieters an seine Stirne, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, und entledigte sich seiner Mission. Abdul Aziz zeigte nicht die geringste Regung. Auch seine Kinder, die bald hierauf im Kiosk sich einfanden, begrüßte er kälter als je, denn es war ihm schmerzlich, sich denselben als gefallene Größe zu zeigen. Nur der Valide-Sultana gegenüber zeigte er seine alte Ergebenheit und Hochachtung. Es sollen dem brutalen Gewaltmenschen bei dieser Begegnung sogar Thränen in die Augen getreten sein, vielleicht die ersten in der langen Zeit einer fünfzehnjährigen Regierung.

Niemand ward von der Güte des neuen Sultans mehr überrascht als Hussein Avni. Er konnte nicht umhin, Murad hierüber Vorstellungen zu machen und die Gefahr zu betonen, die solche Liberalität zur Folge haben könnte. Er meinte, die gegenwärtige Aufregung, in der sich der Ex-Sultan befinde, werde sich legen: als echter Muselman werde er in Bälde das unvermeidliche Schicksal ertragen und sich dem Willen eines Höhern (Allah) zu unterordnen verstehen. Gleichwohl blieb Murad bei seinem Entschlusse, und so übersiedelte der Entthronte in die Nähe jenes Palastes, in welchem er sein Glück gesehen und seinen Sturz erlebt.

Im Uebrigen war die Ordnung im Palais selbst nicht

absonderlich gestört. Diener, Beamte und Officiere fanden sich wieder auf ihren Posten ein, als wäre gar nichts vorgefallen. Nur die Palastwachen zeigten größere Geschäftigkeit und ihre Aufmerksamkeit ward eine umso gespanntere, als die beiden Palais nun zwei Sultane, einen entthronten und einen regierenden, beherbergten ... Ganz besonders behielt man Abdul Aziz im Auge, der in den ersten Tagen des Juni große Niedergeschlagenheit an den Tag legte ...

Am 31. Mai, dem Tage nach der Katastrophe, ward folgendes amtliche Communiqué publicirt:

„Se. kaiserliche Majestät der Sultan Mehemet Murad Khan, Sohn des Sultans Abdul Medschid Khan, welcher dem Sultan Abdul Aziz Khan den 18./30. Mai 1876 (7. Dschemadi-el-Ewel 1293) succedirt, ist der 33. Souverän der Familie Othman und der 27. seit der Einnahme von Constantinopel.

Se. Majestät wurde gestern im Palais Dolma-Bagtsche gegen 11 Uhr Morgens installirt. Das kaiserliche Gefolge begab sich dorthin, vom Seraskierat und vom Topkapu auf dem Seewege, inmitten der Acclamationen des Volkes und der von den Panzerschiffen und den Batterien von Tophana abgegebenen Artillerie-Salven.

Um 1 Uhr Nachmittags ertönte auf's neue Kanonendonner. Er meldete der Bevölkerung der Hauptstadt, daß alle Minister und hohen Functionäre des Reiches, Civil und Militär, dem neuen Kaiser der Ottomanen, Mehemet Murad Khan, ihre Huldigungen darbrachten.

Nachdem diese Ceremonie (die sogenannte Ceremonie des „Nikiab") sich vollzogen hatte, wurden officielle Depeschen an die Botschaften und Gesandtschaften der Hohen Pforte im Auslande abgesendet, welche Europa diese Nachricht meldeten, während andere officielle Telegramme an alle Leitungen im Innern des Landes gerichtet wurden, um durch Vermittlung der Behörden den Bevölkerungen das glückliche Ereigniß der Thronbesteigung des Prinzen Murad Effendi mitzutheilen."

Unmittelbar nach diesem Communiqué erfolgte der großherrliche Reform-Hat. Das Schriftstück (vom 1. Juni datirt) unterschied sich wenig von anderen Documenten gleicher Bedeutung. Dieser Hat, von Großwürdenträgern zu Papier gebracht und dem neuen Sultan zur Sanction vorgelegt, enthielt dieselben zahllosen schönen Dinge, die man seit vierzig Jahren zu hören und zu lesen bekam. Murad V. inaugurirte sein Regiment mit einer einfachen Förmlichkeit ... Oder war es mehr, wenn sein Antritts-Hat erklärte, es sei, um die bestehenden Mißverhältnisse zu beseitigen, vor Allem nöthig, „das administrative Regime des Reiches auf solide Basis zu stellen?" ... Vollends nichtssagend waren die nachfolgenden Bestimmungen: „Unsere Minister werden sich verständigen, um den Modus und die besten Basen eines sichern und stetigen Grundsatzes (?) zu suchen, welcher Fortschritte herbeiführen und die Eintracht der Gedanken und der Absichten verwirklichen könnte hinsichtlich der Liebe und Vertheidigung des Vaterlandes, der Regierung und der Nation" ... Eine confusere, nichtssagendere Diction ist kaum denkbar ... Ferner meinte der Hat, „einer der Hauptgründe, welche Verwirrung in die Staatsgeschäfte gebracht haben, ist die Finanzfrage. Indem die Reorganisation derselben in Aussicht genommen wird, ist es unerläßlich, die Finanzgebahrung mit Bürgschaften zu umgeben, d. h. sie einer strengen Controle zu unterwerfen, und mit einem Systeme in Verbindung zu bringen, welches allgemeines Vertrauen einflößt. Um diese Maßregel zu unterstützen, ordnen Wir eine Reduction Unserer Civilliste um 60.000 Beutel (= 3 Mill. Gulden) an, ebenso, daß dem Staatsschatze die Verwaltung und die Einkünfte der Kohlenbergwerke von Heraklea, anderer Bergwerke (welche? Anm. d. Herausg.) und gewisser (! Fabriken zugewiesen werden, die bisher zu Unserer Civilliste gehört haben" u. s. w.

Man sieht, das neue Regime gestaltete sich nicht viel hoffnungsvoller als das vorangegangene. Die Männer der

Situation, die „Sultansmacher", wie Midhat, Hussein Avni, Sulejman, Redif, Mehemet Ruschdi u. A., hatten innerhalb der achtundvierzig Stunden, in welchen sich die große Katastrophe zutrug, an Staatsweisheit nichts, wohl aber an einigen Zugaben zu ihrem frühern Eigendünkel profitirt. Namentlich war es Hussein Avni, der mit großem Selbstbewußtsein auftrat und nicht übel Lust zeigte, den neuen Sultan ein wenig zu hofmeistern . . . Es war der Mann, der seinen Herrn, dem er Alles, Stellung, Rang, Vermögen und Ehrenzeichen, verdankte, meuchlings überfallen hatte. Konnte er für Murad eine Vertrauensperson sein? Gewiß nicht; aber dem neuen Sultan wurde bald vor seiner eigenen Gottähnlichkeit bange, was noch viel weniger nach dem Geschmacke der Gewalthaber war als das gewaltthätige Regiment Abdul Aziz'.

Ein weiterer Act des neuen Chalifen war die Befriedigung der zahlreichen Beamten, deren Gehaltsrückstände aus dem Privatvermögen des Ex-Sultans, das an den Staat zurückfiel, bezahlt werden sollten. Die genaue Ziffer dieses riesigen Vermögens ist nie bekannt geworden, und die türkischen Journale ergingen sich in sinnreichen Combinationen, um dessen Höhe zu enträthseln.*)

---

*) So stellte das „Vakit", um beispielsweise das Vermögen der Ex Valide-Sultana zu präcisiren, die folgende originelle Berechnung an: Man hatte in den Appartements der Sultanin-Mutter vier Kisten voll Werthpapiere, sowie acht Kisten voll Gold gefunden. Die Schätzung der Werthpapiere war nicht gut möglich, bezüglich des Inhaltes der Goldkisten meinte aber das Blatt, daß eine approximative Berechnung durch Folgendes ermöglicht werde. Acht Lastträger waren zum Transport jeder Kiste nöthig: da jeder Träger eine Last von höchstens achtzig Okkas (à 2¼ Wr. Pfd.) bewältigen kann, so ergiebt sich für jede Kiste ein Gewicht von 640 Okkas und für alle acht zusammen ein solches von 5120 Okkas. Da ein türkisches Pfund in Gold nur 2¼ Drachmen wiegt, so würde sonach die Gesammtsumme der Okkas 910.360 türkische Pfund (Liras) oder 20.948.280 Francs liefern.

Anmerkung des Herausgebers.

Wir werden auf die Regierungsepoche Sultan Murad's V. in einem spätern Abschnitte ausführlicher zu sprechen kommen und wollen uns nun wieder mit den weiteren Schicksalen Abdul Aziz' beschäftigen . . . Der Ex-Sultan, etwas ruhiger geworden, ging am 2. und 3. Juni bereits seinen häuslichen Gewohnheiten nach; er genoß seine alten Lieblingsgerichte mit ungebrochenem Appetite und trat häufig an's Fenster, um die köstliche Frühlingsluft, die über den Bospor herüberstrich, einzuathmen. Begreiflicherweise sträubte er sich, seine früheren Diener wieder um sich zu sehen. Nur für Einen hatte er ein unerschütterliches Vertrauen, für den Ober-Eunuchen der Sultanin-Mutter, der dieser Letztern von Kindsbeinen an gedient hatte.

Dieser Alte spielte indeß keine wesentliche Rolle in dem Drama, das sich in seinen Schlußacten noch vor unseren Augen entrollen soll. Anders verhält es sich mit der Ex-Valide-Sultana. Sie hatte sich mit einer Freundin, der Frau des Atesch Mehemet Pascha, in Verbindung gesetzt, die unter den Officieren der Garnison einen Bruder hatte, Namens Hassan Bey. Die Geschwister waren von tscherkessischer Abkunft und Letzterer führte daher auch den Beinamen „Tscherkeß" — Tscherkeß Hassan Bey . . . In den ersten zwei Juni-Tagen fiel es den Palastwachen und den Polizisten auf, daß dieser Officier mehreremale unter den Fenstern jenes Flügels Tscheraghans promenirte, in welchem sich der Ex-Sultan aufhielt. Ja noch mehr; Tscherkeß Hassan Bey legte jedesmal, wenn er seines frühern Gebieters ansichtig wurde, die Unterarme kreuzweise über die Brust, worauf Abdul Aziz vom Fenster herab freundlich winkte . . . Diese Details eines vorübergehenden, sozusagen geistigen Verkehrs zwischen dem entthronten Sultan und dem genannten Officier sind vollkommen erwiesen. Wir erwähnen sie, da deren ganze Bedeutung in einem spätern Capitel klar an den Tag treten wird . . . Die Polizei blieb auch keineswegs unthätig, und als Hussein Avni Kenntniß von diesen Promenaden

Hassan Beys erhielt, soll er zu Midhat Pascha gesagt haben: „Wir haben einen Sultan gemacht, damit er regiere, und nicht, um ihn durch seinen entthronten Onkel regieren — oder sagen wir, wieder verdrängen zu lassen . . . Wir sind noch nicht am Ende der Dinge" . . .

Am Abend des 2. Juni begab sich Hussein Avni in's Palais zum Sultan Murad, um denselben nochmals auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche seine Sorglosigkeit gegenüber Abdul Aziz in sich schließe. Murad aber antwortete, sein Vater hätte ihm oft von den blutigen Familiendramen erzählt, welche das Haus Osman in den langen Jahrhunderten heimgesucht. Er legte dem Sohne an's Herz, nie etwas zu unternehmen, das die Schatten dieser traurigen blutigen Erinnerungen wieder erwecken könnte. Es sei daher sein (Murad's) Wunsch und Wille, daß man seinen entthronten Onkel mit aller Milde und aller einem Chalifen gebührenden Achtung begegne und ihm seine dermalige Existenz nach Thunlichkeit erleichtere. Von solcher Großmuth schien Hussein Avni nicht sonderlich erbaut zu sein. Wenigstens verließ er in ziemlich erregtem Zustande das Palais und begab sich in seinen Konak, um sofort einen Arzt zu sich zu rufen. . . . Es hieß, der Seraskier sei erkrankt, aber die Visite des fraglichen Arztes dauerte übermäßig lange, zwischen zwei und drei Stunden, und Nachmittags sah man den „Kranken" sowohl — auf der Hohen Pforte wie im Seraskierats-Gebände. Ueber den erwähnten Arzt wäre zu bemerken, daß er von griechischer Nationalität war und den Titel eines Brigade-Generals führte. Den letztern erwarb er sich auf Grund einer geglückten Operation, welche er an dem Sultan Abdul Aziz vollzog. Dieser litt nämlich in letzter Zeit im außerordentlichen Grade an bösartigen Geschwüren (Furunkeln). Das Leiden raubte dem Patienten sogar die nächtliche Ruhe, und als die Schmerzen eben wieder bedeutend zugenommen hatten, befahl er den ersten Leibarzt zu sich. Dieser war aber augenblicklich abwesend und

so gab der Sultan Befehl, ihm irgend einen andern Arzt, sei er wer immer, zu senden, der sich auf derlei Operationen verstünde. Der Gerufene erschien, constatirte die Art der Krankheit und schritt sofort zur Operation. Den dienstthuenden Officieren und Eunuchen erschien es als eine unerhörte Vermessenheit, daß der „gjaurische" Doctor mit seinem Instrumente die Geschwüre attaquirte. . . . Sie wollten ihn in seiner Arbeit verhindern, Abdul Aziz aber lächelte und ließ ruhigen Blutes die schmerzhaften Lanzette-Schnitte vollführen. Der Schmerz legte sich, die Wunden heilten und der Doctor in der Noth hatte seinen Pascha-Titel.

Wir werden etwas tiefer unten sehen, wie dieser Mann sich der erhaltenen Auszeichnung würdig zu zeigen verstand. Genug, er hatte zwei oder mehr Stunden mit Hussein Avni conferirt, und dies erscheint auffallend genug, da an demselben Tage (3. Juni) auch ein Transferirungs-Befehl für Tscherkeß Hassan Bey bereitlag. Der Capitän, der etwas übermäßig Loyalität für den Entthronten an den Tag gelegt hatte und sich sogar vermaß, vor den Augen der Polizei-Organe seinem frühern Herrn ostentative Ehrenbezeugungen zukommen zu lassen, sollte sofort nach Bagdad abgehen. Hassan aber hatte keine Eile; er wußte sich den Augen der Polizei zu entziehen, indem er gleichzeitig auch versuchte, gegen diese Art von Ueberwachung zu protestiren. Vom Abend des 3. Juni an ward Hassan auf Schritt und Tritt controlirt. . . .

Was wir nun im Folgenden mitzutheilen haben, bildet den dunkelsten Punkt in unseren zeitgeschichtlichen Erzählungen. . . Am 4. Juni, zeitlich Morgens, fand man Abdul Aziz in seinem Schlafzimmer todt. Der Palastarzt, der zuerst die Entdeckung machte, fand den Körper des Entthronten neben einer niedern Ottomane auf dem Boden ausgestreckt: ein Bein hing noch am Rande der letztern. Der Sultan war nur halb angekleidet, beide Hemdärmeln waren bis über die Ellenbogen

aufgestülpt und an jedem der inneren Armgelenke befanden sich zwei tiefe Schnitte, die unzweifelhaft mit der Scheere vollführt wurden, welche neben der Leiche auf dem Boden lag. Eine zweite Scheere fand man auf dem Tische, wo auch eine Nacht-lampe, in einer grünen, durchschimmernden Vase verwahrt, stand. Der Eunuche, welcher die Frühwache vor dem Schlafgemache zu halten hatte, befand sich nicht auf seinem Posten.

So weit reichen die constatirten Thatsachen. — Es ist begreiflich, daß dieselben die weitgehendsten Combinationen zu-lassen, und es ist höchst zweifelhaft, ob das Geheimniß, welches über diese Tragödie brütet, je gebrochen werden wird. . . . In ganz Stambul, wo sich schon in den ersten Morgenstunden des 4. Juni die Nachricht von dieser entsetzlichen Katastrophe ver-breitet hatte, hieß es: der Sultan habe sich in einem Anfalle von Wahnsinn, von Verzweiflung oder blinder Gewaltthätigkeit das Leben genommen, das, durch die gegebenen Umstände, dem einstigen mächtigen Chalifen zur Last geworden war. Auch die Enquête, welche durch neunzehn Aerzte repräsentirt wurde, erklärte sich dahin, daß es sich hier um einen Selbstmord handle. Freilich gab es auch Zweifler, welche zum Theile schüchtern, anderntheils offen und mit Bestimmtheit der Ansicht sich hinneigten, daß Abdul Aziz einfach ermordet worden sei.

Da die Wahrheit documentarisch nicht zu erbringen ist, so werden wir, ohne uns irgend welche Anklage zu erlauben und ohne das letzte Wort in dieser Angelegenheit zu sprechen, folgende Thatsachen, die unankämpfbar sind, mittheilen. . . . Den Abend vor seinem Ende war Abdul Aziz etwas nieder-geschlagen, gebeugt, erregt, wie dies leicht erklärlich, wenn man das Geschehene im Auge behält. Gleichwohl zeigte der Sultan gerade an diesem Abende eine auffallende Fassung, eine fatali-stische Resignation. Es schien, als wollte der entthronte Chalif sich geduldig in sein Schicksal fügen, und in diesem Sinne tröstete er auch seine Mutter und den Prinzen Izzedin, welche

Beide bis gegen Mitternacht dem Sultan Gesellschaft leisteten. Als diese letzteren Zwei sich entfernt hatten, versank Abdul Aziz sofort in erquickenden Schlaf, was schon daraus hervorgeht, daß die entseelte Leiche des Sultans, den Oberrock abgerechnet, angekleidet vorgefunden wurde.

Gegen einen Selbstmord sprechen aber ganz entschieden nachfolgende Argumente. Für's Erste waren die beiden Schnitte nicht nur sehr tief und stark, sondern auch mit entschiedener Kenntniß hinsichtlich der Art, wie dieselben, um Erfolg zu haben, gemacht werden mußten. Abdul Aziz war aber nichts weniger als ein chirurgischer oder anatomischer Fachmann. Zweitens sollte die Lage auf dem Boden, mit dem noch auf dem Canapée ruhenden einen Fuße den Beweis abgeben, daß der Selbstmörder, nachdem er sich die tödtlichen Verwundungen beigebracht, von seinem Ruhebette herabgefallen sei. Auf diesem wurden aber keine Blutspuren vorgefunden; die Lachen befanden sich nur auf dem Boden. Die beiden Schnitte waren übrigens so tief und stark, daß der linke Arm, dem die Wunde zuerst beigebracht wurde, unmöglich mehr die Kraft besessen haben konnte, dieselbe Procedur am andern Armgelenke zu vollbringen. Drittens waren die Schnitte von unten herauf ausgeführt. Jeder Laie mag versuchen, ob man sich auf diese Art tödtlich verwunden könne. Um dem Gelenke überhaupt beikommen zu können, muß der Arm ausgestreckt werden. Der Ansatz des Instrumentes (die Scheere) erfolgt dann so, daß der Schnitt nur von oben herab laufen kann, da zu einem umgekehrt, von unten herauf geführten Schnitte die Kraftwirkung geradezu paralysirt, das Handgelenk gekrümmt und die ganze Procedur widernatürlich erschwert, wenn nicht ganz verhindert werden müßte. Die Scheeren (gewöhnliche Bartscheeren) waren überdies groß genug, um in unserem Falle die Hebelwirkung bis auf ein Minimum herabzudrücken ... Viertens wurde von allen Anwesenden, welche nach der That das Schlafzimmer des Sultans

betreten hatten, ein penetranter Chloroformgeruch verspürt, man fand aber nirgends eine Phiole.

Würde Abdul Aziz dieses Betäubungsmittel schon an jenem letzten Abende besessen haben, so wären die leisesten Ausströmungen desselben der Valide-Sultana und dem Prinzen Izzedin wahrscheinlich bemerkbar geworden. Dies mag nur nebenher gelten; viel entscheidender ist, daß sich kein Behälter mit diesem Betäubungsmittel vorfand ... Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß Abdul Aziz eine durch und durch gewaltthätige Natur war und deren Mittel auch in der Anwendung auf seine eigene Person kaum verschmäht haben würde; daß es unsinnig ist, zu sagen, dem Sultan habe keine andere Waffe als eben die Scheere (!) zur Disposition gestanden: so sind dies weitere Umstände, welche gegen einen Selbstmord sprechen. Daß Abdul Aziz wenige Stunden vorher gar nicht selbstmörderisch gestimmt war und nach Verabschiedung von seiner Mutter und seinem Sohne (noch angekleidet!) sofort in beruhigenden Schlummer verfiel, haben wir bereits erwähnt. Diese Thatsache, die vollkommen erwiesen, ist jedenfalls von sehr großem Belange ...*)

Nach der ärztlichen Enquête versammelten sich alle Groß-

*) Einer der neunzehn Aerzte berichtete damals über den Zwischenfall Folgendes: „Man führte uns in ein großes Zimmer mit der Aussicht auf das Meer; neben dem am Fenster stehenden Sopha war auf dem Parquete eine Blutlache zu sehen. Man zeigte uns eine geschärfte Scheere von zehn Centimeter Länge mit einem kleinen Knopfe in der Nähe der Spitze. Der Leichnam Abdul Aziz' war am 4. Juni, präcis 11 Uhr Vormittags, um welche Zeit die Todtenbeschau vorgenommen wurde, bereits ganz kalt; doch war die Todtenstarre noch nicht eingetreten. Man fand am linken Arme unterhalb der Biegung eine 3 Cm. tiefe und 5 Cm. lange Schnittwunde mit zackigen Rändern. Die Venen waren gänzlich, die Arterien zu drei Viertheilen durchschnitten. Am rechten Arme befand sich eine 2 Cm. lange und nur $1^1/_2$ Cm. tiefe Schnittwunde, durch welche blos die kleinen Venen durchschnitten waren. Einschaltung des Herausgebers.

würdenträger mit Hussein Avni an der Spitze in dem Gemache, wo die Leiche ausgestellt war. Der Moment entbehrte keineswegs eines gewissen feierlichen Ernstes und die meisten Anwesenden schienen tief ergriffen zu sein. Hussein Avni stand lange schweigend, mit über die Brust gekreuzten Armen, in einiger Entfernung vom Paradebette. Da trat der oben erwähnte griechische Arzt zwischen den Seraskier und die kaiserliche Leiche, indem er halblaut vor sich hinmurmelte: „Nun bist Du todt, grausamer Tyrann, Du wirst uns nimmer quälen, und heute bist Du uns kaum mehr als — ein todtes Schwein!“

Man wird sich erinnern, welch' großes Mißfallen diese brutale Art von „Rache“ damals hervorrief. Alle Tagesblätter commentirten diesen nichtswürdigen Act. Sie vergaßen aber hinzuzusetzen — weil sie es nicht wußten — daß derselbe Mann sich eigentlich mehr dem Todfeinde des Sultans, dem Seraskier Hussein Avni, gefällig zeigen, als wie einer persönlichen Empfindung Luft machen wollte ... Die Wechselwirkung und Nutzanwendung liegt nahe genug. — — —

Hussein Avni war aber keineswegs der Mann, sich solcher gemeinen Denkungsart anzuschließen, vollends in dem Momente nicht, wo die Majestät des Todes auch diesem gewaltthätigen Menschen imponiren mochte, ganz abgesehen davon, daß die Aeußerungen des Doctors auch von Anderen vernommen worden waren. Hussein Avni hatte gute Gründe, auch nicht den leisesten Schein aufkommen zu lassen, als empfände er in irgend welcher Richtung eine Befriedigung hinsichtlich des tragischen Endes Abdul Aziz' ... Der Marschall wandte sich rasch gegen den Sprecher und hielt ihm eine vernichtende Standrede. Dann befahl er ihm, sofort den Saal und den Palast zu verlassen. Hussein Avni wurde hierauf wegen seiner Energie allenthalben becomplimentirt, und das genügte ihm augenblicklich vollkommen.

Die Beisetzung des Sultans Abdul Aziz erfolgte noch am selben Tage unter Entfaltung eines großen Pompes und Theil-

nahme aller Würdenträger im Mausoleum Sultan Mahmud's II., wo auch Abdul Medschid zur ewigen Ruhe eingegangen war ... Den größten Eindruck machte die Katastrophe des gewaltsamen Endes des Entthronten auf das ohnedies stark alterirte Gemüth Sultan Murad's. Er soll sich bei Empfang der Nachricht wie ein Kind geberdet, bald namenlosen Schmerz, bald unerklärliche Furcht gezeigt haben. Es kostete ungeheuere Mühe, ihn zu trösten; doch kaum war dies momentan gelungen, so schnitten wieder die Verzweiflungsworte der Ex-Sultanin-Mutter, die er zuletzt vernommen, in seine Seele ... Und diese Verzweiflungsworte lauteten: „Man hat ihn ermordet, Gott wird das Verbrechen rächen!"

In diesen Tagen der Wirrniß gab es eigentlich keinen Sultan am Osmanenthrone, sondern einen Dictator. Und dieser Dictator war — Hussein Avni. Dieser Mann, der sein Geheimniß in ein besseres Jenseits mitgenommen, hatte dem heimgegangenen Sultan Alles, Stellung, Carrière, Reichthum und die höchsten Auszeichnungen, die einem Würdenträger werden können, zu verdanken. Besonders die Sultanin-Mutter hielt große Stücke auf den finstern Gewaltmenschen, und sie pflegte sich häufig bei ihm Rath zu holen, namentlich zur Zeit, da die Aenderung der Thronfolge-Ordnung im Kopfe Abdul Aziz' spukte. Gleichwohl besaß Hussein Avni nicht eine einzige Eigenschaft, die auch nur den bescheidensten Grad von Achtung herausgefordert hätte. Er war Zeit seines Lebens ein finsterer Intriguant, mißgünstig bis zum schwärzesten Neid und grenzenlos habsüchtig. Jede Wohlthat, die ihm zugefügt wurde, hielt er für selbstverständlich; das Gegentheil einer solchen pflegte er aber jederzeit mit Zinsen heimzuzahlen.

Als Beispiel diene folgender Zwischenfall. Als Mehemet Ruschdi das Staatssiegel erhielt, beeilte er sich, dem Sultan gegenüber die Verdienste (des damals exilirten) Hussein Avni hervorzuheben und dessen Berufung auf den Posten eines

Kriegsministers als eine Rettung in der Noth zu bezeichnen. Dieser Act von Protection hatte Erfolg. Hussein Avni wurde Seraskier. Als aber Mehemet Ruschdi (Schirwanizade) eines Tages den begründeten Verdacht schöpfte, daß der Kriegsminister bei den Waffenlieferungen für die kaiserliche Armee sich in nie dagewesenem Grade bereichere, da war dieser sofort bei der Hand, seinen Protector und „Freund" beim Sultan anzuschwärzen. Hussein Avni stellte den Großvezier in den Augen des Großherrn als ein höchst staatsgefährliches Individuum hin, und wenige Tage fiel Mehemet Ruschdi von seiner Höhe herab. Ja noch mehr, er wurde nach Hedschaz verbannt und hier starb er, als Gouverneur dieser Provinz, nach wenigen Monaten ... Es war dies die Art, mit der sich Hussein Avni Derjenigen zu entledigen wußte, die in irgend eines seiner Geheimnisse eingeweiht waren ... Erwähnen möchten wir auch noch, daß in der Zeit, da sich Hussein Avni im Exile befand, der damalige Minister des Aeußern, Reschid Pascha, die Sorge für seine Familie übernommen hatte, da der nachmalige „Sultansmacher" noch nicht in die Lage gekommen war, sich auf Staatsunkosten zu bereichern. Als der Sultan erfuhr, Reschid unterstütze die Familie des durch Exilirung bestraften Würdenträgers, enthob er ihn von seinem Amte, um ihm den Posten eines Botschafters am Wiener Hofe zuzuweisen ...

---

3. Tscherkeß Hassan Bey.

Wir hätten nun noch den letzten Act jenes blutigen Dramas vorzuführen, das mit der Entthronung Sultan Abdul Aziz' begonnen und mit dem tragischen Ende dieses Letztern seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die Persönlichkeit, welche nunmehr in die Handlung eingreift, ist uns bereits aus einem frühern Abschnitte bekannt. Der Name derselben ist Hassan Bey, ein Kaukasier, weshalb er auch den Beinamen „Tscherkeß" führte. Wir wissen, daß dieser Officier sofort nach der Rücktransportirung seines entthronten Herrn von Topkapu sich der Polizei dadurch auffällig gemacht hatte, daß er mehrmals unter den Fenstern des Wohngemaches Abdul Aziz' erschienen war. Er begrüßte seinen frühern Herrn ehrerbietigst und erhielt — bei Abdul Aziz sonst ganz unerhört — einen Gegengruß.

Noch denselben Vormittag ward der Zwischenfall dem Seraskier Hussein Avni gemeldet. In der Nacht hierauf war der Ex-Sultan nicht mehr unter den Lebenden. . . . Der genannte Sultansmacher schien wenig auf die Persönlichkeit des tscherkessischen Officiers zu setzen, obwohl die Thatsache keineswegs zu unterschätzen war, daß Hassan Bey auch in demselben Tscherkessendorfe das Licht der Welt erblickt hatte wie die Valide-Sultana. Auch die Schwester des Officiers, die Gattin des Atesch Mehemet Pascha, hatte vielfachen Verkehr mit

der Sultanin-Mutter, und es ist erwiesen, daß jene an dem Tage, da Hassan unter den Fenstern der Wohnung Abdul Aziz' angetroffen wurde, im Palais war und mit der Mutter des Sultans durch mehrere Stunden verkehrte.

Dies als Präludium. Was die Persönlichkeit Hassan Beys anbelangt, so dürfte es keine unnütze Arbeit sein, über dieselbe einiges Licht zu verbreiten. Er gehörte der kaiserlichen Garde an, die jederzeit eine große Zahl emigrirter Tscherkessen als Mitglieder zählte. Sultan Abdul Aziz liebte diese tapferen, der Sache des Islams bis zur äußersten Consequenz ergebenen, durch Anhänglichkeit und Treue und nicht minder durch äußere körperliche Vorzüge ausgezeichneten Soldaten. Auch Hassan besaß alle diese Eigenschaften, allerdings aber auch etliche andere, die minder lobenswerth erscheinen. Sein angeborner Stolz paarte sich mit brutaler Rücksichtslosigkeit: er geberdete sich oft, als sei die Welt nur seinethalber da. Ueberdies war er ein Scandalmacher schlimmster Sorte und ein höchst unmäßiger Consument geistiger Getränke. Diese seine Hauptleidenschaft befriedigte er mit Vorliebe in den verschiedenen europäischen Bier-Localen, Cafés und Cafés-chantants des Christenviertels Pera. Er verließ diese Locale niemals im nüchternen Zustande und selten ging es ohne scandalösen Zwischenfall ab.

Gleichwohl war Hassan Bey der Mann, der unter den gegebenen Umständen und bei Uebung einiger Selbstbeherrschung unter dem Sultan Abdul Aziz sein Glück gemacht haben würde. Er unterließ es auch nie, auf die ihm von Seite seines Herrn gewordene Protection hinzuweisen und die Gefühle des Dankes zu betonen, die ihn beherrschten. Jedenfalls war Hassan Bey ein schneidiger Officier, der sich keine Secunde besonnen haben würde, sich für seinen Gebieter in Stücke hauen zu lassen, von dem aber auch vorauszusehen war, daß die schrecklichen Ereignisse der letzten Mai- und ersten Juni-Tage ihn nicht gleichgiltig lassen würden.

Dabei fühlte sich dieser Tscherkesse seit jeher zu irgend einer nennenswerthen That berufen, wenngleich ihm die Art und Weise einer solchen Mission nur ahnungsvoll vorschwebte. Da Hassan im hohen Grade eitel und von sich selbst eingenommen war, so mochten diese Ahnungen höchstwahrscheinlich nur aus solchen Selbstvergötterungen entsprungen sein. Man mußte diesen Officier sehen, wie er, auf das sorgfältigste adjustirt, jung und schön von Gestalt, durch die Straßen Stambuls, Galatas oder Peras ritt! . . . Kein Marschall der Pforte, kein lorbeerbedeckter Feldherr würde, wie er, auf die Masse herabgeblickt haben, voll persönlicher Eitelkeit und unqualificirbarer Selbstüberhebung. . . . Zur Vervollständigung der Charakteristik dieses Mannes, der mit dem Drama, das wir behandeln, eng verflochten ist, wollen wir noch hinzufügen, daß er von mittelgroßer Statur war, zierliche kleine Hände und Füße, blonde Haare und blaugraue Augen mit fascinirendem Blicke besaß.

Seit der Entthronung Abdul Aziz' war mit Hassan Bey eine große Veränderung vorgegangen. Kaum hatte er durch seine Schwester aus dem Harem der Valide-Sultana den wahren Sachverhalt hinsichtlich jenes denkwürdigen Abends erfahren, so wußte er auch sofort, wo der Stein des Anstoßes lag. Nur Hussein Avni, der seinen Gebieter entthront hatte, konnte ein solches Verbrechen, wie die Ermordung des Sultans, seinem Gewissen aufbürden. Hassan war vollkommen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur der genannte Würdenträger der Anstifter der Mordthat gewesen sein konnte. Diese Ueberzeugung ist keine Annahme, wofür die Thatsachen ja an sich allein sprechen würden, sondern sie ist erwiesen. Hassan sprach sich nämlich in diesem Sinne ganz offen aus, namentlich am ersten Abende nach der Katastrophe, als er, wie gewöhnlich, im „Café Flamm" in der Grande Rue de Péra etwas zu tief in's Glas geblickt hatte. Die Polizei, von diesen Declarationen unterrichtet, hinterbrachte auch diese Aeußerungen dem Seraskier, aber Hussein

Avni lächelte und sagte zum Ueberbringer der Meldung, dem Polizeipräfecten (Bruder Essad Beys, zuletzt Botschafter am Wiener Hofe): „Er ist ein Narr, wir haben von ihm nichts zu fürchten, ich werde aber dem Bramarbas gleichwohl die Gelegenheit nehmen, sich weiters zu compromittiren“. . . . Eine Stunde später war vom Serastierat aus an Hassan Bey der Befehl ergangen, sich unverzüglich aus Stambul zu entfernen und sein neues Domicil in Bagdad zu nehmen. . . .

Als am Abende desselben Tages Hassan Bey, wie gewöhnlich, im „Café Flamm“ erschien, äußerte er: „Ich werde nicht nach Bagdad gehen, und Jene, welche mich exiliren wollen, werden in Kürze eine noch viel weitere Reise antreten“. . . Der Ueberbringer des Befehls, ein Adjutant des Kriegsministers, verließ ohne Antwort das Local. Der Augenblick der Entscheidung war für Hassan gekommen. Er selbst ermangelte nicht, sich als den „Rächer Abdul Aziz'“ hinzustellen, und wie ernst er es mit dieser Mission nahm, sollen wir sofort erfahren . . .

Dieser Zwischenfall trug sich am Abend des 14. Juni zu. Es ist ganz unerklärlich, daß Hassan Bey die ganze Nacht auf den 15. und auch diesen zweiten Tag hindurch ganz unbeanständet seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen konnte. Die Geringschätzung, welche hier Hussein Avni gegenüber dem tscherkessischen Officier offenbar zur Schau trug, sollte leider ihre verhängnißvollen Folgen haben . . . Um fünf Uhr Nachmittags machte Hassan nochmals seinen Rundgang von Bierschank zu Bierschank, wie er es an jedem andern Tage gewöhnt war, nur mit dem Unterschiede, daß er diesmal eine ganz exorbitante Menge geistiger Getränke consumirte. Gegen sechs Uhr Abends verließ er, in voller Parade, Pera, um an der Riva von Tophana einen Kaïk zu besteigen, der ihn nach Kustundschik, wo sich die Sommerwohnung Hussein Avni's befand, bringen sollte.

Als Hassan an's Land gestiegen war und den Bootführer bezahlt hatte, frug Letzterer, ob er nicht warten solle . . . „Es

ist überflüssig,“ meinte der Officier, „ich werde nicht sobald zurückkommen.“ Im Jali des Kriegsministers erfuhr Hassan, daß jener nicht anwesend sei, sondern im Stadt-Konak Midhat Paschas einer Minister-Conferenz anwohne. Niemand vom Personale (das den Fragesteller nicht kannte) nahm Anstand, den Officier, den man für den Ueberbringer irgend einer dienstlichen Meldung hielt, diese Auskunft zu geben. Hassan begab sich wieder an die Landungstreppe, um ein anderes Boot zu besteigen, mit der Weisung, ihn zur Landungstreppe von „Sirkedschi Iskelessi“ (unweit des Stambuler Bahnhofes) zu überführen. An Ort und Stelle angekommen, passirte Hassan Bey ein kleines Malheur. Als er nämlich an's Land sprang, fiel ein Revolver aus dem Schafte eines der hohen Reiterstiefel, die er trug. Der Kaïkdschi (der später in dieser Richtung eine Zeugenaussage machte) war nicht wenig erstaunt; der Officier aber bemerkte lächelnd, er könne den Revolver unter dem Uniformrocke nicht gut anbringen, und doch müsse er ihn mitnehmen, da er die Waffe Jemandem schenken wolle. Der ahnungslose Bootführer stieß wieder vom Lande, nachdem ihn Hassan reichlich mit Bakschisch bedacht hatte. Wenige Minuten später saß der Officier im Sattel eines Miethpferdes und trabte die Serajmauer entlang, an der Sofien-Moschee vorüber und die Divanie-Straße hinauf, durch welche die Tramway zieht . . .

Der Surudschi (Pferdemiether) hatte später die Zeugenaussage gemacht, daß Hassan beim Mausoleum Sultan Mahmud's II., in welchem bekanntlich auch Abdul Aziz beigesetzt wurde, einige Augenblicke sein Pferd anhielt und unverständliche Worte vor sich hingemurmelt hatte. Diese kleine Episode erklärt sich wohl von selbst, denn wir haben bereits oben vernommen, daß der Officier sich thatsächlich eine Rachemission auferlegt glaubte, durch deren Erfüllung D e r j e n i g e unschädlich gemacht werden würde, der in den Augen des Rächers und aller übrigen Anhänger des heimgegangenen Sultans als der Mordanstifter galt.

Midhat's Wohnhaus,*) wo die Ministerconferenz stattfand, liegt im Stadtviertel der Moschee Bajazid's II., etwa drei Minuten von dem gleichnamigen Platze entfernt. Von der Straße trennt das Gebäude ein hübscher Vorgarten, der überdies den Raum zwischen den drei Hauptabtheilungen des in Hufeisenform ausgeführten Wohnhauses ausfüllt. Der Façade-Flügel enthält das „Selamlik", die Empfangs-, Gesellschafts- und Arbeitszimmer; der rechte Flügel das Haremlik, der linke die Stallungen und Wohnräume der Dienerschaft. Vom Vestibul aus führen zwei Treppen in den ersten Stock, eine links in die Herrengemächer, eine zweite rechts in die Frauenabtheilung. Die Stirnseite des Hauses, die nach der Seite des Marmara-Meeres hinsieht, umfaßt drei Räume, wovon der mittlere, ein hübscher und ziemlich weitläufiger Salon, zu Sitzungsarbeiten entsprechend hergerichtet war.

In diesen Salon also mußte Hassan Bey eindringen, um an sein Ziel zu gelangen. Er hatte die Situation sofort erfaßt und schritt keck die linksseitige Treppe hinan, um im Vorsaale, wo sich einige Diener der anwesenden Würdenträger aufhielten, anzufragen, ob Hussein Avni anwesend sei. Man bejahte diese Frage; da sich aber der Officier als Ueberbringer einer wichtigen Nachricht gerirte, glaubte einer der Huissiers seiner Pflicht zu genügen, wenn er jenen vorerst anmeldete, da die Conferenzarbeiten eben im vollen Gange waren ... Das war indeß für Hassan mehr als bloßer Zeitverlust. Er trat daher sofort in den Verhandlungssaal und seine Augen überflogen die Gesellschaft, um den Einen zu finden, den sie suchten — Hussein Avni ... Er saß ganz zu oberst des Tisches, rechter Hand, ihm gegenüber Djevdet Pascha. Neben dem Seraskier saßen der Reihe nach

*) Wir folgen hier einer Planskizze von der Hand Midhat Paschas, sowie auch alle Details des Ministermordes nach dessen Aussagen und geschriebenen Notizen bearbeitet sind.

Anmerkung des Herausgebers.

(von der Fensterfront gegen die Eingangspforte): Mehemet Kaiserli Pascha, Riza, Reschid und Midhat. Gegenüber (zur Seite Djevdet's): Halet, Sherif Hussein und Jussuf. Die Schriftführer und Secretäre Mahmud Bey, Saïd Effendi und Menduk Bey saßen separat unweit des Einganges.

Als Hassan Bey in den Saal getreten war, frug Hussein Avni, der, wie zu ersehen, von dem Attentäter am entferntesten war, was er hier suche ... „Jemanden zu rächen!“ antwortete der Officier kurz. Und ehe die Minister noch sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, drang Hassan bis zum Sitze des Kriegsministers vor und feuerte drei Revolverschüsse auf sein Opfer ab ... „Stirb, Hund! Abdul Aziz sei gerächt!“ Eine ungeheuere Verwirrung hatte sich der Conferenzmitglieder bemächtigt. Während Hussein Avni entseelt von seinem Sitze herabglitt, flüchteten Riza, Djevdet, Halet, Sherif Hussein, Jussuf und die Secretäre durch die linksseitige Thüre in den anstoßenden Wartesalon. Midhat, der dicht neben der Thüre zum Haremlik saß, machte einen Satz durch dieselbe und ließ sie in's Schloß fallen. Nur Redschid und Kaiserli waren zurückgeblieben: Ersterer, der vor Schrecken schier erstarrt war, sollte den Mangel von Geistesgegenwart mit seinem Leben bezahlen, denn eine vierte Kugel aus der Mordwaffe Hassan's streckte auch diesen nieder. Nun befand sich nur noch der alte, gebrechliche Kaiserli Pascha mit dem Attentäter in einem Raume. Die Situation war entsetzlich genug, und der Pascha, den allein die Geistesgegenwart nicht verlassen hatte, schickte sich an, den Mörder zu entwaffnen, was indeß keineswegs gelang. Mit dem Rufe: „Oeffnet! Oeffnet!“ taumelte Kaiserli, aus vier schweren Stichwunden blutend, nach der linksseitigen Thüre, durch die er auch glücklich entkam. Er hatte im rettenden Augenblicke noch wahrgenommen, wie Hassan mit bestialischer Wuth auf sein erstes Opfer stürzte, ihm noch einen tiefen Dolchstich und dann einen Fußtritt in's Gesicht beibrachte.

Dann trat auf einige Minuten Ruhe ein. Hassan übersah die Scene und dachte im Selbsterhaltungstriebe an Flucht. Wenigstens versuchte er eine der drei Thüren zu öffnen, was ihm jedoch nicht gelang. Dann jagte er noch eine Kugel in die linksseitige Thüre. Um das Massacre würdig zu beschließen, scheint Hassan die Absicht gehabt zu haben, den Konak Midhat's den Flammen zu übergeben. Wenigstens war nach der Katastrophe die Wahrnehmung gemacht worden, daß der Attentäter die schweren seidenen Gardinen angezündet hatte; aber sie brannten nicht, sie glimmten nur. Auch fand man alle Kerzen des Kronleuchters angezündet und viele derselben an feuergefährliche Stellen gesetzt ... Unterdessen war der militärische Succurs eingetroffen und eine Zaptie-Abtheilung ging an die gefährliche Arbeit, den Tiger in seiner Höhle zu bändigen. Der Adjutant des Marine-Ministers, Capitän Schakri Bey, dringt an der Spitze der Soldaten und den Säbel in der Faust in den Salon. Mit einem Schusse aus seinem Revolver streckt ihn Hassan nieder und tödtet gleichzeitig einen der Soldaten. Nun endlich, von der Truppe eng umringt, erhält er mehrere Bajonnetstiche und wird entwaffnet. Midhat giebt Befehl, daß man das Leben des Attentäters schone. Er wird gefesselt und nach dem Seraskierat gebracht. Seine Verwundungen waren tödtlich und sein Zustand hoffnungslos.

Als man noch denselben Abend über den Mörder zu Gerichte saß, bauschten die Minister den Zwischenfall zu einer förmlichen Staatsverschwörung auf und meinten von Hassan Bey die Namen von Mitverschworenen erpressen zu können. Der Tscherkesse aber war der Alte geblieben; trotz seiner schmerzhaften Verwundungen richtete er sich stolz auf und meinte: er hätte zu seiner That keiner Beihilfe bedurft. Und diese That bezweckte nichts Anderes, als Denjenigen aus dem Leben zu schaffen, auf dessen Gewissen der Mord seines ehemaligen Gebieters lastete. Hussein Avni habe sein Verbrechen gebüßt, die

Sache sei damit erledigt . . . Das Schicksal Reschid's aber, setzte er hinzu, thäte ihm leid; er habe ihn nicht tödten wollen; er wußte nicht, wem die vierte Kugel galt, erst als er die Leiche sah, erkannte er seinen Irrthum.

Um 4 Uhr Morgens, den 16. Juni, ward Hassan Bey gerichtet. Er schritt etwas gebrochen durch das Thor des Seraskierats, aber es waren nur die Wunden, die zu pflegen man bei einem ohnedies Verurtheilten keinen Anlaß nahm, welche ihn schwächten. Seine Energie war vollkommen ungebrochen. Ja, als man ihn unter den verhängnißvollen Baum brachte, um welchen Soldaten einen dichten Kreis geschlossen hatten, meinte Hassan, man möge ihm sagen, wie viel Uhr es sei . . . „Wozu?“ frug ihn der Polizei-Minister, der anwesend war . . . „Hast Du doch nur mehr wenige Secunden zu leben!“ . . . „Um diese letzten Augenblicke handelt es sich nicht; ich will nur wissen, um welche Stunde Hassan Bey, der Rächer des glorreichen Sultan Abdul Aziz', aus der Welt scheidet. Und diese Welt wird mein Ende erfahren und sich vor meiner That beugen . . .“

Des Tscherkessen Stolz war also noch immer nicht gebrochen. Die Sucht, auf dem ganzen Erdkreise von sich reden zu machen, benimmt allerdings dem Racheacte, den er ja nur aus reiner Anhänglichkeit zu seinem frühern Gebieter vollbracht wissen wollte, Einiges von seiner tragischen Bedeutung. Aber dieser Umstand fällt nicht so schwer in die Wagschale. Die ganze Bedeutung der That liegt vielmehr darin, daß in jenen Kreisen, denen der Attentäter angehörte, die Ueberzeugung festen Fuß gefaßt hatte, daß Abdul Aziz keinen Selbstmord begangen, sondern daß er einfach ermordet worden sei, und für den Urheber dieses Mordes galt ihnen Hussein Avni . . .

Nach der Hinrichtung Hassan Beys ward dessen That in allen Gesellschaftsclassen Stambuls tagelang discutirt. Wie die Anhänger Abdul Aziz' dachten, das haben wir schon gesagt. Die

Softas vollends sahen in dem Attentäter nichts Anderes als einen Märtyrer, und die verbissenen Alttürken erklärten öffentlich, Hassan sei wie ein Heros gestorben. Andere wieder, und alle Minister und sonstigen Würdenträger sind zu diesen zu rechnen, beurtheilen den schrecklichen Zwischenfall als reinen Racheact aus ganz persönlichen Motiven, was zu widerlegen unnöthig erscheint, erinnert man sich der Redensarten, welche Hassan Bey noch am Abende vor der That im „Café Flamm" an die richtige und unrichtige Adresse brachte. Auf jeden Fall waren alle Umstände, unter welchen der Zwischenfall sich zutrug, wenig geeignet, die Gemüther über das wahre Schicksal des heimgegangenen Sultans zu beruhigen, und den europäischen Vertretungen kam die Angelegenheit um so ungelegener, als das Protokoll der neunzehn Aerzte jede andere Auslegung über das Ende des Sultans hintertreiben sollte . . . Es steht uns nicht zu, dieses Protokoll einer Kritik zu unterziehen. Die es aufgesetzt und signirt haben, werden wohl gewußt haben, was sie thun. Diesem Selbstmord-Protokoll stellen wir aber das Drama im Konak Midhat's entgegen, und alle Motive, welche es zur Reife gebracht. Mit den drei Opfern dieses Dramas: Abdul Aziz, Hussein Avni und Hassan, ist auch das Geheimniß, welches es umschlingt, begraben. . . .



IV.

Sultan Murad V.



1. Murad und Abdul Aziz.

Murad Effendi war zwanzig Jahre alt, als sein Vater Abdul Medschid das Zeitliche segnete und dessen Bruder Abdul Aziz den Thron der osmanischen Chalifen bestieg. Es war dieses Ereigniß ein bedeutsamer Wendepunkt im Leben des Prinzen. So lange noch sein Vater lebte, genoß Murad Effendi ein höchst sorgloses, freudiges, durch keinen bösen Zwischenfall getrübtes Dasein; es war die Art Abdul Medschid's, durch eine unleugbare Gutherzigkeit dem jungen Prinzen die Existenz möglichst angenehm zu gestalten. Hierbei unterließ es der Sultan niemals, seinem legitimen Nachfolger Abdul Aziz das Schicksal seiner Kinder an's Herz zu legen, und am Todtenbette noch mußte der neue Herrscher es geloben, jene vor jeder Unbill zu schützen und deren Wohlergehen sich angelegen sein zu lassen.

Anfangs hatte es den Anschein, als ob Abdul Aziz die übernommene Verpflichtung hochhalten würde; bald aber machte sich die neue Hofhaltung, welche mit dem Regentenwechsel platzgegriffen hatte, geltend, und der junge Murad verlor seine besten Freunde, seine treuesten Stützen. Es war immer charakteristisch an orientalischen Hofhaltungen, und namentlich an der osmanischen, daß ihre Mitglieder stets nur Demjenigen aus dem Hause Osman bedingungslos ergeben waren, der sie, als ihr Souverän, zu diesem Amte berufen hatte. Alle übrigen Familien-

mitglieder der Dynastie genossen bei diesen übermüthigen und intriguanten Hofschranzen eine höchst fadenscheinige Achtung. Ihr allmächtiger Gebieter imponirte ihnen; sie zitterten und zittern vor ihm, nicht so sehr wegen ihres kostbaren Lebens, das in unserer Zeit milderer Denkungsart, die auch in die Sultans-Palais Eingang gefunden, nicht mehr bedroht erscheint, sondern aus Furcht, Stellungen zu verlieren, in denen sie selbst bis zu einem gewissen Grade schwerwiegenden Einfluß gewinnen konnten und können.

Murad sollte diesen Umschwung recht bald fühlen. Man zog sich vor ihm, dem Thronerben, zurück, um bei dem mißtrauischen Beherrscher der Gläubigen nicht in den Verdacht zu kommen, es mit jenem zu halten. Wer vollends die Gnade des allgewaltigen Sultans erringen wollte, der ermangelte nicht, den Prinzen anzuschwärzen und seine politischen Bestrebungen in ein romantisches und höchst gefährliches Licht zu stellen. Murad war aber gleichwohl das Gegentheil von dem, was gewisse Hofschranzen aus ihm machen wollten: er war politisch unreif, war, wie auch in vorgerückterem Alter, höchst passiv in Allem und Jedem, und er besaß für seinen Onkel mehr Achtung und Sympathie, als dieser sie verdiente. Für Murad Effendi gab es nur eine Welt, die Welt zahlreicher glücklicher Erinnerungen aus jener entschwundenen Zeit, da sein verstorbener Vater noch den Chalifenthron innehatte. Er fühlte den großen Umschwung mit all' seinen bitteren Consequenzen, und dies genügte, um den früheren lebensfrohen und heiteren Prinzen von Jahr zu Jahr tiefer zu beugen.

Indeß darf hinzugesetzt werden, daß die ersten Regierungsjahre Abdul Aziz' für den Sohn Abdul Medschid's ziemlich glatt abliefen. Wenigstens hatte derselbe keinerlei Kränkungen zu ertragen, und der Sultan bemühte sich, die leichte Gefangenschaft, in der er seinen Neffen hielt, demselben möglichst angenehm zu machen. Der Palast Tscheraghan, oder besser ein Theil dieses

riesigen Baues, wurde dem Thronfolger zur Verfügung gestellt, der den Comfort nicht entbehren konnte, da er denselben von Kindesbeinen an gewohnt war. Murad, der früh geheiratet hatte und im Schoße seiner Familie Ersatz für den Abgang anderer Zerstreuungen suchte, konnte gleichwohl diesem neuen Leben keinen Geschmack abgewinnen. Er war niemals ein großer Held gewesen. Energie und Unternehmungsgeist fehlten und fehlen ihm gänzlich; ebenso sind seine Anlagen höchst bescheidener Art und seine wissenschaftliche Bildung, wie bei allen Prinzen und Regenten des Hauses Osman, mehr als ungenügend. Seine Herzensgüte und ein gewisser Seelenadel, dem freilich die wahre Größe abgeht, vermochten jene Mängel nicht zu decken; im Gegentheile, sie trugen wesentlich zu einer krankhaften Passivität bei und lähmten Willen und Entschluß in seinen bescheidensten Regungen.

Was das Maß des Unbehagens auf Seite Murad's voll machte, das war seine polizeiliche Ueberwachung, für welche Abdul Aziz die weitgehendste Vorsorge getroffen hatte. Nicht nur im Palais, auch im nähern Bereiche desselben ermangelte es an keinem Orte und zu keiner Zeit an zahlreichen Spürnasen, die ihren Beruf vielleicht wenig streng nahmen, dafür aber um so erfinderischer in ihren Rapporten vorgingen. Diese Misère trat allerdings erst viel später, eigentlich erst in den letzten Jahren der Regierung Abdul Aziz' ein, als dessen Mißtrauen hoch in die Halme geschossen war ... Umsonst bemühte sich Murad, mit seinem Onkel zusammenzukommen, um ihm vorzuhalten, daß seine, des Sultans, Maßnahmen vollständig überflüssig seien. Dabei hatte der Prinz auch häufig mit Geldverlegenheiten zu kämpfen, und Abdul Aziz, dessen Geiz ebenso groß war wie dessen Mißgunst, war jederzeit nur schwer zu bewegen, seinem Neffen beizuspringen.

Murad war damals nichts weniger als ein Prasser, ein Verschwender. Was ihn zeitweilig in pecuniärer Richtung in die

Enge trieb, das war seine grenzenlose Freigiebigkeit, die er gegen Jedermann übte. Der Prinz war in diesem Sinne sprichwörtlich in Stambul geworden, und nur dieser Gutherzigkeit hatte er jene Popularität zu verdanken, die er unter dem Volke Zeit seines Lebens genoß. Die Hof-Camarilla hatte nicht verabsäumt, diese Popularität zu höchst verabscheuungswürdigen Intriguen auszunützen, und Abdul Aziz' Haß gegenüber seinem Neffen wuchs in dem Grade, als die Sympathie der Stambuler für diesen sich steigerte. Das war aber vom Uebel, denn vom Volke hatte er wenig zu hoffen, vom Sultan Alles zu befürchten. Unter solchen Umständen mußten auch die Bitten des Prinzen um irgend ein öffentliches Amt, dem er sich mit Eifer und Fleiß hingeben und sich dadurch dem Staate nützlich erweisen wollte, wirkungslos verklingen.

Wie in früheren Zeiten im Abendlande, als der Absolutismus noch nicht gebrochen war, die Liebe des Volkes sich meist den Thronfolgern zuwendete, in der Hoffnung, von diesen mit freiheitlichen Institutionen beschenkt zu werden, ebenso neigte die Sympathie des Stambuler Volkes stark zu Murad Effendi hin. Es kannte des Prinzen Herzensgüte und Vielen waren die Jugendjahre desselben noch recht wohl in Erinnerung, jene Zeit, da Abdul Medschid seinem Sohne volle Freiheit der Bewegung gestattete und keinerlei Zwang in der Wahl des Umganges und der Beschäftigung übte. Murad Effendi besaß seine eigene Dampf-Yacht, er hatte Equipagen und Pferde zur Verfügung und konnte sich unbehindert den Leuten seiner Wahl anschließen. Dieses letztere ist sehr hervorzuheben, einmal, weil solche Freiheit im Osmaniden-Hause bisher unbekannt war, andererseits, weil man die kaiserlichen Prinzen mit Vorliebe mit einem dichten Walle reformfeindlicher, fanatischer „Erzieher“, meist den Ulemas entnommen, umschanzte, um so die richtigen morgenländischen Despoten hervorzubringen.

Das ging nun bei Murad nicht gut an. Der sogenannten

„Harems-Erziehung" entwachsen, trat der Prinz im vierzehnten Lebensjahre in die „Welt", die damals von sehr wichtigen Ereignissen bewegt wurde . . . Es war während der Zeit des Krimkrieges. In der Chalifen-Residenz wimmelte es von fremdländischen Würdenträgern und Officieren, Repräsentanten jener Mächte, die sich bemüßigt fühlten, dem bedrängten Osmanen-Reiche beizuspringen, um es vor dem nordischen Erbfeinde zu schützen. Das Stambuler Volk, wie überhaupt alle übrigen Orientalen fanden diese werkthätige Mithilfe ganz in der Ordnung, das heißt: sie sahen sie nicht als ein freiwilliges Opfer, sondern als einen vertragsmäßigen Tribut an. Waren doch die biederen Osmanli noch vor den letztjährigen Ereignissen der naiven Meinung, daß sämmtliche europäische Regenten ihre Kronen und Scepter aus den Händen des Padischahs, des „Königs der Könige", erhielten, und diesem hierfür gegebenen Falles Heeresfolge leisten müßten.

Murad's Knabenjahre verliefen demnach unter ganz außergewöhnlichen Umständen. Die Wirkung verschiedener äußerer Eindrücke auf den aufgeweckten Prinzen war nicht zu verkennen. Sein unausgesetzter Verkehr mit der Außenwelt erweiterte bedeutend den engen Horizont, innerhalb welchem sonst die kaiserlichen Prinzen des Osmanidenhauses aufzuwachsen pflegten. Dabei blieb der Sohn Abdul Medschid's zwanglos in all' seinen Unternehmungen und Maßnahmen, und man konnte ihn ebenso häufig bei den höheren fremdländischen Officieren vorsprechen sehen, wie in den vornehmen türkischen, griechischen und armenischen Familien. Diese Art des Verkehrs muß umsomehr befremden, als gerade während und nach dem Krimkriege der türkische Chauvinismus sich Bahn zu brechen begann und namentlich die Streng-Conservativen von der Glorie, welche ihrer Meinung nach damals den Sultan und seinen Kreis umwob, eine ganz maßlose Vorstellung hatten. Daß die abendländischen Mächte den Krimkrieg zu Gunsten der Türkei beendet hatten und nicht

diese selbst, wollte den Biedermännern nimmer einleuchten . . . Weshalb sollte der Sultan das Blut seiner Unterthanen vergießen, wenn man die Gjauren hierzu verwenden kann? . . . Es war die abendländische diplomatische Weisheit, welche sich rühmen durfte, solche Ansichten im osmanischen Volke werkthätigst unterstützt zu haben.

Diese Vorbemerkungen sind unerläßlich, um das Mißtrauen zu begreifen, welches sich des Sultans Abdul Aziz seit dem Antritte seiner Herrschaft gegenüber Murad Effendi bemächtigt hatte. Zwar hatte er bei Zeiten den Charakter seines Neffen durchblickt und in seinem Auftreten eine Art von Sport erkannt, der nicht sehr gefährlich werden konnte; was jenen indeß gleichwohl unangenehm berührte, das war eben jene oben angedeutete Sympathie, welche das Stambuler Volk dem Prinzen entgegenbrachte; das war zu gleichen Theilen Zurücksetzung der Majestät und Gefahr für den Chalifenthron, meinte oder dachte vielmehr Abdul Aziz.

Unter solchem Calcül brach das Jahr 1867 herein. Abdul Aziz hatte seitens Kaiser Napoleon's III. die Einladung erhalten, während der Pariser Weltausstellung der Gast seines „Vetters“ in den Tuillerien zu sein. Es war dies eine Aufmerksamkeit, der man an der Seine wenig Aussicht auf Erfolg zumuthete, denn bisher hatte kein Sultan Europa, d. h. außertürkisches Gebiet, anders als mit dem Schwerte in der Faust betreten. Es war diese Regel eine Art Hausgesetz für die Osmaniden, und wie im Oriente Alles, trotz der enormen Fortschritte in der ganzen übrigen Welt, reinen stationären Charakter annimmt, so hielt man sich in conservativen Kreisen sogar an diese lächerliche Regel, und viele Ulemas waren bestrebt, das Reiseproject des Sultans zu durchkreuzen. Es steht außer Frage, daß es leicht glücken hätte können, Abdul Aziz, der im Großen und Ganzen nur Widerwillen allem Europäischen entgegenbrachte, von diesem Ausfluge zurückzuhalten. Irgend eine diplomatische

Finte, eine heuchlerische Vorspiegelung oder sonst ein schlauer Coup würde Erfolg gehabt haben. Der Sultan war aber der verkörperte Trotz, und da die Ulemas demonstrativ gegen ihn auftraten, verließ er demonstrativ seine Residenz, wie es heißt, nicht ohne einige Opponenten aus dem Kreise der Träger grüner Turbane — unschädlich gemacht zu haben.

Diese Opposition unter der Crême der Rechtgläubigkeit einerseits, sowie die Sympathie, die Murad Effendi andererseits im Volke genoß, bestimmten den Sultan, den Thronfolger nach Paris und London mitzunehmen. Die Gefahr, seine Herrschaft zu verlieren, wenn er sich allein aus der Hauptstadt entfernen würde, war in der That imminent. Dazu kam noch, daß um jene Zeit die Partei der Jungtürken eben im Entstehen begriffen war. In diesem Falle würde man die emancipirtesten Alt- und Jungtürken leicht unter eine Decke gebracht haben, und über Sultan Abdul Aziz wäre schon damals das Verhängniß hereingebrochen.

Als der Sultan den Prinzen Murad über seine Absicht verständigt hatte, setzte er noch hinzu, er hoffe, daß sein Neffe im Auslande nichts unternehmen werde, was gegen den Willen seines Gebieters wäre. Der Prinz mußte geloben, mit dem Sultan wieder nach Stambul zurückzukehren, d. h. nicht etwa im Abendlande zurückzubleiben, um ein freiwilliges Exil mit seinem Aufenthalte in Constantinopel unter den Augen Abdul Aziz' zu vertauschen. Hinsichtlich dieser letztern Eventualität besaß der Sultan große Besorgnisse. Wer hätte den Prinzen in Paris oder London verhindern können, sich von seinem Oheim loszusagen, sich dessen Tyrannei zu entziehen und seinen Aufenthalt in der Fremde zu nehmen? An Gewaltschritte war nicht zu denken und der Hinweis auf das Schicksal des Prinzen Djem, Bruders des Sultan Bajazid's II., in diesem Falle hinfällig.

Was diesen Djem anbelangt, so wäre Nachfolgendes zu bemerken. Sultan Bajazid, der Nachfolger Mohammed des

Eroberers, war im höchsten Grade besorgt, früher oder später seines Thrones durch Einschreiten seines hochbegabten und tapfern Bruders verlustig zu werden. Ueberdies besaß Djem großen Anhang im Volke. Unter solchen Umständen zog es der genannte Prinz vor, in's Ausland, und zwar nach Europa zu flüchten, ein Fall, der sich in der osmanischen Geschichte nie früher und nie später zugetragen hat. Er flüchtete nach mißlungenem Thronkampfe zuerst zu den Rhodiser Rittern, die ihn gastfreundlich aufnahmen, und später nach Rom, wo er ewig in Gefahr schwebte, von der nichts weniger als uneigennützigen Christenheit an seinen Bruder verkauft zu werden. Der die Schandthat endlich ausführte, ihn für eine von Bajazid gezahlte Geldsumme vergiften zu lassen, war ein römischer Papst, Alexander Borgia.

Gleichwohl waren Murad's Anhänger der Ansicht, daß es besser und vernünftiger sei, wenn der Prinz in dieser Richtung der Mahnung seines kaiserlichen Oheims nicht Folge leiste. Als Sultan und Thronfolger sich in London aufhielten, traf nämlich von den sehr zahlreichen Freunden des Letztern ein Brief ein, der Nachfolgendes enthielt:

„Effendi!

Wir haben mit großer Befriedigung von der Sympathie Kenntniß genommen, welche Eurer Hoheit von den abendländischen Regenten und Völkern entgegengebracht wurde. Dieses Ereigniß wird indeß insoferne seine bösen Folgen haben, als Se. Majestät der Sultan nach seiner Rückkehr nach Stambul die Gelegenheit ergreifen dürfte, diese vortheilhafte Meinung des Abendlandes von der Person Ew. Hoheit gegen Sie auszunützen, und Ihnen, sowie Ihren Brüdern, die sich im Palaste von Dolma-Bagtsche unter strenger Aufsicht befinden, weitere Bedrückungen zukommen zu lassen. Nützen Sie Ihren Aufenthalt in Europa zu Ihrem und unserem Wohle aus, und verbleiben Sie

dort in Freiheit. Die Zeiten, wo ein Papst den Prinzen Djem um schnödes Geld vergiften ließ, sind vorüber. Aber selbst für den Fall, daß sich auch heute solche Verräther finden sollten, wäre die Gefahr, welche Sie im freiwilligen Exil umlauern könnte, keineswegs größer als jene, welche Ihre Rückkehr in sich schließt. Ihr Verbleib in Europa aber würde uns unser Glück sichern, die wir unterthänigst verharren" 2c. 2c. . . .

Prinz Murad beeilte sich, diese Ergebenheits-Bezeugung nach Kräften zu würdigen, und in kürzester Zeit erhielten die Absender obiger Zeilen das nachfolgende eigenhändige Schreiben des Thronfolgers:

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt durch die warmen Gefühle, welche man hinsichtlich meiner Person in Stambul hegt. Die Anspielung auf Djem war indeß gleichwohl überflüssig und mehr noch die Sorge meiner Freunde in dieser Richtung. Ich bin kein Djem und besitze auch keine Anlage, dessen Rolle zu copiren. Djem hatte die Hilfe des Abendlandes angerufen, um sein Vaterland zu bekriegen; um eines Thrones halber, der ihm zu Lebzeiten Bajazid's II. nicht gebührte, Blut zu vergießen. Er hatte seine verbrecherischen Absichten durch diesen Tod gebüßt, wenngleich die Art dieses Todes nicht meinen Beifall finden kann.

Meinen Freunden in Stambul aber bitte ich mitzutheilen, daß ich hier meinem Onkel gegenüber das frühere Versprechen, mit ihm heimzukehren, feierlich erneut habe. Meine Interessen und die Sorge für meine persönliche Sicherheit werden nicht verhindern, daß ich mein gegebenes Wort halte. Vergessen Sie übrigens nicht, daß Djem, als er sein Vaterland floh, seine Familie gleichfalls im Auslande in Sicherheit gebracht hatte. Ich wäre aber allein: und welch' bitteren Schicksalen müßte ich meine Theuren preisgeben!" 2c.

Aus diesem Schreiben geht zweierlei hervor: erstens eine unalterirbare Ehrenhaftigkeit, die sich in der Heilighaltung des gegebenen Wortes und in der Verschmähung irgend einer Handlung, die auch nur entfernt an Verrath mahnen könnte, ausdrückt; zweitens die Liebe und Anhänglichkeit an seine Familie. Murad hatte früh geheiratet, noch zu Lebzeiten seines Vaters. Er hat bis auf den Tag eine rührende Fürsorge für Alle, die dem engsten Kreis seiner Familie angehören, an den Tag gelegt, und diese Liebe und Fürsorge ist nichts weniger als vom egoistischen Beigeschmacke. Auch Abdul Aziz besaß diese Zuneigung zu seinen Kindern, aber sie wurde wettgemacht durch sein ungerechtes, ja brutales Vorgehen gegen die Familie seines Neffen. Anders Murad. Er war jederzeit von den freundschaftlichsten Gefühlen für seine Brüder Abdul Hamid, Reschad und deren Familien beseelt, eine Zuneigung, die übrigens auch auf das herzlichste erwidert wurde.

Selbst heute noch, wo Abdul Hamid den Thron der Chalifen innehat, steht diese Bruderliebe unalterirt fest. Eine verfahrene Politik, Parteihader, äußere und innere Gefahren, sowie Uebelwollende aller Art haben zwar scheinbar die Kluft zwischen dem regierenden Sultan und seinem entthronten Bruder vergrößert; aber diese Kluft besteht eigentlich nicht. Abdul Hamid weiß zum mindesten so gut als die übrige Welt, daß Murad den Osmaniden-Thron als eine Art von Folterstuhl betrachtet und um nichts in der Welt ihn wieder besteigen wollte. Jedenfalls ist Abdul Hamid mit Recht davon überzeugt, daß sein Bruder aus eigener Initiative nichts gegen ihn unternehmen werde. Die notorische Furcht des actuellen Sultans ist die Consequenz verschiedener aufregender Zwischenfälle; er fürchtet die Macht der Verhältnisse, traut auch vielleicht seiner Umgebung nicht ganz, fühlt sich aber jedenfalls vor seinen Bruder Murad sicher, der froh ist, der Herrlichkeiten des Thrones los geworden zu sein. . . . Hatte doch der Putsch, den Aali Soavi

im Palais von Tscheraghan (1878) inscenirte, Murad mehr Schrecken eingejagt als seinem Gegner und als dem Sultan Abdul Hamid selbst!

Murad hatte in seinem Leben vier Stadien der grundverschiedensten Art durchgekostet: eine glückliche Jugend, eine vierzehnjährige drückende Gefangenschaft als Thronfolger, weiters drei Monate erschütternder Aufregungen als Sultan und schließlich abermalige Gefangenschaft als Entthronter. Wer unter solchen Umständen noch der Meinung sein könnte, dem Ex-Sultan Murad sei auch nur der leiseste Grad von Initiative zuzumuthen, der stellt die Sachen einfach auf den Kopf. Aber verrückt ist Murad weder heute, noch ist er es je gewesen. Auch seine Trunksucht ist eine Fabel, wenn er auch im Consume geistiger Getränke (namentlich der bei den Orientalen so beliebten „Mastica“) nicht immer mäßig war. Thatsächlich sind Kemal Bey und Midhat Pascha viel stärkere Trinker, ohne daß sie als trunksüchtig oder gar als verrückt gälten.

Es war im Winter des Jahres 1872, wo Murad Effendi einen Schritt that, der ihm höchst verhängnißvoll hätte werden können. Der Prinz drückte nämlich den Wunsch aus — dem Freimaurer-Bunde beitreten zu wollen, ein Verlangen, das an sich nicht überraschen kann, wenn man die Gesinnung und Denkungsart Murad's berücksichtigt. Gleichwohl darf man annehmen, daß in diesem Falle die Illusion, die Phantasie entscheidender waren als der Wunsch, im Sinne dieser Institution zu wirken. Hierbei darf der gute Wille keineswegs negirt werden; ob aber Murad's Begriffe und Vorstellungen von dem Wirken des Bundes in jeder Hinsicht tadellos waren, mag dahingestellt bleiben. Genug, die Stambuler Loge, welcher Prinz Murad beitrat und der auch Mustapha Fazyl und Kemal Bey angehörten, beeilte sich, den „Suchenden“ in ihre Mitte aufzunehmen, obwohl sie sich gestehen mußte, daß der Nutzen, den der prinzliche Neophyte in diesem Falle durch diesen Beitritt haben

könnte, verschwindend sei gegenüber der Gefahr, die er in sich schloß.

Um Murad in den Bund einzuweihen, bedurfte es besonderer List. Wie wir gleich weiter unten sehen werden, war der Prinz gerade innerhalb der Jahre 1871—1876 in seinem Domicil Tscheraghan äußerst strenge bewacht. Im Palais würde man seine zeitweilige Entfernung sofort bemerkt haben, wenn die Absentirung überhaupt möglich gewesen wäre, was höchst unwahrscheinlich war. Murad steckte sich daher in die Kleider eines seiner vertrauten Diener und wurde von den Pathen nach dem Tempel geleitet. Man hatte Vorsorge getroffen, daß jeder Verrath als ausgeschlossen gelten konnte. Auch wurde die Aufnahms-Ceremonie wesentlich kürzer durchgeführt, da unter den gegebenen Umständen jede Minute kostbar war.

Als der Prinz, wie üblich, gefragt wurde, was ihn bewege, um die Aufnahme in den Bund anzusuchen, meinte er: um der Menschheit nützlich zu sein, das Gute zu unterstützen und zu cultiviren, und schließlich um einer Verbrüderung anzugehören, deren Glieder auf dem ganzen Erdballe die Doctrinen der Nächstenliebe predigen und ausüben. Er hoffe, in Anbetracht der begründeten Aussicht, einmal ein Volk zu regieren und zu beherrschen, in dieser Hinsicht ersprießlich wirken zu können und wenigstens seine Unterthanen glücklich zu machen. Nach Beendigung der Ceremonie eilte Murad, verkleidet wie zuvor, in aller Eile zurück in's Palais, wo man seine Abwesenheit glücklicherweise nicht bemerkt hatte.

Murad hatte drei Monate auf dem Throne gesessen, aber es war ihm nicht vergönnt, im Sinne seines maurerischen Glaubensbekenntnisses zu handeln. Und hätte er alle Tugenden der Welt besessen, wäre er weiser als Sokrates, energischer als der macedonische Alexander, kühner als Cäsar und menschenfreundlicher als Philadelphus gewesen, er würde als osmanischer Sultan und in einem Reiche wie die Türkei, mit einem Troße von

Faulenzern, Dieben und Spitzbuben aller Art um sich, gleichwohl um keinen Schritt nach vorwärts gekommen sein. Das Volk liebte ihn als Prinzen und es fühlte sich enttäuscht, als er auf dem Chalifenthrone saß. Aber dieses Volk hätte wissen sollen, daß es nicht genügt, einem tausendköpfigen Ungeheuer einen einzigen Kopf abzuhauen. Und dieser eine Kopf, der fiel, war Abdul Aziz. Nur im grenzenlosen Fatalismus konnte das osmanische Volk in jenen Situationen geduldig ausharren, die wir in den letzten Jahren vor unseren Augen mit so verhängnißvoller Plastik sich abspielen sahen.

Zur Ergänzung der Lebensschicksale Murad's ist es nothwendig, noch einmal auf Abdul Aziz umständlicher zurückzukommen. Die ersten zehn Jahre der Regierung des Sultans sind hauptsächlich in dem Wirken seiner beiden Staatsmänner Fuad und Aali ausgedrückt. Beide, innig alliirt, ein Herz und eine Seele und zumeist auch ein Gedanke — beherrschten Abdul Aziz so lange sie lebten. Namentlich Aali, der mit geringen Unterbrechungen nahezu unausgesetzt an der Seite seines Gebieters ausharrte, hatte diesen vollkommen in der Hand. Andererseits besaß der Sultan für seine beiden Rathgeber ein großes Faible, und er war weit entfernt, die Gaben, Talente und den Pflichteifer der Dioskuren zu unterschätzen.

Kein Unbefangener wird indeß glauben, daß Aali nur seinem Herrn zuliebe so handelte. Sowohl er, wie Fuad waren von starkem Ehrgeize beseelt, der bei Fuad zu Zeiten wohl auch in Eigenliebe ausartete. Beide unterstützten jederzeit gegenseitig ihre Maßnahmen und viele Jahre hindurch amtirten die beiden Würdenträger immer vereint. War Aali Großvezier, so hatte Fuad das Portefeuille des Aeußern übernommen; erhielt dieser das Staatssiegel, so ersetzte Aali seinen Vorgänger an der Hohen Pforte. Diese beiden Staatsmänner repräsentirten sonach eine Macht, deren Einfluß selbst der Sultan sich nicht zu entziehen vermochte.

Es gab indeß noch einen Dritten im Bunde, und dieser war der Polizeiminister Husni. Sollte Aali's und Fuad's Herrschaft Dauer haben, so mußte man den Sultan in Sicherheit wiegen, d. h. dieses Sicherheitsgefühl dem Sultan aus erster Hand, sagen wir aus Aali's Hand, zukommen lassen. Husni war nun das Werkzeug zu dieser Komödie. Er hatte jederzeit irgend eine Verschwörung zur Hand, wußte von Diesem und Jenem, füllte spaltenlange Rapporte mit allerlei Vorfallenheiten, die sich in der Umgebung des Sultans, vom Küchenpersonale bis zu den Prinzen herauf, zutrugen, und wenn es nichts zu melden gab, so wurde einfach Einiges zusammengelogen.

Bei besonderen Anlässen, die den Großherrn ein wenig irritirten, interpellirte er Aali, der natürlich von Allem wußte; diese Allwissenheit imponirte den Sultan ganz gewaltig, Aali aber wußte sich so zu stellen, als seien diese polizeilichen Erfolge zum großen Theile sein eigenes Verdienst . . . Als nach dem Tode Aali's Briefe vorgefunden wurden, welche Husni nicht wenig compromittirten, hatte dieser seine Rolle als Polizeiminister allerdings ausgespielt. Als aber Husni exilirt wurde, da meinte er, es würden nicht drei Monate vergehen und er säße wieder in Stambul. Der Calcul war richtig; denn als Abdul Aziz nichts mehr von Verschwörungen vernahm, als keine Verurtheilungen (in effigie) mehr stattfanden und die Rapporte nichts Verdächtiges zu melden wußten, da war der Sultan überzeugt, daß sein neuer Polizeiminister nichts tauge. Er ward abgesetzt und Husni wieder reactivirt.

Aali's und Husni's gemeinsames Wirken hatte indeß einen viel größern Erfolg als den rein persönlichen. Ersterer wollte auf der Hohen Pforte gebieten, und zwar nur er allein; keine Kadine, weder die Sultanin-Mutter noch der Groß-Eunuche, sollte ihm im Wege stehen. Das war nur dann möglich, wenn die Polizei ihre Thätigkeit auch auf das kaiserliche Palais ausdehnte. Es fiel nicht absonderlich schwer, bei der großen Zahl

von Leuten, die sich zu diesem Zwecke dingen ließen, eine geheime Polizei zu creiren, welcher das kaiserliche Palais als ausschließliches Terrain ihrer Thätigkeit zugewiesen wurde. Abdul Aziz erkannte aber in dieser Maßnahme einen neuen Beweis der großen Loyalität seitens seines Rathgebers und der unermüdlichen Sorge, welche derselbe entfaltete, um das Haupt der Gläubigen zu schützen.

Das Personale des Palais hatte indeß bald von dieser neuen Einrichtung Wind bekommen, und man braucht gerade nicht auf die Thatsache hinzuweisen, daß demselben sein geschmälerter Einfluß große Kümmerniß bereitete. Namentlich die Sultanin-Mutter und der Groß-Eunuche waren hochgradig empört über die Art, wie Aali die Hohe Pforte vom Palais emancipirte. Aali aber hatte dem Sultan erklärt: Wenn Se. Majestät ruhig schlafen will, wenn sie es für nothwendig erachtet, daß jeder höhere Beamte, der in der Provinz amtirt, eine Vertrauensperson des Großveziers sei, um eben dieses Sicherheitsgefühl zu vermehren, wenn im ganzen Reiche Alles nach dem Wunsche seines geheiligten Oberhauptes gehen soll — dann könne eben nur er (Aali) befehlen und kein zweiter Mensch neben ihm.

Und der Sultan sagte: er hat Recht . . . Das war zu viel für die beleidigten Hofschranzen. Sie sannen auf Revanche, und dieselbe war so übel nicht, denn sie entsprang dem Kopfe der Sultanin-Mutter, der solche Coups geläufig waren. Sie organisirte einfach eine Geheimpolizei für — die Hohe Pforte. Wie die Agenten Aali's das Leben im Palais bis zu den kleinsten Zwischenfällen hinab controlirten, ebenso sollten die Agenten des Palais den Herren auf der Hohen Pforte in die Quere kommen.

Die Institution bestand keinen Tag und Aali hatte sie entdeckt. Damit war aber im Grunde wenig geholfen, denn wenn man auch von der Existenz dieser Agenten wußte, so kannte man doch keinen einzigen Namen. Zu dieser Zeit war

Aali Minister des Aeußern und Fuad Großvezier. Es war im Jahre 1866 . . . Seit fünf Jahren, d. i. seit der Thronbesteigung des Sultans, hatte man nichts von den Prinzen Abdul Medschid's vernommen. Ihre Conduite war tadellos, und so fühlte sich Abdul Aziz bewogen, seinen Neffen größere Freiheiten zu erlauben. Murad durfte in Haidar-Pascha, Abdul Hamid in seinem Landhause — im Thale der „süßen Wasser“ wohnen 2c. . . Durch diese größeren Freiheiten gestaltete sich auch der Verkehr zwischen Murad Effendi und dem Prinzen Mustapha Fazyl intimer, und da Beide den gleichen Gesichtskreis in ihren Lebensanschauungen hatten und eine gewisse Gemeinsamkeit hinsichtlich der Charaktereigenschaften nicht zu verkennen war, so verstanden sich die beiden Prinzen recht gut. Auch ermangelte Mustapha Fazyl nicht, seinem Freunde die Eröffnung zu machen, daß er (Murad) jederzeit an dessen Casse Ansprüche stellen könne. Diese Eröffnung war für Murad von hohem Werthe, denn bei der anfänglichen Sparsamkeit und dem spätern Geize des Sultans stand es schlimm mit den Taschengeldern seiner Neffen.

Aali unterstützte diesen Verkehr auf das sorgsamste. Mustapha hatte zu Aali freilich wenig Vertrauen, obgleich dieser wiederholt versichert hatte, daß der Padischah nicht im entferntesten daran denke, dem Drängen Ismaïl's, Vicekönigs von Aegypten, hinsichtlich der Thronfolge-Frage nachzugeben. Ob Mustapha den schlauen Staatsmann durchblickte, ist nicht bekannt, aber höchst unwahrscheinlich, denn der ägyptische Prinz war auf solche Kniffe nicht eingerichtet.

Genug, das prinzliche Freundespaar war alliirt und damit der Anfang zu einer neuen Ueberraschung gemacht . . . Man hat sich darüber billig gewundert, daß Aali gegenüber der Jung-Türkei, die um dieselbe Zeit im Entstehen begriffen war, keinerlei Maßnahmen traf, wozu er doch die Macht, wie irgend Einer, besessen hatte. Aali aber bedurfte der Jung-Türkei zu seinen

Plänen. Als sie vollständig organisirt war und bereits kecker ihr Haupt erhob, da erfolgte von Seite des Staatsmannes noch immer keine Kriegserklärung, aber eines Tages trat er vor Abdul Aziz und sagte: Majestät, die Partei ist an sich nicht gefährlich; sie ist aus Brauseköpfen zusammengesetzt und möchte gerne meinen Sturz bewirken; sie ist nicht staatsgefährlich, weil sie unmächtig ist, aber — mochte er hinzugesetzt haben — sie hat zwei gefährliche Chefs, und diese Chefs heißen — Mustapha Fazyl und Prinz Murad Effendi . . . .

Damit war der Trumpf geschehen . . . Trotz der Intriguen des Palais auf Grund der Zwischenträgerei der bewußten Geheimpolizei stand Aali von diesem Augenblicke fester denn je in der Gunst des Sultans. Das Opfer aber war Murad, der die letzten sechs Jahre in engerer Hausgefangenschaft gehalten und auf Schritt und Tritt argwöhnisch bewacht wurde. Als am 6. September 1871 Aali die Augen zugedrückt hatte, erfolgte die Reaction . . . Die Herrschaft fiel wieder dem Palais zu und die Hohe Pforte wurde ganz und gar abhängig von den Creaturen, welche in der Umgebung des Sultans nach eigenem Willen schalteten und walteten. Während Aali Jahre hindurch den Padischah zu beherrschen, zu regieren, ja selbst zu dominiren wußte, behauptete sich nach ihm kein Großvezier ein Jahr im Amte, und viele von ihnen kamen und gingen, ehe sie sich's versehen hatten. Wer jetzt regierte, das waren die Frauen des Palastes und die Eunuchen. Wer einen Ministerposten, eine Gouverneurs- oder Gesandtenstelle haben wollte, der mußte sein gewichtiges Bakschisch im Palais hinterlassen; und waren diese einige Monate auf ihren Posten, so tauchten neue Candidaten auf, welche ihre Vorgänger unversehens verdrängten . . . Diese beispiellose Confusion, diese freche Günstlingsherrschaft, diese patronisirte Erpressungswirthschaft waren der Anfang vom Ende. Wir haben bereits an anderer Stelle hierüber gesprochen. Hinzuzusetzen bleibt nur noch, daß Aali in seinem Egoismus

Murad Effendi geopfert hatte, und daß dieser in der Zeit des Hexensabbaths während der letzten Regierungsjahre Abdul Aziz' die schwersten Demüthigungen zu erfahren hatte, die nicht ohne Folgen sein sollten. Sie haben sozusagen den Geistes- und Gemüthszustand des Prinzen der Zerrüttung nahegebracht.

Mit dem Abgange Aali Paschas fiel indeß die Herrschaft nicht eigentlich der gesammten Hof-Camarilla zu, sondern einem einzigen ehrgeizigen Weibe, und dieses Weib war die Mutter Abdul Aziz'. Sie hat thatsächlich ein halbes Jahrzehnt sozusagen ausschließlich im Osmanen-Reiche regiert. Selbst als der Günstling des Palastes und Nachfolger Aali's — Mahmud Nedim — das erste Mal gestürzt wurde und Midhat an seine Stelle trat, verkehrte die Sultanin-Mutter fast nur mit dem Ex-Großvezier.

So darf man wohl die Willkürherrschaft dieses Mannes entschuldigen, der ganz unter dem Einflusse jenes ehrgeizigen und habsüchtigen Weibes stand, einem Einflusse, der dem Sultan Abdul Aziz theuerer als allen übrigen Acteuren der sinnlosen Gewaltwirthschaft in den Jahren 1871—1876 zu stehen kommen sollte . . .

2. Murad und Abdul Hamid.

Die folgenreichen Ereignisse, welche das Ende der Regierung Sultan Abdul Aziz' und des Letztern Tod herbeigeführt, haben, wie schon mehrmals erwähnt, auf Murad einen außergewöhnlichen Eindruck hervorgebracht. Er fühlte sich von vorneher, um den noch immer hochfluthenden Wirrnissen die Stirne zu bieten, zu schwach; das Erlebte, welches die stille friedliche Existenz des Erbprinzen, neben anderen Sorgen aller Art und Befürchtungen, erfüllte, durchkreuzte vollends alle Actionsfähigkeit des Sultans. So populär Murad als Thronfolger war, so unpopulär wurde er, als er die Herrschaft seines Oheims angetreten hatte.

Man kann nicht sagen, daß irgend ein Anlaß vorhanden gewesen wäre, der den Sultan, der ohnedies nur die Spanne Zeit von drei Monaten auf dem Chalifenthron saß, bei der Masse discreditiren hätte können. Das Volk hatte ja den neuen Gebieter spontan und enthusiasmirt acclamirt und der allgemeine Freudenjubel schien der erste Ausdruck einer neuen glücklichern Aera. Gleichwohl konnte diesen Kundgebungen keinerlei politische Bedeutung zugeschoben werden, da die Orientalen zumeist politisch indifferent sind; die Stambuler waren eines Tyrannen los, das genügte ihnen für den Augenblick; das Weitere sollte in Allah's Händen belassen bleiben, dessen Wille unergründlich.

Von weniger kurzem Athem waren die Lebenszeichen, welche das conservative und glaubensstarke Alttürkenthum bei Beginn der neuen Aera gegeben hatte. Ihm war mit dem neuen Sultan Murad nicht geholfen, denn ganz abgesehen von seiner unmännlichen Schwäche und Passivität, die ein sehr schwankendes Regime voraussetzen ließen, hatten die Ulemas und sonstige Träger der islamitischen Glaubensmacht keineswegs vergessen, wie liberal Murad Zeit seines Lebens dachte. Diese Liberalität mußte aber im besten Falle vom Wege der bisherigen osmanischen Traditionen abweichen und dem abendländischen Einflusse mehr als nöthig Thür und Thor öffnen.

Mit einem Worte: der alttürkischen Partei mit dem Clerus an der Spitze stand der neue Sultan vollständig im Wege. Die ehrenwerthe Gesellschaft im grünen und weißen Kopfbund dachte: Der heimgegangene Padischah war doch noch ein alter kerniger Vollblut-Moslim, der den Gjauren, wo und wann er konnte, gründlich heimleuchtete. Und hatte die Ex-Valide-Sultana nicht die prächtige Moschee und den Brunnen von Alt-Seraj bauen lassen? War Abdul Aziz nicht gewillt, einen Tempel Gottes aufführen zu lassen, der ein sichtbares Zeichen der Macht des Islams hätte werden können, wenn die gjaurischen Geldmäckler sich nicht in's Mittel gelegt haben würden, um ihre angeblichen Forderungen zu retten?

Vom Standpunkte alttürkischer Doctrinen konnte solchem Raisonnement eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden. Aber Murad mußte dabei übel wegkommen. Thatsächlich war der Scheik-ül-Islam der erste und entschiedenste Gegner Murad's V. Für ihn war der neue Sultan nur eine Etappe nach vorwärts, und er hatte die Absetzungs-Fetwa für Abdul Aziz niedergeschrieben mit dem innern Bewußtsein, innerhalb kürzester Zeit dasselbe Verfahren gegenüber Murad zu üben. Um diese Absicht zur Reife zu bringen, bedurfte es nur einiger Geduld; das Volk sollte sich beruhigen, seiner gewöhnlichen Be-

schäftigung nachgehen und politisch überhaupt gar nicht interessirt werden. Schließlich bot die ungeheuere Menge alttürkisch, also streng-conservativ Gesinnter Rückhalt genug, um ohne Uebereilung an das geplante Werk zu schreiten.

Der Scheik-ül-Islam, der die wahren Gründe seiner Gegnerschaft hinsichtlich der Person des neuen Sultans schon der abendländischen Mächte halber nicht bekennen durfte und konnte, war zunächst bemüht, die Schwertumgürtung, die bei Murad V. noch nicht stattgefunden hatte, vorläufig zu hintertreiben. Er fand hierzu allerlei Ausflüchte, unter denen der Hinweis auf den bedenklichen Gesundheitszustand des Sultans die Hauptrolle spielte. Murad aber, obwohl körperlich leidend und geistig umdüstert, war nichts weniger als regierungsunfähig. Auch die diplomatischen Vertretungen hatten diese Ueberzeugung, obgleich die Partei der Alttürken beharrlich ihre Ansicht als vorgeblich erwiesene Thatsache colportirten, daß der neue Padischah in allen seinen bisherigen Maßnahmen übermäßige moralische und geistige Schwäche bekunde.

Gleichwohl fand die Meinung Hassan Hairullah's wenig glaubwürdige Ohren. Da hieß es plötzlich eines schönen Tages, Dr. Capoleone, der Leibarzt des Sultans, habe seinem Gebieter einen Trank dargereicht, der dessen Gesundheit vollends zerrüttet, seine Geisteskräfte total gelähmt habe. Daß dieser Coup eine freche, unqualificirbare Verleumdung war, braucht wohl kaum hinzugesetzt zu werden. Dr. Capoleone, der lange Jahre an der Seite des Prinzen zugebracht hatte, der ihm in den Tagen der Noth und Sorge ein unermüdlicher Tröster war, der muthig den unerquicklichsten Situationen in der Zeit der letzten Lebensjahre Abdul Aziz' die Stirne bot — dieser Mann sollte nun, da sein Schützling auf den Thron gestiegen war und die Macht besaß, auch dem Freunde zu einer glänzenden Carrière zu verhelfen . . . eben diesen seinen Schützling vergiftet haben! Diese Absurdität bedarf sonach keines weitern Commentars.

Dr. Capoleone aber mochte sich vertheidigen, wie er wollte, die Ulemas hatten dafür Sorge getroffen, daß alle betreffenden Dementis und Widerrufe, Proteste und selbst diplomatische Schritte im Volke ungehört verhallten. Der Scheik-ül-Islam aber hatte seinen Einschreitungsgrund, und nachdem er die Ceremonie der Schwertumgürtung von Monat zu Monat zu verschieben wußte, trat am 31. August 1876 Hassan Hairullah mit seiner Absetzungs-Fetwa hervor. Dieselbe lautete:

„Frage: Wenn der Beherrscher der Gläubigen von einer Geistesverwirrung befallen wird, welche ihn hindert, die ihm in Bezug auf den Staat und den Glauben obliegenden Pflichten zu erfüllen, und wenn die im Scheriat festgesetzte Frist (2½ Monate) abgelaufen ist, ohne daß er vollkommen genesen ist, muß er dann durch seinen gesetzmäßigen Thronfolger ersetzt werden — Ja oder Nein?“ . . . Antwort: „Das Scheriat sagt Ja!“ . . Gez.: der Scheik-ül-Islam: Hairullah Effendi . . .

Neben Hairullah hatten der Großvezier Mehemet Ruschdi und Midhat Pascha den meisten Antheil an dem Sturze Sultan Murad's, obgleich kaum anzunehmen ist, daß diese beiden Staatsmänner von gleichen Motiven geleitet wurden. Galt doch der Großvezier als einer der reformfeindlichsten Alttürken! Midhat, nichts weniger als alttürkisch, ja, wie bekannt, entschieden jungtürkisch gesinnt, mochte unter den gegebenen Umständen indeß gleichwohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Osmanen-Reich, um auch nur wenige Schritte vorwärts kommen zu können, eines neuen Sultans bedürfe.

Abdul Hamid hatte bis zu seiner Thronbesteigung ein höchst eingezogenes Leben geführt. Viele Jahre hindurch beschäftigten ihn nur seine landwirthschaftlichen Liebhabereien, die er im Bereiche seines Sommersitzes im Thale der „süßen Wasser“, unweit von Khiat-Chane, vollauf zu befriedigen wußte. Wissenschaftliche Strebungen besaß er keine, obwohl er Freude an geographischen Karten fand und sich eine große Sammlung

von solchen angelegt haben soll. Mit seinem heimgegangenen Onkel theilte er die Vorliebe für — wilde Bestien und — Koranbeten. Abdul Hamid Effendi war ein gottesfürchtiger, frommer Prinz, und das wußten die Alttürken, die Ulemas und vor Allen der Scheik-ül-Islam.

Dennoch ging die Berufung des zweitgeborenen Sohnes Abdul Medschid's auf den Thron der Chalifen nicht gar so glatt ab. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sowohl Murad wie Abdul Hamid sich von dem Glanze, der Macht und dem heiligen Berufe, der mit der Herrschaft über sämmtliche Allah-Gläubigen verbunden ist, nicht locken ließen. Beide vermochten diesem vermeintlichen höchsten Glücke, das einem Sterblichen zu Theil werden kann, keinen besondern Geschmack abzugewinnen. Bei Murad brachen indeß die Ereignisse zu elementar herein, um jenem Zeit zur Ueberlegung zu lassen. Nicht so bei Abdul Hamid. Als bereits Ende Juli der Scheik-ül-Islam den Prinzen besuchte, um ihm mitzutheilen, daß seine Erhebung auf den Thron der Chalifen nur mehr eine Frage der Zeit — einer Zeit von wenigen Wochen — sein dürfte, da schrak Abdul Hamid schier zurück.

Die Unterredung währte lange Zeit und endete damit, daß der Prinz die ihm zugedachte Ehre zurückwies. Das war nun leichter gesagt als verwirklicht; denn schon am folgenden Tag erschien abermals der Scheik-ül-Islam mit dem Bemerken, daß es der Wunsch und Wille des osmanischen Volkes sei, Murad durch Abdul Hamid ersetzt zu sehen. Nun meinte zwar der Vielumworbene, so lange sein Bruder auf dem Throne säße, könnte ein Herrschaftswechsel gar nicht stattfinden, da dieser rasche Wechsel (zu Lebzeiten der Vorgänger) leicht zum Principe erhoben werden könnte, wonach innerhalb Jahr und Tag leicht sämmtliche Prinzen aus der Familie Abdul Medschid's den vorübergehenden Glanz der Sultansherrlichkeit genießen würden. Hairullah aber antwortete, daß Murad krank, Abdul Hamid aber

gesund sei. Auch dies verfing nicht; erst als Hairullah die Stirne hatte, zu erklären, es gäbe ein Mittel, um den Prinzen zu zwingen, die Herrschaft anzutreten (die Beseitigung Murad's nämlich), gab Abdul Hamid nach.

Die Harmonie, welche seit jeher in der Familie des Sultans Abdul Medschid geherrscht hatte, sollte auch in dieser Zeit der Bedrängniß nicht Schiffbruch leiden. Abdul Hamid verließ seine Farm, seine Bestien und Kartensammlungen und übersiedelte nach Dolma-Bagtsche. Der in aller Stille entthronte Murad nahm im Palaste Tscheraghan Wohnung, wo wenige Monate zuvor Abdul Aziz seine letzten Lebenstage zugebracht hatte. Diese Erinnerung war nicht geschaffen, die Gemüthsstimmung des Entthronten sonderlich zum Bessern zu wenden. Die Fürsorge Abdul Hamid's vermochte indeß das Eine zu bewirken, daß Murad ruhiger und von seiner unerklärlichen Furcht ein wenig geheilt wurde. In der That hat der Ex-Sultan von seinem jüngern Bruder nichts zu fürchten, da jener die Herrschaft als eine schwere, höchst undankbare Bürde ansieht, nach der ihm keineswegs gelüstet.

In den letzten Jahren hat sich übrigens des Ex-Sultans Gesundheit ganz entschieden gebessert. Die Fabel von Säuferwahnsinn, Verfolgungswahn, vollends aber jene von der stattgehabten Vergiftung hat sich verflüchtigt, und heute gilt der Entthronte für halb und halb genesen — wenigstens unter Denjenigen, die mit ihm in unmittelbarem Verkehre stehen. Selbst in den Schreckenstagen während der Wintermonate Januar und Februar 1878, und auch später noch, als bei Hunderttausend flüchtende Moslemin, von den russischen Heeressäulen vor sich hingetrieben, die Sultansresidenz überflutheten und verheerende Epidemien ausbrachen, blieb Murad und seine Familie von jeder Erkrankung verschont.

Gleichwohl hat Murad seine trübe Gemüthsstimmung nicht abzustreifen vermocht. Er lebte und lebt auch heute noch

fast nur seiner Familie, und die Fälle, wo er den Palast verließ, beliefen sich innerhalb eines Jahres auf höchstens zwei oder drei. Seine Kinder bilden sein einziges Glück, und diese wieder sind der edelsten Gesinnungen voll und trösten ihren frühzeitig gealterten, durch Gram und Sorge niedergebeugten Vater. Andererseits zieht Abdul Hamid täglich Erkundigungen über seines Bruders Befinden ein. Und Murad weiß solche Aufmerksamkeit zu schätzen, obgleich er niemals einen Wunsch an die Adresse des Sultans gelangen ließ.

Nur einmal machte er aus eigener Initiative diesem einen Besuch. Es war, als Aali Soavi den bekannten Putsch zur Befreiung des Ex-Sultans im Palaste Tscheraghan inscenirte, wobei der Excedent und viele der Verführten, welche er in dieses Abenteuer hineingezogen, ihr Leben ließen . . . Im Palaste Tscheraghan selbst vermeidet man Alles, was nur irgendwie geeignet sein könnte, Murad zu betrüben. Und dies erscheint umso nothwendiger, als man dem Entthronten hierdurch die einzigen Vergnügen ungeschmälert läßt — den Anblick des herrlichen Bosporus, an den sich die angenehmsten Erinnerungen aus des Prinzen Jugendzeit knüpfen. Sonst pflegt Murad nur höchst selten seine Wohnzimmer zu verlassen, und wenn es geschieht, nur um in den Gärten auf der Höhe des Bospor-Ufers nächst Ortaköj zu promeniren.

Vom Sultan Abdul Hamid haben wir nichts Besonderes zu berichten. Die Ereignisse, welche hauptsächlich mit seinen bisherigen Regierungsjahren verknüpft sind, haben sich vor unser Aller Augen dramatisch bewegt abgespielt, und was hin und wieder aus dem Privatleben des Sultans mitzutheilen wäre, erheischt kaum allgemeines Interesse. Gleichwohl möchten wir ein wenig bei dem actuellen Gebieter im Osmanen-Reiche verbleiben, um unsere Schilderungen entsprechend abzurunden. Der Anknüpfungspunkt ergiebt sich übrigens von selbst.

Wir haben weiter oben hervorgehoben, daß die Partei der

Alttürken große Hoffnungen in den neuen Sultan setzte. Wenigstens ging, wie wir gesehen haben, demselben der Ruf besonderer Frömmigkeit voraus, und das konnte den Sultansmachern für den Augenblick genügen. Sultan Abdul Hamid documentirte in der That gleich bei seinem Regierungsantritt die Wahrheit dieser Meinung. Er erließ einen Antritts-Hat, in welchem dem Worte Reform vorsichtig ausgewichen wurde. Es hieß nur, die gegenwärtigen Uebelstände im Reiche seien auf Rechnung eines Zerwürfnisses zwischen den Gläubigen und dem alleinigen Gott zu setzen, wodurch sich die zwingende Nothwendigkeit ergebe, durch Gebetübungen und gottesfürchtigen Lebenswandel die Gnade des Allerbarmers wieder zu erwirken. Selbst die Finanz-Calamität wurde auf dieses bedauerliche Mißverständniß zwischen Allah und den Seinen zurückgeführt. Die Unterthanen christlichen Glaubensbekenntnisses nannte der neue Sultan wieder die „Rajah“ — die „Heerde“ — und so konnte Alles wohlvergnügt im conservativen Fahrwasser plätschern.

Es wäre indeß gleichwohl eine arge Täuschung, wenn man annehmen wollte, daß die reactionären Gefühle in der Brust Abdul Hamid's II. dominirten. Es ist ein hervorragender Charakterzug an diesem Regenten, daß er mit unläugbarer Hartnäckigkeit gewisse Ziele anstrebt. Einen Gedanken, den er einmal erfaßt hat, spinnt er mit unerschütterlicher Consequenz aus, wodurch manche Bestrebung des Sultans nicht ohne Beigeschmack von Trotz — oder Eigensinn — ist. War der neue Chalife conservativ gesinnt, so entsprang dies ganz und gar einer persönlichen Ueberzeugung, Anlaß genug, um das Octroi, welches ihm hinsichtlich seiner Thronbesteigung von Seite des Scheik-ül-Islam und anderer Alttürken geworden, nach wie vor höchst kühl zu beurtheilen. Das Gefühl, sich von anderen Leuten dominirt zu sehen, auch der Gedanke, eben diese Leute würden sich mit der Zeit in die Brust werfen und die Entthronung Murad's ganz und gar ihrem unalterirbaren Einflusse zuschreiben,

bestimmten Abdul Hamid bald, vom betretenen Wege ein wenig abzuspringen.

Dies bewies er zunächst durch einen Wechsel im Großvezierat; Mehemet Ruschdi mußte abtreten und das große Staatssiegel fiel dem Repräsentanten der Reform-Partei, Midhat Pascha, zu. Auch geschah das Unerhörte, daß am 5. October in dem nur zu diesem Zwecke zusammenberufenen „großen Rathe“ Midhat Pascha den Erlaß einer Verfassung für das ottomanische Reich vorschlug, die auch in der That am 23. December proclamirt wurde, in dem Augenblicke, wo die Delegirten der europäischen Mächte zu der bekannten Conferenz zusammentraten, welche die schwebenden Differenzen zwischen der Pforte, Serbien, Montenegro und den christlichen Unterthanen, welche sich in Bosnien, in der Herzegowina und in Bulgarien empört hatten, schlichten sollte ... Wie zur Zeit Reschid Paschas, als im Rosenhause des Serajs der Hati-Scherif zur Verlesung gelangte, so verkündeten auch diesmal Festjubel, rauschende Musik und Kanonendonner den Beginn einer neuen Aera — ein Schwindel, der seit vierzig Jahren schon so oft mit Glück (gegenüber dem vertrauensseligen Abendlande) in Scene gesetzt wurde.

Indeß verschlimmerte sich die öffentliche Stimmung zusehends, in Stambul nicht minder wie im Reiche. Der Sultan, kaum weniger couragirt als Murad und nur aus Eigensinn hin und wieder zu einem Schritte entschlossen, mied den Palast von Dolma-Bagtsche und übersiedelte nach dem Jyldiz-Kjöschk, der besser bewacht werden konnte und sonach auch die persönliche Sicherheit des Sultans erhöhte. Anfangs ging noch Alles gut; plötzlich aber tauchten angeblich an allen Ecken und Enden Conspiratoren auf und Abdul Hamid's bemächtigte sich eine Angst, wie sie kaum je an Murad in seinen schlimmsten Tagen zum Ausdrucke gelangte. Zuletzt wurde der Jyldiz-Kjöschk auf allen Seiten durch eine lebende Schutzwehr verläßlicher Truppen gedeckt, denen man, um ihre Treue auf sichere Basis aufruhen zu lassen,

den dreifachen Sold bewilligte. Hinzuzusetzen wäre, daß dieser erhöhte Sold auch thatsächlich ausgezahlt wurde und wird, da im andern Falle der Köder seine Wirkung versagen hätte können.

Minder glücklich in der Wahl seiner Rathgeber war der neue Sultan hinsichtlich der Person Achmet Vefik Paschas, den er zum Präsidenten der Deputirtenkammer machte. Zwar ging diesem Manne der Ruf einiger Gelehrsamkeit und geistiger Gewandtheit voraus; dies schließt jedoch nicht aus, um zu constatiren, daß der genannte Würdenträger Zeit seines Lebens immer eine große Eigenliebe bekundete und gerne von sich reden machte. Schon während seiner Anwesenheit in Paris (1860), wo er den Posten eines Gesandten der Pforte inne hatte, that er sich durch ein außergewöhnliches brüskes Benehmen hervor, was auch seine baldige Abberufung zur Folge hatte, da Napoleon III. dieselbe bei der Pforte mit aller Energie verlangte. Ersprießlicher war seine Thätigkeit als Musteschar im Ministerium des Innern, dem er auch zeitweilig als Ressort-Chef vorstand; weniger die als Unterrichtsminister. Da es seiner Meinung nach mit der europäischen Gelehrsamkeit sehr schlecht bestellt sein soll und Vefik allem Europäischen überhaupt eine ausgesprochene Antipathie entgegenbrachte, so konnte seine Thätigkeit an der Spitze des Unterrichts- und Erziehungswesens kaum von thatsächlichem Werthe sein.

Diese Winke dürften nun auch genügen, um Vefik in seinem neuen Wirkungskreise als Präsident der Deputirtenkammer beurtheilen zu lassen. Es dürfte allgemein erinnerlich sein, daß er hierbei ganz und gar nicht die schönen Voraussetzungen und Erfüllungen, welche man an seine Person knüpfte, in Erfüllung gehen ließ. Sein Auftreten gegenüber den Deputirten entbehrte weder der Eigenwilligkeit noch der Schulmeisterei, welch' letztere die Vertreter der verschiedenen Provinzen, wie männiglich bekannt, nicht gewillt waren, sich gefallen zu lassen. Eine gewisse Frische und Lebendigkeit in dieser wunderlichen ersten osmanischen Kammer

hat allgemein überrascht. Rednertalente, freilich nicht ohne den Beigeschmack etwas zu elementarer Urwüchsigkeit, stiegen zu Dutzenden auf die Tribüne und ein scharfer kritischer Geist beseelte Christen wie Mohammedaner. Das war das einzige aufflackernde Licht in dieser Versammlung. Achmet Vefik, der gemeint hatte, mit dem Korporalsstocke Alles richten zu können, trat wieder vom Schauplatze ab, und bald hierauf ließ Abdul Hamid die Kammer sperren und viele der unerwartet energischen Kampfhähne zwangsweise in ihre Heimat abschieben.

Damit hatte beim Sultan die reactionäre Strömung wieder die Oberhand bekommen. Die alttürkische Partei wußte auch gegen Midhat mit Erfolg zu intriguiren, und am 3. Februar 1877 wurde dessen Wohnung umstellt. Man brachte ihn gewaltsam auf eine kaiserliche Yacht, die ihn nach Mytilnie überführte, von wo er sich dann nach dem Abendlande begeben durfte. Die weitere Ernennung Edhem Paschas zum Großvezier kennzeichnete noch viel marcanter die neue Lage. Unter seinem Regime waren die großen Ereignisse hereingebrochen, welche in den Jahren 1877 und 1878 die ganze Welt in Spannung erhielten: der Ausbruch des orientalischen Krieges, die Einnahme von Plewna, der Marsch der Russen über den Balkan nach Adrianopel und bis zu den Gestaden des Marmara-Meeres und der Aegäischen See. Nur den kriegerischen Zwischenfällen, welche alle Kraft des ottomanischen Reiches in Anspruch nahmen und die eigentliche Politik feiern ließen, verdankte Edhem Pascha, der zur Führung der Geschäfte des Sadrazamats nicht die entsprechenden Fähigkeiten besaß, sein verhältnißmäßig langes Verweilen im Amte. Er ward durch Savfet Pascha ersetzt . . .

Was nicht verkannt werden darf, das ist die äußerst schwierige Lage, in welcher sich Sultan Abdul Hamid gleich in den ersten Jahren seiner Herrschaft befand. Die folgenschweren Verwicklungen nach außen und nach innen, wie wir sie in der jüngsten Zeit sozusagen miterlebt, würde selbst ein energischer,

einsichtsvoller und von seiner Aufgabe mächtig durchdrungener Sultan kaum zu bannen vermocht haben. Die Verhinderung des russisch-türkischen Krieges war nicht Sache des Sultans, sondern der Diplomatie. War der Krieg einmal ausgebrochen, dann konnte und mußte Abdul Hamid, so gut als ein anderer Herrscher, seine ganze Hoffnung auf die kaiserliche Armee setzen, die allerdings — ihre unfähigen Führer abgerechnet — ihren alten Ruf hinsichtlich aufopfernden Pflichtgefühls, großer Tapferkeit und beispielloser Genügsamkeit bei unalterirbarer Disciplin auf's neue glänzend bewährt hatte. Damit ist aber auch Alles gesagt. Die grenzenlose Confusion im ganzen Regierungsmechanismus und die unter Abdul Aziz tief eingerissene allgemeine Corruption waren gerade in dieser Zeit der Stürme nicht auszumerzen.

V.

Verschwörungen und Verschwörer

in den Jahren 1866—1878.



1. Bejkos und Baden-Baden.

Mit dem vorangegangenen Abschnitte ist das Bild, welches wir von den Zuständen und Vorfallenheiten in Stambul innerhalb der letzten Jahre geben wollten, der Hauptsache nach abgeschlossen. Die dramatisch bewegten Ereignisse müssen aber gleichwohl an Lebendigkeit gewinnen, wenn wir noch jener Zwischenfälle Erwähnung thun, die nie oder nur ausnahmsweise bis auf die Oberfläche der Tagesgeschichte gedrungen sind, obwohl ihr Einfluß auf diese letztere ein ganz entschiedener war. Es ist dies eine Reihe von Conspirationen, die hauptsächlich in die Regierungsepoche Sultan Abdul Aziz' fallen, der ja auch, wie zur Genüge bekannt, ein Opfer eines solchen geheimen Anschlages werden sollte.

Die Verschwörungen und Attentate in der Türkei tragen ein wesentlich anderes Gepräge als jene im Abendlande. Hier sind es zumeist einzelne Verirrte, welche sich zu einer That gedrängt fühlen, der von vornher der Stempel des Verbrechens aufgedrückt ist; in dem guten Glauben, irgend eine sociale Misère oder eine unwillkommene politische Situation durch einen Anschlag auf das geheiligte Haupt des Landesfürsten zu beseitigen, greifen sie zur Mordwaffe. Solche Attentäter sind jederzeit unberufene Sachwalter. Sie sind im besten Falle das

Product eines, innerhalb engster Schranken sich abspielenden finstern Parteigetriebes und finden niemals einen Rückhalt in der Masse des betreffenden Volkes. Wir haben erst in den abgelaufenen Jahren, die eine wahrhaft entsetzliche Vielzahl solch' blindwüthender, verbrecherischer und höchst zweckloser Zwischenfälle gebracht haben, die Erfahrung gemacht, daß diese Verirrten jederzeit aus eigener Machtvollkommenheit handelten und durch einige Revolverkugeln den ehernen Schritt der Zeitgeschichte aufzuhalten oder abzulenken meinten.

Anders in der Türkei. Ganz abgesehen davon, daß es hier Attentäter nach europäischer Façon gar nicht giebt, sind auch die Voraussetzungen, von welchen orientalische Verschwörer ausgehen, wesentlich anderer Natur. Der Orient ist das Land der Massenverschwörungen. Nie wird sich hier ein Einzelner, ohne irgend einen Rückhalt in der Menge, oder doch in einer mächtigen streitbaren Partei zu haben, zu einem sinnlosen Mordanschlage gegen das Staatsoberhaupt verleiten lassen. Andererseits aber fühlen sich orientalische Conspiratoren keineswegs als Verbrecher. Sie üben eine Mission und ihr Werk geschieht auf Wunsch Derjenigen, die das Urtheil gefällt haben, daß der betreffende Herrscher unwürdig sei, fürder über Gläubige zu gebieten. Der Schuldige ist also nicht der Conspirator oder Attentäter, sondern Derjenige, dem das Attentat gilt. Jahrhunderte hindurch haben die Janitscharen nach dieser Regel geschaltet, und selbst die Erdrosselung von Sultanen, wie Osman II. und Mustapha IV., ward jederzeit als eine selbstverständliche Sache betrachtet. Bis in die neueste Zeit hinein ist die osmanische Haus- und Familiengeschichte durchtränkt von solch grausigen Executionen, und wenn sie seit Mahmud II. eine discretere Form angenommen haben, so ist dies hauptsächlich europäischem Einflusse zuzuschreiben. Wenigstens ward Eines entschieden verhindert — das Morden, Vergiften und Erdolchen in dem eigenen Herrscherstamme. Seit Selim III. und Mustapha IV.

zu Anfang unseres Jahrhunderts ist kein Sultan mehr durch den Wunsch und Willen des Volkes oder irgend einer Partei aus der Welt geschafft worden. Das Ende Abdul Aziz', über welches sich vom Anbeginn her ein geheimnißvoller Schleier breitete, beweist zur Genüge, daß man — angenommen, der Sultan sei in der That ermordet worden — heute nicht mehr die Stirne hat, das Chalifenhaupt durch Volksbeschluß oder gar durch Beschluß einer Clique der Mordwaffe zu überliefern ...

In den letzten zwei Jahrzehnten hat es am Bosporus an geheimen Verschwörungen und Verschwörern aller Art keineswegs gefehlt. Ihrer innern Organisation nach, und rücksichtlich mancher Details, sind diese Conspirationen im Abendlande gänzlich unbekannt. Nur zwei derselben sind im Großen und Ganzen bis auf die Oberfläche der Tagesereignisse gedrungen: die Verschwörung der Softas und Ulemas, die in ihrer letzten Consequenz die Entthronung Abdul Aziz' und höchst wahrscheinlich auch dessen tragisches Ende ihr Werk nennen durften, und zweitens der Putsch Aali Soavi's im Frühjahre 1878 behufs Befreiung und Wiederinstallirung Sultan Murad's V. Wie Alles in der Türkei von europäischen Einwirkungen durchtränkt ist, so zeigt auch das Manöver Aali Soavi's einige abweichende Momente in der hergebrachten Regel von politischen Attentaten am Goldenen Horn. Und diese Abweichung ist, daß der Partisan der Jungtürken auf eigene Faust handelte. Charakteristisch bleibt indeß gleichwohl, daß Aali Soavi seine That nicht allein bewirken wollte; er stellte sich vielmehr an die Spitze einer bewaffneten Bande, um so die Art längst vergessener Janitscharen-Meutereien zu copiren.

Die erste unter dem Regime Sultan Abdul Aziz' stattgehabte Verschwörung fällt in das Jahr 1866. Da der Schauplatz derselben, beziehungsweise der Ort, wo die Verschwörer ihr Werk vollbringen wollten, das Bospor-Dorf Bejkos war, so wollen wir dasselbe das „Complot von Bejkos" nennen.

Die Betheiligten, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, hatten eine förmliche „Fetwa“ aufgesetzt, denn sie sagten: „Der Padischah Abdul Aziz Khan behandelt seine Unterthanen als Sklaven; er hat ihre Liebe verwirkt, er ist nicht mehr ihr Vater, nicht mehr das würdige Haupt der Gläubigen Allah's und der Schützlinge des Propheten — er sei entthront. An seiner Stelle möge Murad, der unsere Achtung und Liebe genießt, den Thron Osman's besteigen . . .“

Der 25. Juni 1866 war ein Festtag für die Bewohner Stambuls. Man feierte, wie alljährlich an diesem Tage, die Thronbesteigung des Sultans, und welcher Luxus hierbei entfaltet wurde, darüber haben wir flüchtig bereits an anderer Stelle berichtet. Von Früh Morgens an donnerten die Bospor-Batterien und die vor Anker liegenden Kriegs- und Handelsschiffe legten die große Flaggengala an. Abends dann, wenn die letzten Salutschüsse das Sinken des Tages angezeigt hatten, tauchten die Siebenhügelstadt und die reizenden Ufer des Bosporus in ein Lichtmeer, dessen feenhafte Wirkung in der That an ein Märchenbild aus „Tausend und einer Nacht“ mahnen hätte können, würde man nicht gewußt haben, daß diese Pracht auf Verschwendung, erborgtem Glanz und dem Volke abgepreßtem Gelde fußte.

Dieser Meinung waren auch die oben erwähnten Conspiratoren. Inmitten der freudigen Kundgebungen, des Lichtergeflimmers, der blendenden Feuerwerke, rauschenden Musik und Kaik-Gewimmels saßen drei junge Männer in einem Garten des Bospor-Dorfes Jeniköj, um über ihren Attentatsplan schlüssig zu werden. Da dieselben noch unter den Lebenden weilen und sogar Staatsposten bekleiden, so wollen wir nur die Anfangsbuchstaben ihrer Namen hersetzen. Das Haupt der Verschwörung, H***, führte damals bereits den Paschatitel und war der Schwiegersohn eines der höchstgestellten, bereits zu Anfang der Siebziger-Jahre verstorbenen Großwürdenträgers der

Pforte. Wir wollen gleich hinzusetzen, daß Aali Pascha dieser Würdenträger nicht war. Die beiden Anderen, M*** Bey und N*** Bey, gehörten gleichfalls zwei hervorragenden Effendi-Familien Stambuls an.

Die Pläne, welche am Abende des Thronbesteigungsfestes Abdul Aziz' gefaßt wurden, hat einer der Betheiligten selbst im Jahre 1870 zu Brüssel im Kreise einiger Jungtürken zum Besten gegeben. Sie haben also Anspruch auf vollste Authenticität. H*** Pascha konnte nicht umhin, in der Versammlung zu Jeniköj alle Sünden, deren sich der Padischah gegenüber seinem Volke in den ersten fünf Jahren seiner Regierungszeit zu Schulden habe kommen lassen, zu recapituliren. Damals war aber sein Anhang noch bedeutend, die Stimmung im Volke selbst apathisch oder doch indifferenter Natur, die Macht der Würdenträger gefährlich. Das Unternehmen hatte daher von vorneher wenig Aussicht auf Erfolg, obwohl es, gerade durch die überraschende Art, mit der es inscenirt hätte werden sollen, leicht zu einer Katastrophe hätte führen können.

Was die Verschwörer planten, war Folgendes: Der Sultan, welcher damals, wie überhaupt in den heißen Sommermonaten, im Schlosse Beylerbey auf der asiatischen Uferseite des Bosporus residirte, sollte am ersten Freitage des Juli-Monats 1866, also acht Tage nach der Thronbesteigungsfeier, mit herkömmlichem Pompe sich in die Moschee zunächst Bejkos' begeben. Da H*** Pascha an diesem Tage das Garde-Bataillon befehligte, das vor der Moschee die üblichen Ehrenbezeugungen abzugeben hatte, so zog er die Officiere in's Geheimniß, die ihrerseits die Mannschaft auf den Schlag vorbereiteten. Eine große Summe Geldes kam hierbei zur Vertheilung. Thatsächlich war innerhalb wenigen Tagen das ganze Bataillon für den Staatsstreich gewonnen. H*** stellte daher auch den beiden Complicen eine größere Abtheilung desselben zur Verfügung, mit der Bestimmung, sich jener Großwürdenträger zu bemächtigen, die ganz

und gar auf Seite des Sultans standen. Nachdem dies geglückt, würde H*** Abdul Aziz zwangsweise nach Topkapu überführt und Murad zum Sultan ausgerufen haben.

Es muß auf den ersten Blick auffallen, daß der Verschwörungsplan höchst leichtfertig combinirt war. Ganz abgesehen davon, daß schon die Bestechung der erwähnten Truppe eine große Gefahr in sich schloß, so war andererseits eigentlich nicht abzusehen, wie die Conspiratoren, mitten im Frieden, mit so geringen äußeren Mitteln und ohne vorangegangene Haranguirung der Massen ein so schwerwiegendes Ereigniß, wie die Entthronung des Sultans, vollkommen glatt zu Ende führen wollten. Wie ernst es aber den Verschwörern war, werden wir sogleich sehen.

Mittag, die Stunde, wo Abdul Aziz zur großen Ceremonie in die Moschee von Bejkos sich begeben sollte, war hereingebrochen. H*** befand sich mit dem Garde-Bataillone auf seinem Posten, ebenso M*** Bey und N*** Bey, Ersterer in der Moschee, Letzterer in der Nähe des Einganges. Die nächsten Minuten vergingen nicht ohne große Aufregung, umsomehr, als der Sultan den Zeitpunkt der festgesetzten Ankunft bereits überschritten hatte. Aber auch die nächste Viertelstunde verging, ohne daß sich Abdul Aziz und sein Gefolge auch nur von Weitem gezeigt hätten ... Endlich traf ein Adjutant des Sultans ein, der nahezu athemlos auf H*** heransprengte, um ihm eine Meldung zu überbringen.

H*** stand einige Augenblicke wie angewurzelt auf seinem Flecke. Endlich rang er nach Fassung und rief seine Officiere zu sich, denen er einige Worte zuflüsterte; dann sagte er mit halblauter Stimme, so daß auch die Truppe es hören konnte: „Heute ist keine Ceremonie“.... Damit war die peinliche Scene vorüber und das Bataillon rückte ab. H*** Pascha aber und die beiden Beys bestiegen sofort an Ort und Stelle ein Kaik und ließen sich directe an Bord eines eben zur Abreise

bestimmten Dampfers bringen. Eine Stunde später schwammen sie auf hoher See, ohne daß man in den betheiligten Kreisen auch nur eine Ahnung gehabt hätte.

Der Schlüssel zu diesem eigenthümlichen Zwischenfalle findet sich in Folgendem. Unmittelbar vor der Ausrückung des Garde-Bataillons hatte sich ein Officier desselben absentirt und im Beylerbey-Palaste den Attentatsplan verrathen. Es war ein Glück für H*** und seine Complicen, daß einer der anwesenden Adjutanten des Sultans ein Verwandter des Paschas war. Abdul Aziz, außer sich vor Wuth, befahl dem Adjutanten, vorderhand die Ceremonie abzusagen und das Bataillon unbeanständet in seine Dislocation einrücken zu lassen. Das Weitere sollte sofort nachfolgen. Der Officier hatte sonach begreiflicherweise Eile, und als nach einer Stunde der Pascha und seine Mitschuldigen verhaftet werden sollten, fand man das Nest leer. Auch blieben alle Nachforschungen begreiflicherweise erfolglos, da ja die drei Verschwörer, wie uns bekannt, bereits auf hoher See schwammen, wo man sie allerdings am wenigsten vermuthet hätte.

Genug, der Anschlag mißlang, aber auch ihre Projectanten waren außer Gefahr. Gleichwohl hatte der Zwischenfall seine bösen Folgen. Zunächst wurden von der Polizei zwei ganz schuldlose Individuen, die man der Mitschuld angeklagt hatte, gefänglich eingezogen und ihnen ein ausgiebiges Bastonnade-Tractament verabreicht, in der Meinung, ihnen Geständnisse abzupressen. Es war vergebliche Mühe, umsomehr als einer der Mißhandelten unter den Streichen des Büttels sein Leben aushauchte. Das zweite Opfer, fast todt geprügelt, ward in dem Castelle einer Provinzstadt internirt, wo es bis zum Tage der allgemeinen Amnestie gelegentlich der Thronbesteigung Sultan Murad's, also volle zehn Jahre, verblieb ... Aali Pascha bemühte sich, seinem Gebieter gegenüber den Zwischenfall als gänzlich belanglos hinzustellen, aus Gründen, die uns bereits geläufig sind:

die Partei der Jungtürken war eben im Entstehen begriffen, und daß zwischen den Conspiratoren und diesen ein gewisses Einverständniß geherrscht haben muß, geht schon durch die Thatsache hervor, daß zwei der Complicen ihr angehörten. Thatsächlich bewegten sich noch zu Lebzeiten Abdul Aziz' unsere drei Helden frei in Stambul, ohne der geringsten Gefahr ausgesetzt zu sein. Auch die Intriguen der Frau H*** Paschas, einer Tochter des oben angedeuteten Großwürdenträgers, welche von ihrem Gatten verlassen worden war, haben nichts gefruchtet.

Eine andere Verschwörung haftet an dem Namen Baden-Baden. Es war im August des Jahres 1867, wo die meisten aus Stambul exilirten oder freiwillig in's Exil gegangenen Jungtürken sich in dem deutschen Curorte eingefunden hatten, um über ihr Programm schlüssig zu werden. Wir haben über diesen Zwischenfall bereits an anderer Stelle berichtet. Der Versammlung präsidirte Mustapha Fazyl Pascha, obgleich der lebenslustige Prinz an ganz anderen Dingen als den Verschwörungsplänen seiner Genossen Gefallen fand. Ganz entschieden aber weigerte sich das „Haupt" der Jungtürken, seinen Namen unter ein Document zu setzen, in welchem jedes Mittel geheiligt wurde, durch das der verhaßte Aali beseitigt werden konnte. Gleichwohl gelang es Zia Bey, dem Emigranten Deutsch und dem Grafen Pl***, den Prinzen in einer schwachen Stunde zu dieser Unterzeichnung zu bewegen, wodurch er, wenigstens in den Augen seiner Parteigenossen, für alle Zeit moralisch an dieselben gefesselt sein sollte.

Die Biedermänner aber hatten sich gewaltig getäuscht; denn Mustapha Fazyl verabsäumte nicht, gleich nach seiner Rückberufung durch Aali, diesem hinsichtlich des Baden-Badener Documents ein aufrichtiges Geständniß abzulegen, auf welchen Freimuth die Complicen Zia und Aali Soavi kaum gerechnet haben dürften ... Wir wissen aus einem frühern Abschnitte, daß Zia in der That die Absicht hatte und theilweise auch realisirte, mit

dem fraglichen Document den Prinzen zu vernichten. Sein Verrath war aber gegenstandslos geworden, seitdem Aali sowohl durch seine Agenten wie durch die Mittheilungen Mustapha Fazyl's bis in die kleinsten Details der Vorgänge zu Baden-Baden eingeweiht worden war . . .

Was das fragliche Document betrifft, so wäre hinzuzufügen, daß dasselbe von Zia Bey concipirt worden war. Nur auf diesem einen Originale befand sich die Unterschrift des ägyptischen Prinzen, nicht aber auf den Copien, welche die anderen Mitglieder der Jung-Türkei sich zu ihrem speciellen Gebrauche anfertigten. Es war demnach auch nur Zia in der Lage, auf Grund dieser Unterschrift seine offenen und geheimen Intriguen gegen Mustapha Fazyl in Scene zu setzen, während der streitbare Gefährte dieses Biedermannes — Aali Soavi — dieser vermeintlich so furchtbaren Waffe zu seinem großen Leidwesen entbehrte. Vom Erfolge nicht begünstigt, fanden sich die beiden edlen Seelen wieder, als des Vicekönigs Privatsäckel ihren gesunkenen Muth wieder beleben sollte . . . .

2. Softa-Verschwörungen.

Die Bewegung unter den studirenden Elementen Stambuls ist viel ältern Datums, als gemeinhin angenommen wird. Sie hatte ihren Anfang bereits im Jahre 1871 genommen, als Aali aus dem Leben geschieden war und Mahmud Nedim das Reichssiegel aus den Händen des Padischah erhielt. Freilich war damals von einer intensiven oppositionellen Strömung noch keine Rede; die Unzufriedenheit der Softas, Mollas, Hodschas und sonstigen Streitbaren des Islams hatte nicht im entferntesten einen politischen Beigeschmack; sie entstand vielmehr anläßlich des wüsten Treibens, dessen sich der neue Großvezier befleißte.

Das neue Gestirn auf dem Orienthimmel, Mahmud Nedim, war zu Aali's Zeit Marineminister. Alttürke reinsten Wassers, wußte er sich unter seiner Partei nicht nur Einfluß, sondern auch ausgiebigen Anhang zu verschaffen, namentlich in den letzten Lebensjahren Aali's, da es schon damals allgemein hieß, Mahmud werde dem kranken Sadrazam im Amte folgen. Diese schönen Aussichten waren dem Marineminister nicht unbekannt, und so befleißte er sich, namentlich von dem Augenblicke an, da er der Gunst des Großherrn sich vergewissert hatte, diesem selbst in jeder Richtung gefällig zu sein. Die Gelegenheit hierzu war indeß mehr als günstig. Es war Mahmud, dem größtentheils das Verdienst gebührte, Ismaïl Pascha, der sich einige Panzerschiffe

hatte bauen lassen, gepreßt zu haben, diese seinem Suzerän auszuliefern. Damit hatte die kaiserliche Flotte mit einem Schlage einen nennenswerthen Zuwachs erhalten. Das Weitere folgte bald, nachdem der Marineminister die Vorliebe seines Herrn für derlei schwimmende Ungethüme in ausgiebiger Weise unterstützt hatte. Es wurde heilloses Geld in dieser Richtung verausgabt. Ja noch mehr; Mahmud wollte seinem Herrn ganz besonders imponiren, und so ließ er sogar auf der einheimischen Kriegswerfte im Hafen Constantinopels ein Panzerschiff bauen, mit dem Bemerken: man werde den Gjauren damit den Beweis liefern, daß man in solchen Dingen auf sie keineswegs angewiesen sei .... Dem Sultan gefiel begreiflicherweise solches Selbstbewußtsein, da er aber nie die Arbeiten noch die Arbeiter in Augenschein nahm, so erfuhr er auch niemals, daß kein einziger Arbeiter, weder die Zeichner noch die Ingenieure, türkischer Nationalität war. Mahmud hatte sich das technische Personale um schweres Geld aus England verschrieben. Was hatte es zu bedeuten? Der Sultan hatte seine Werft und der Marineminister stand wie kein zweiter Würdenträger in der Gunst des Sultans.

Als Mahmud Nedim das Staatssiegel erhalten hatte, trat ein rapider Umschwung ein. Anfangs hatte es den Anschein, als sollte Alles aus Rand und Band gehen, und selbst die ruhigsten Köpfe unter der alttürkischen Partei ließen sich zu einem bedenklichen Schütteln herbei. In der Beamtenwelt griff in kürzester Zeit eine völlige Völkerwanderung platz; Absetzungen ohne Zahl wurden Tag für Tag decretirt, unter der Vorspiegelung, dem Staate die Auslagen zu verringern. Dies schloß aber nicht aus, daß der neue Großvezier gleichwohl disponibles Geld für gewisse Freunde oder einflußreiche Würdenträger besaß, denen er formidable Gehalte zukommen ließ. Die Masse aber behandelte er gründlich en canaille. Als der neue Gewalthaber vollends durch Schöpfung einer Art von Controls-Commission gegenüber

dem Beamtencorps der Denunciation Thür und Thor geöffnet hatte, wurde die Amtswohnung des Gestrengen von einem Gelichter der gefährlichsten Sorte nimmer los. Dabei war dieser brutale Gewaltmensch, der mit einem Federstriche Hunderte und Hunderte in ihrem Berufe ergraute Staatsdiener ohne alle Entschädigung vor die Thüre setzte, jeder Schmeichelei zugänglich.

Ein Fall, der vollkommen verbürgt ist, zeigt dies auf drastische Weise. Ein gewisser N*** Bey begab sich persönlich nach dem Sommerhause des Sadrazams zu Bebek, um eine Anstellung zu erbitten. Mahmud empfing den Petenten auf höchst unanständige Art und meinte zum Schlusse: „Was soll ich mit Dir beginnen, mit einem Menschen, der weder des Lesens und Schreibens, noch des Rechnens kundig? Leute Deines Kalibers pflege ich gewöhnlich durch meine Diener vor die Thüre setzen zu lassen!“ . . . Und gleichzeitig gab er diesen einen so bedeutungsvollen Wink, daß der Stellenjäger es für angezeigt hielt, das Gemach zu verlassen . . . Damit war aber die Sache keineswegs abgethan. Tags darauf erschien nämlich die Frau N*** Beys beim Großvezier, dem sie einen Brief ihres Gatten einhändigte. Dieser Brief enthielt nun, wie gleichfalls verbürgt werden kann, folgende pyramidale Schmeichelei:

„Effendim! . . . Eure Hoheit, dessen Kleid ich in Ergebenheit küsse, hat mir gestern den Vorwurf gemacht, daß ich weder lesen, noch schreiben oder rechnen könne. Diese ehrfurchtsvollen Zeilen werden Eure Hoheit nun eines Bessern belehren. Ich bin aber auch des Rechnens kundig, und dies vielleicht in höherem Grade als die meisten Astrologen Sr. Majestät des Padischah. Selbst diese würden nicht das nachfolgende Rechenexempel zu Stande gebracht haben. Ich addire Chosvers, Reschid, Bajraktar, Fuad und Aali — und erhalte als Summe — Mahmud Nedim, dessen Sklave ich verharre zu sein“ &c. — —

Der Großvezier beliebte zu lächeln und nach vierundzwanzig Stunden trat R*** Bey auf einen fetten Posten, von dem jedenfalls ein Anderer, der sich nicht so bedeutender mathematischer Kenntnisse rühmen konnte, verdrängt worden war. Dabei war Mahmud Derjenige, der den Bakschisch-Unfug bis zur äußersten Grenze zu bringen wußte, natürlich abermals nur zum Besten des Staatsschatzes. Wer nur irgendwie vorwärts kommen, dienstlich oder außerdienstlich etwas erreichen wollte, der mußte vor Allem einen vollen Geldsack seiner Petition beischließen. Das Geld ist indeß niemals in dem Staatsschatze — dem es ja ohnedies entnommen war — zurückgeflossen; es fand seinen Weg in die Taschen des Großveziers und in jene seines erlauchten Gebieters, der in solchen Fällen die Leistungen seines Dieners ganz besonders zu schätzen wußte.

Wenige Monate solchen Treibens genügten, um zahllose Familien namenlosem Elende zu überliefern. Dies verstimmte auch die Alttürken, denen es nicht entgangen war, daß Mahmud Nedim großen Gefallen im Umgange mit General Ignatieff fand. Nachdem die biederen Repräsentanten des starren moslimischen Conservatismus noch kurz zuvor dazu applaudirt hatten, daß der Großvezier die Tramwayfahrten, welche wenige Stunden zuvor eröffnet worden waren, wieder einstellen ließ, dämmerte in ihnen nun die Ueberzeugung, daß der russische Botschafter aus diesem Treiben irgendwie Nutzen ziehen müßte. Zwar hatte auch, wie die türkischen Journale mit Genugthuung verkündeten, der englische Botschafter, Sir Henry Elliot, den Großvezier zu seinen energischen Maßregeln beglückwünscht; da aber das Stambuler Volk, namentlich die Beamtenwelt, thatsächlich Schaden nahm, so konnte — dachte die beturbante Sippschaft — dahinter eine Art gjaurischer Verschwörung stecken ... Jedenfalls blieb Mahmud Nedim längere Zeit hindurch der Mann der Situation, namentlich in seiner zweiten Vezierats-Periode, als die Alttürken, lange vor der Constantinopler Conferenz, die Ueber-

zeugung gewonnen hatten, der Vertraute des Sultans werde das Reich nimmer den abendländischen Diplomaten auf Gnade oder Ungnade ausliefern.

Gleichwohl wurzelten die alttürkischen Neigungen in dieser Zeit (1872) noch nicht im Volke selbst. Während im Corps der Ulemas das Vorgehen ihres Partisanen gepriesen wurde, das brüske Vorgehen des Großveziers gegenüber den meisten abendländischen Vertretungen, namentlich aber die willkürliche Art, mit der Mahmud in internationalen Finanzfragen umsprang, den Beifall aller Träger grüner Turbane fand, dachte die Masse gemeinhin ganz anders über ihren Beglücker. Wenigstens sollte es in dieser Richtung an den entsprechenden Beweisen nicht fehlen. Als am 30. Juli 1872 dem Großvezier das Staatssiegel abgenommen und in die Hände Midhat Paschas gelegt wurde, gab es großen Jubel in ganz Stambul. Die Menge strömte nach dem Sommerhause Mahmud und improvisirte allerhand Scandale, um sich für den lange genug dauernden Druck Genugthuung zu verschaffen.

Mahmud Nedim war indeß politisch keineswegs todt. Die Alttürken interessirten sich nach wie vor wenig um Midhat, und die Valide-Sultana hatte veranlaßt, daß Mahmud bei seinem Sturze nicht auf Steine, sondern auf Rosen fiel. Ihr Vertrauen gegenüber dem Ex-Sadrazam blieb ungebrochen, und so konnte es auch nicht lange weilen, daß auch der Sultan seinem frühern Rathgeber wieder Gunstbezeugungen aller Art zukommen ließ. Es ist erwiesen, daß Abdul Aziz während des Vezierats Midhat Paschas mit Mahmud mehr als mit irgend einem seiner natuuellen Minister sich berathschlagte. Erst als ein schmutziger Handel aufkam, wobei es sich um eine große Summe Geldes handelte, die Mahmud Nedim in Angelegenheiten der türkischen Bahnen (Baron Hirsch) verdient haben sollte, fiel er definitiv in Ungnade. Abdul Aziz war empört, an diesem Verdienste nicht mitparticipirt zu haben. Das war gewiß ein gerechter Grund zur

Entrüstung, und Mahmud sollte sein Versehen mit dem Exile büßen. Er mußte nach Trapezunt wandern. Aber schon nach einem Vierteljahre setzte er seine Versetzung nach Adana durch, wobei er Constantinopel berühren mußte, was natürlich seine guten Folgen hatte.

Am 25. August 1875 ward Mahmud Nedim zum zweiten Male Großvezier. Die Ernennung kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und das Stambuler Volk war über diese neue Wendung nicht minder erstaunt wie das diplomatische Corps am Bospor und die abendländischen Regierungen. In dieser zweiten Vezierats-Epoche tritt eine Persönlichkeit in den Vordergrund der Ereignisse, die bis jetzt nur wenig von sich reden gemacht hatte — Hussein Avni. Er war jederzeit ein Alliirter des Alttürken Mahmud Nedim. Als Repräsentant der Militärmacht genoß er bis zu einem gewissen Grade bei der Partei ein noch viel höheres Vertrauen wie der Großvezier selbst. Es ist erwiesen, daß nur durch die Einflüsterungen Hussein Avni's bei Mahmud Nedim langsam ein Umschwung zu Gunsten der im Stillen schleichenden Verschwörung platzgriff. Die Consequenzen solcher Politik nahmen sich freilich gefährlich genug aus, da aber der Großvezier in seinem Schalten und Walten keine merkliche Aenderung eintreten ließ, so begannen sich die Alttürken hinter ihr zweites Haupt zu stecken, und dieses Haupt war augenblicklich Hussein Avni.

Unter vier Augen waren Mahmud Nedim und Hussein Avni die dicksten Freunde. Der Marschall machte seine Collegen auf die Gefahren aufmerksam, welche seine (des Großveziers) Politik hinsichtlich des engern Anschlusses an Rußland in sich schließe. General Ignatieff sei kein Freund, er sei der entschiedenste und gefährlichste Feind der Türkei. Der Einfluß dieses Mannes auf den Padischah, der nur von den verhängnißvollsten Folgen begleitet sein könnte, müßte entschieden gebrochen werden, und dazu sei gerade Mahmud der geeignete Mann. . . . Der

Calcül schien selbst dem Großvezier etwas gewagt; dieser aber erkannte, daß ihm die Stütze und der Beistand der alttürkischen Partei unerläßlich sei, um seine Rolle auszuspielen, und so ging er in's Garn.

Hussein Avni hatte kein Doppelgesicht, — er hatte ein dreifaches Gesicht angenommen. Dem Sultan gegenüber war er das willfährigste Werkzeug, jeden Augenblick bereit, mit seinen ergebenen Truppen zu Gunsten der geplanten Aenderung in der Thronfolge-Ordnung einzutreten. Seinem Collegen Mahmud gegenüber spielte der Marschall den wohlwollenden Rathgeber, und den Alttürken gegenüber endlich übernahm Hussein die Rolle eines Tröster in der Noth. Er sollte der wahre Träger der Parteibestrebungen werden; er sollte an die Spitze jener mit den Jahren mächtig herangewachsenen Opposition treten, deren Macht sich früher oder später documentiren mußte. Wer dieser Strömung Rechnung trug, dem mußte zweifellos der Erfolg blühen. Das Spiel war schwer, aber es glückte in fabelhaft kurzer Zeit.

Es ist nie bekannt geworden, daß Mahmud Nedim im Frühjahr 1876 bereits ein fertiges Complot gegen den Sultan in der Tasche hatte. Und was geschah? Hussein Avni, der Vertraute und Freund des Großveziers, stellte sich plötzlich zwischen Abdul Aziz und Mahmud mit der Absicht, seine Rivalen zu vernichten. Gleichzeitig wurden die bekannten Softa-Demonstrationen arrangirt. Sie waren das äußere Zeichen des Mißfallens, das man dem Regime Mahmud Nedim's entgegenbrachte. Hussein Avni bot Alles auf, um den Sturz des Sadrazams zu beschleunigen, aber der Sultan blieb in gewohnter Art hartnäckig bis zum äußersten Grade. Da denuncirte der Marschall seinen Collegen der Conspiration — und die Katastrophe brach herein.

Zu jeder andern Zeit wäre Mahmud Nedim schonungslos erwürgt, oder vergiftet, oder sonstwie aus dem Leben geschafft

worden. Daß der bis zum Aeußersten aufgebrachte Padischah diesmal hiervon absah, war lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß solche Gewaltacte heutigen Tags in der Türkei nicht mehr leicht durchführbar sind, will man nicht eine bedenkliche Intervention einer oder mehrerer abendländischer Mächte heraufbeschwören. . . . Genug, der ahnungslose Großvezier stürzte jäh von seiner Höhe herab. . . . Es war am 11. Mai Drei Wochen später gab es auch keinen Sultan Abdul Aziz mehr. Hussein Avni hatte seinen Rivalen unschädlich gemacht, ihm die Waffe, mit welcher der Padischah bekämpft werden sollte, aus den Händen gerungen, um kurz nachher von derselben selbst Gebrauch zu machen. Es ist zweifellos, daß Mahmud Nedim schwerlich den Sommer 1876 überlebt haben würde, hätte die Nemesis nicht den gewaltthätigsten aller Verschworenen — Hussein Avni — erreicht.

Nur vierzehn Tage sollte er sein Opfer, den Sultan, überleben. Als Hassan's Mordwaffe den damaligen Kriegsminister niederstreckte, war von Mahmud Nedim's Haupte die größte Gefahr abgewendet. Anders freilich sollte es in den vorangegangenen Jahren mit zwei anderen Opfern Hussein Avni's ergehen. Als dieser den Großvezier Mehemet Ruschdi Schirwanizade gestürzt hatte, da beeilte man sich ganz außergewöhnlich, den Gefallenen aus Stambul nach seinem Exile abzuschaffen. Innerhalb einer ganz kurzen Zeit ward dem Sadrazam das Staatssiegel abgenommen und dessen bisheriger Besitzer auf das bereitstehende Dampfschiff gebracht. Nur wenige Freunde verabschiedeten sich an Bord von Mehemet Ruschdi, indem sie der Hoffnung Ausdruck gaben, das Exil werde nicht von langer Dauer sein. Ein Ohrenzeuge vernahm aber damals ganz merkwürdig klingende Worte aus dem Munde des Ex-Großveziers . . . „Wie sollte meine Rückkehr in naher Aussicht stehen," meinte Mehemet Ruschdi, „da der Padischah mir nicht einmal Zeit gegönnt hat, um meine Reisekoffer zu sperren . . . .

Läßt man mich ohne Hab und Gut ziehen, so dürfte mich noch Schlimmeres als das Exil erwarten . . ." Die Freunde Mehemet Ruschdi's lächelten über diese Aeußerungen; drei Monate später aber befand sich der Ex-Großvezier nicht mehr unter den Lebenden.

Aehnlich erging es Essad Pascha, gleichfalls einem Opfer Hussein Avni's. Nach seinem Sturze wurde er nach Syrien versetzt. Er war gesund und kräftig, doch fürchtete er seinen Todfeind mehr als irgend etwas auf der Welt. Als er den Boden seines neuen Domicils betrat, soll er geäußert haben: Ich fürchte nur Eines, die „Krankheit" Aali's! . . .*) Kurze Zeit hierauf starb Essad Pascha unter den Symptomen der Vergiftung . . .

Der Adjutant des Sultans, der sich nach Bebek begeben hatte, um von Mahmud Nedim das Staatssiegel abzufordern, fand denselben höchst bestürzt. Es ist erwiesen, daß er vernehmlich vor sich hingemurmelt hatte: „Alles ist verloren!" . . . Hierin liegt zweifellos ein gewisses Bekenntniß der Schuld, denn es ist nicht anzunehmen, daß der Sturz an sich, den er ja schon einmal in früheren Jahren erlebt und damals mit dem größten Gleichmuth ertragen hatte, den Großvezier zu einem solchen Ausrufe der Verzweiflung getrieben habe. Vollends kleinlaut wurde Mahmud, als man ihm bedentete, er müsse stante pede seine Wohnung verlassen und den bereitstehenden Kaik besteigen. Mahmud Nedim gehorchte unter sichtbaren Zeichen großer Furcht und Aufregung. Er frug, was man mit ihm vorhabe — er begehrte vor die Valide-Sultana geführt zu werden — der Officier aber hatte seine Weisung, und wenige

*) Im Stambuler Volke war lange Zeit die Meinung verbreitet, und sie erhält sich vielleicht noch heute, daß Aali Pascha nicht eines gewöhnlichen Todes gestorben, sondern durch die Hof-Camarilla mittelst Gift aus der Welt geschafft worden sei. (Anmerkung des Herausgebers.)

Minuten später schwamm der Ex-Großvezier unter Bedeckung auf dem Bospor, um an Bord der kaiserlichen Yacht gebracht zu werden ... Erst hier sagte man ihm, er sei nach Tschesme verbannt. Mahmud athmete auf — das Schlimmste war überstanden.

Bezeichnend für die „Freundschaft", welche zwischen dem Gestürzten und dem General Ignatieff geherrscht hatte, ist folgende verbürgte Thatsache. Am Tage nach dem Abgange Mahmud Nedim's erschien der Dragoman der russischen Botschaft an der Hohen Pforte. In einem Salon desselben hatte sich unter den verschiedenen Großwürdenträgern ein lebhaftes Gespräch über den Vorfall entwickelt, und einige derselben waren naiv genug, den Gestürzten zu bedauern, was sonst gerade nicht die Art türkischer Großen ist. Der Dragoman aber meinte: ein Mann, welcher von seiner Höhe herabfällt, und der sich als überflüssig erwiesen, gilt wohl kaum mehr als ein Mann, der in's Meer gefallen und ertrunken ... Für Mahmud lag die Gefahr wohl sehr nahe, diese Ansicht verwirklicht zu sehen.

3. Das Complot Scalieri.

Wir hätten nun noch zweier sogenannten „Muradisten-Verschwörungen“ zu gedenken. Sie haften an den Namen Scalieri und Aali Soavi. Beide waren höchst abenteuerlicher Natur und ohne jenen nothwendigen Rückhalt in der Masse des Volkes inscenirt, der allein die Möglichkeit des Erfolges in sich schließt. War der Putsch Aali Soavi's im Palaste Tscheraghan (1878) energischer, gewaltsamer durchgeführt, so entbehrte das Complot Scalieri seinerseits von vornher jeder Aussicht auf Realisirung durch die romantische Art, wie man dasselbe durchzuführen beliebte.

Scalieri hatte nie vorher eine politische Rolle gespielt. Seiner Abstammung nach Grieche und in Constantinopel geboren, war er frühzeitig eine Hauptfigur des Galataer Geschäftslebens, und seine glücklichen Speculationen an der Börse verschafften ihm unerwarteterweise Reichthümer, die freilich bald wieder verloren gingen, als die letzten Jahre mit ihren turbulenten Ereignissen auch am Goldenen Horn Alles auf den Kopf gestellt hatten. Da plötzlich gelangte Murad Effendi auf den Thron der Osmaniden und Scalieri träumte nun von dem Glanze, zu dem er emporgezogen werden würde, von Carrière und anderen Dingen, die sich bei einem Manne, der zu dem neuen Beherrscher

der Gläubigen in so intimen Beziehungen stand, wie der griechische Glücksritter, sozusagen von selbst verstanden.

Worin bestanden nun diese „intimen Beziehungen“? Die Antwort dürfte einigermaßen überraschen, denn diese Intimität beschränkte sich lediglich darauf, daß Murad derselben Freimaurer-Loge angehörte wie Scalieri. Ja, noch mehr, Scalieri war der Pathe des erlauchten Bruders, der unter höchst bedenklichen Umständen in einer Zeit, wo des Sultans Abdul Aziz' Wachsamkeit doppelt gefährlich werden konnte, dem Bunde beigetreten war. Wir haben hierüber bereits an anderer Stelle berichtet.

Während der dreimonatlichen Herrschaft Murad's V. war Scalieri des Oeftern Gast in Tscheraghan, obgleich ein eigentlicher Verkehr zwischen dem Sultan und seinem Freunde auch in dieser Zwischenzeit eigentlich niemals stattgefunden hatte. Im Uebrigen war Scalieri kein gewöhnlicher Speculant, kein Abenteurer, der die Gunst der Verhältnisse ausnützen wollte, um eine Rolle zu spielen; er war vielmehr dem neuen Sultan aufrichtig und herzlich zugethan, und da das oben angedeutete Verhältniß geeignet war, dieser Herzlichkeit eher erhöhtes Relief zu geben, als sie zu calmiren, so war des Griechen Denken und Fühlen lediglich der Situation, in der er sich eben befand, angepaßt.

Anders gestalteten sich aber die Dinge, als Murad von seiner Höhe herabstürzte und die Herrscherherrlichkeit desselben ihr Ende gefunden hatte. Nun war es mit allen Träumereien vorüber, das Palais wurde für alle unberufenen Besucher geschlossen und der erlauchte „Bruder“ sank wieder in seine frühere Nichtigkeit zurück. In Scalieri aber hatte die Illusion, die Phantasie über das kühle Raisonnement mächtig Oberhand gewonnen, und seit dem Regierungsantritte Sultan Abdul Hamid's II. ging sein ganzes Trachten dahin, den gestürzten Sultan aus seiner Lage zu befreien und ihm wenigstens eine würdigere Existenz zu verschaffen, als er sie, halb und halb

gefangen, von Spähern und Spionen umschlichen, in seinem goldenen Käfig zu Tscheraghan genoß.

Wir wollen vollkommen gelten lassen, daß zu dem nachfolgenden Acte Scalieri's in erster Linie die Philanthropie Urheberin war. Schon der Umstand, daß nur eine Anzahl Gleichgesinnter an das Werk schritt, beweist diese Voraussetzung zur Genüge, denn alle Mitverschworenen des Griechen waren „Brüder“ ein und derselben Freimaurer-Loge. Scalieri's Gedanke war, kurz und bündig gesagt, Murad aus seiner Gefangenschaft zu entführen und ihn nach Athen zu bringen. Ein intimer Freundschaftsbund zwischen dem Entthronten und König Georgos sollte hier geschlossen werden; so meinte nämlich das Haupt der Verschwörung, der individuelle Stimmungen ohne Bedenken in's Staatsleben hinüberspielte und an die Unfehlbarkeit dieser Stimmungen wie an ein mathematisches Gesetz zu glauben schien.

Zu Beginn des Monats April 1877 hatten sich die sieben „Brüder“ jener Freimaurer-Loge, der auch der Ex-Sultan Murad angehörte, nahezu alle Abende versammelt, um über ihre Absichten und deren Ausführung schlüssig zu werden. Die Ordre, die zu diesen Sitzungen ausgegeben wurde, geschah in Form der gewöhnlichen Einladungen zur „Logen-Arbeit“. Die Betheiligten mußten das Gelöbniß der Verschwiegenheit ablegen, ein Gelöbniß, das sich sogar auf alle übrigen Brüder der Loge erstreckte, da man auf alle Fälle sicher gehen wollte. Das Ziel der Unternehmung lag klar vor: die Befreiung des Ex-Sultans. Weniger klar waren den Verschwörern die Mittel und Wege, mit welchen und auf welchen sie dieses Ziel unfehlbar erreichen könnten. Scalieri meinte, man solle auf eine noch näher zu präcisirende Weise in den Palast eindringen, womöglich in den ersten Abendstunden, den Befreiten sodann auf eine Segelbarke bringen, die sofort in das Marmara-Meer hinaussteuern sollte.

Diese Segelbarke, von einem griechischen Capitän und Gesinnungsgenossen befehligt, war bereits gemiethet und deren

Befehlshaber in das Geheimniß eingeweiht. Einmal in Freiheit gebracht, sollte Murad unweit Gallipoli an's Land gesetzt werden, den Chersonnes bei Bulair verkleidet bis zur Saros-Bucht zurücklegen und dort die Ankunft der Segelbarke abwarten. Man fürchtete nämlich, und dies mit Recht, daß trotz der fünfzehn bis sechzehn Stunden Vorsprung, welche die Barke bei günstigem Winde gewinnen könnte, die Aufdeckung der Flucht Murad's auf telegraphischem Wege auch nach den Dardanellen-Schlössern mit entsprechenden Weisungen bekanntgegeben werden dürfte. Dann war diese „Contrebande" nicht mehr durchzuschmuggeln. Ohne ihn aber würde die Barke die Dardanellen ungehindert passirt und in der Bucht von Saros den Flüchtling mit seinen Begleitern wieder an Bord genommen haben.

Das ganze Project erscheint schon in dieser Fassung höchst abenteuerlich; es sollte sich aber noch viel abenteuerlicher in seiner ersten Ausführung gestalten. Am 15. April war Alles zu dem geplanten Complote vorbereitet. Scalieri und seine sechs Genossen bestiegen unweit des Galata-Serajs in Pera zwei gemiethete Wagen, die sie in die Nähe des Schlosses von Tscheraghan brachten. Erwähnt muß werden, daß schon unter Abdul Aziz eine größere Expropriation aller im Bereiche des Palastes liegender Bauten stattgefunden hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein unterirdischer Gang (deren es unter den beiden Palais von Dolma-Bagtsche und Tscheraghan übrigens mehrere giebt), der die Straße nach Ortaköj kreuzte, unvorsichtigerweise erschlossen und kurz hierauf nur nothdürftig vermauert. Ein Freund Scalieri's, einer der früheren Hilfsarbeiter des Palast-architekten Serkis Bey, der in unmittelbarer Nachbarschaft dieses Platzes wohnte, hatte Kenntniß von der Lage der Vermauerung und ermangelte nicht, dieselbe den Verschworenen zu bezeichnen.

Nun war durch diese Kenntniß der Erfolg noch lange nicht garantirt. Man wußte wohl, wo man hineinschlüpfen

würde, nicht aber, wohin der unterirdische Weg unsere Abenteuerer bringen sollte. Auch in dieser Richtung half der oben erwähnte Vermittler bestens ab, denn er besaß große Localkenntniß im Palais und entwarf Scalieri und seinen Complicen einen förmlichen Plan jenes Weges, den sie einschlagen müßten, um an ihr Ziel — zu den Wohnräumen Murad's — zu gelangen. Eine Garantie konnte er freilich nicht übernehmen, die nämlich, ob die Eindringlinge die Thüre jenes Kellers unverschlossen finden würden, nach welchem der Gang führte.

Genug, die Genossen Scalieri's machten sich an die Arbeit, und nachdem der Eingang frei gemacht war, drangen sie, mit Blendlaternen versehen, vorsichtig in dem unterirdischen Gange vor. Auch der bewußte Keller war glücklich erreicht, die Thüre desselben aber, wie vermuthet, fand man verschlossen. Sie mußte förmlich erbrochen werden, und es ist Wunder zu nehmen, daß in der Nachbarschaft das Geräusch, welches diese Procedur hervorrief, nicht vernommen wurde. Ehe die Verschwörer sich aus dem Kellergeschoße entfernten, nahmen sie noch eine höchst abenteuerliche Maskerade mit sich vor. Schon beim Vordringen durch den unterirdischen Gang hatten zwei der Verschworenen zwei große Packete mitgeschleppt. Diese Packete enthielten nichts Geringeres als sieben complete türkische Frauenanzüge, Feredschis und Jaschmaks (Ueberwurf und Schleier), Saffianstiefelchen u. dergl. m.

Diese tolle Maskerade dürfte kaum geeignet gewesen sein, die Verschworenen vor Entdeckung zu schützen. Es hätte nicht erst des Scharfblickes eines Eunuchen bedurft, um hinter diesen Verhüllungen alles Andere als Damen aus dem Harem des Ex-Sultans zu erblicken. Hochgewachsene, kernige Gestalten, die sich in dieser Vermummung höchst unbehilflich bewegten, dazu eine gewisse Befangenheit im Auftreten, die schon die Situation, in der sich die Abenteuerer befanden, an sich mit sich brachte — das Alles mußte nothwendigerweise zur Entdeckung führen.

Zum Ueberfluße verloren Scalieri und seine Genossen, nachdem sie den ersten großen Gang zurückgelegt hatten, alle Geistesgegenwart, und noch viel schlimmer stand es mit ihrer Orientirungsgabe. So rannten sie dem Verderben directe in den Rachen, indem sie nämlich zunächst in ein Zimmer eindrangen, wo sich's eine Anzahl schwarzer Diener eben bei Mocca und Zigarette gütlich that. Das Erstaunen dieser Leute über den unerwarteten Abendbesuch war groß, nicht minder aber dasjenige der Eindringlinge über die Gesellschaft, in welche sie gerathen. Augenblicklich ward die Thüre wieder geschlossen, die sofort als Männer erkannten Masken umzingelt und es wäre ihnen wahrscheinlich höchst schlimm ergangen, wenn einer der Eunuchen nicht Scalieri, mit dem er früher häufig verkehrt hatte, erkannt haben würde.

Von jenem befragt, was er und die Seinen hier suchten, antwortete Scalieri frank und frei, daß er die Absicht gehabt habe, den Ex-Sultan zu befreien. Der Eunuche erstaunte nicht wenig über dieses Geständniß. Ueber den Spaß ging ihm aber die Zumuthung, welche Scalieri in seiner romantischen Verrücktheit an jenen stellte, und die dahin ging, daß der Diener seinen Arm der edlen Absicht leihen und seinen Herrn und Gebieter befreien helfen sollte. Statt aller Antwort rapportirte der Eunuche sofort den Zwischenfall an seinen Vorgesetzten und in weniger als einer Stunde hatte Sultan Abdul Hamid, der sich im Jyldiz-Kjöschk befand, Kenntniß von dem ganzen Zwischenfall.

Der Befehl, welcher unmittelbar hierauf eintraf, lautete dahin, daß Scalieri und seine Genossen nach der Polizei-Präfectur zu bringen seien. Nun war aber Scalieri nicht türkischer, sondern königlich hellenischer Unterthan, und in diesem Falle hätte die Einkerkerung auf der Präfectur nur mit Einwilligung des griechischen Consulats stattfinden können. Man mußte sich daher bequemen, Scalieri und seine Genossen nach

dem genannten Consulat abführen zu lassen, wo sie in Gewahrsam gebracht wurden.

Diese Gewahrsam aber dürfte nicht sehr strenger Natur gewesen sein, denn Tags darauf waren sie aus dem Consulatsgebäude verschwunden. Dieselbe griechische Segelbarke, welche den Ex-Sultan Murad entführen hätte sollen, brachte die Flüchtlinge nach Gallipoli, von wo sie sich über Bulair nach der Saros-Bucht begaben, um die Ankunft der Barke zu erwarten. Diese hatte mittlerweile unbeanständet die Dardanellen passirt und an der ägäischen Uferseite des Chersonnes die Flüchtlinge wieder an Bord genommen, um sie nach dem Pyräus zu bringen.

So endete das höchst romanhafte Abenteuer, das an dem Namen Scalieri haftet. Sultan Murad verhielt sich gegenüber diesem Zwischenfalle höchst passiv; er wußte gar nicht, daß er „befreit“ werden sollte, und da er auch kein Verlangen darnach hatte, so nimmt sich Scalieri's Unternehmung noch verrückter aus. Später wurde der Fall vor das ordentliche permanente Stambuler Kriegsgericht gebracht, durch dessen Machtspruch Scalieri und seine Genossen in effigie zum Tod verurtheilt wurden . . . Es ist indeß keinen von ihnen ein Leid geschehen, und Murad bemühte sich weidlich, bei Abdul Hamid für die Verirrten Gnade zu erwirken. Diese Gnade konnte indeß für die Betroffenen nur dann von Werth sein, wenn sie die Absicht gehabt hätten, nach Stambul zurückzukehren. In Athen konnten sie sich über den Urtheilsspruch des Kriegsgerichtes höchstens lustig machen . . .

4. Der Putsch Aali Soavi's.

Gegenüber dem romantischen Abenteuer Scalieri's, für dessen Durchführung Motive rein persönlicher Natur maßgebend waren, nimmt sich der Putsch, den Aali Soavi in der zweiten Hälfte des Monats Mai 1878 inscenirte, wesentlich anders aus. Auch dieser, unseren Lesern von früher her sattsam bekannte Jungtürke handelte sozusagen aus eigener Machtvollkommenheit, obwohl er sich weidlich abgemüht hatte, im Volke einigen Rückhalt zu gewinnen. Inwieweit ihm dies gelungen und aus welchen Gründen Aali Soavi überhaupt von sich reden machen wollte, darüber werden wir weiter unten zu sprechen kommen. Vorderhand müssen wir uns mit der Persönlichkeit dieses Complotes selbst ein wenig beschäftigen.

Gleich allen übrigen Jungtürken war auch Aali Soavi nach dem Ableben Aali Paschas in die Heimat zurückgekehrt, obwohl er sich hierbei nicht allzusehr beeilte. Er war jedenfalls der Letzte, welcher von der Amnestie Gebrauch machte, denn während seine Genossen mit wenigen Ausnahmen von der Regierung untergebracht waren, weilte Aali Soavi noch immer geraume Zeit fern vom Goldenen Horn. Mahmud Nedim war nicht nach seinem Geschmacke; auf Midhat war er eifersüchtig: Müterdschim Mehemet Ruschdi war an sich zu ehrenhaft, um mit einem Manne Umgang zu pflegen, der sich solcher Capital

verbrechen an der guten Gesellschaft schuldig gemacht hatte; die Alttürken Essad, Schirwanizade und Hussein Avni waren vollends seine entschiedenen Gegner.

Nach Stambul zurückgekehrt, verblieb Aali Soavi nach wie vor in passiver Zurückgezogenheit. Zwar ermangelte er nicht, hin und wieder in irgend einem oppositionellen türkischen Blatte mit seltener Verve über politische Tagesfragen zu bramarbasiren; aber die großen Ereignisse, die seit der Entthronung Abdul Aziz' über den Orient hereingebrochen waren, beanspruchten zu sehr das allgemeine Interesse, als daß man Zeit gefunden hätte, den fanatischen Enunciationen des ehemaligen Chodschas Aufmerksamkeit oder auch nur Beachtung zu schenken. Erst während der Regierungszeit Abdul Hamid's sollte sich auch für Soavi ein Posten zu ersprießlicher Thätigkeit finden, und dieser Posten war das Directorat am kaiserlichen Lyceum „Galata-Seraj" in Pera.

Es dürfte von Nutzen sein, über diese Anstalt einige Bemerkungen vorauszusenden. Das kaiserliche Lyceum (Mekteb-i-Schahané) war eine Schöpfung Abdul Aziz', der, namentlich durch Fuad angeregt, während seines Aufenthaltes in Paris die Idee zu dieser Gründung erfaßt hatte. Das Institut erhielt daher einen ganz französischen Charakter; der erste Director, Mr. Salve, war ein Franzose, und der französischen Sprache wie Literatur ward in dem kaiserlichen Lyceum die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Da hinter dieser ersten türkischen Anstalt von Belang Fuad Pascha steckte, so darf man sich nicht wundern, wenn er in erster Linie dafür Sorge trug, das Verdienst eines solchen Fortschrittes auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes sich selbst zuzuschreiben. Erst in zweiter Linie räumte der ehrgeizige Staatsmann auch der französischen Regierung einigen Einfluß ein, wobei er weit genug ging, denn in Galata-Seraj sollte, wie in jeder heimatlichen französischen Schule, die „Legende Napoléonienne" Herz und Geist der jungen Zöglinge beleben.

Man mag indeß über diese Anstalt wie immer denken, sie erfreute sich gleichwohl viele Jahre hindurch unter der Direction des gewiegten Fachmannes Mr. Salve ganz unerwarteter Prosperität, und kein Pascha, kein Würdenträger und keiner der nicht-moslimischen Notabilitäten Stambuls wollte die Gelegenheit vorübergehen lassen, seinen oder seine Jungen dem Schülerkreise des kaiserlichen Lyceums einzureihen. War das Studienprogramm nach europäischem Begriffe auch beschränkt, so stand die Anstalt dennoch in hohem Rufe und dessen günstige Absolvirung verschaffte manchem ehemaligen Frequentanten eine glänzende Carrière.

Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Für die richtigen und echten Effendi-Söhne war das Studium noch immer ein zu weitläufiger Weg, um zu Würden und Ehren zu gelangen; sie wollten eine Zurücksetzung durch griechische und armenische Zöglinge, die raschere und bessere Fortschritte, wie ihre faullenzenden türkischen Collegen machten, nicht gutwillig hinnehmen, und steckten sich hinter verschiedene alttürkische Opponenten, von denen die Hohe Pforte jederzeit eine große Zahl „auf Lager“ hat. Anfangs war der Widerstand belanglos; kleine Demonstrationen, im besten Falle ein unwürdiger Scandal im Vortragssaale war Alles, zu dem sich der Witz der Effendi-Söhnchen aufschwingen konnte. Damit war aber immerhin ein Anfang gemacht, und als die Hetzereien immer größere Dimensionen annahmen, sah sich Mr. Salve genöthigt, seine Entlassung einzureichen.

Sie wurde angenommen und an seine Stelle trat Anfangs Juni 1874 ein griechischer Faiseur, Savas Pascha. Es ist charakteristisch für türkische Würdenträger, daß sie sich mit Vorliebe europäischen Einrichtungen zuwenden, die ihrem Gesichtskreis ganz und gar entrückt sind und für die sie auch nicht das geringste Verständniß besitzen. Auch Savas besaß diese verderbliche Eigenschaft in hohem Grade, und er bewies dies, als er mit dem kaiserlichen Lyceum eine sogenannte „Universität“ ver-

band, ein in seiner Art ganz merkwürdiges Institut. Die „Universität“ hatte nämlich nur eine Facultät, die juristische, und das Professoren-Collegium derselben bestand aus ganzen zwei Professoren, einem Brüsseler Franzosen und einem Irländer von höchst zweifelhafter moralischer Qualität. Savas machte ferners seinen Neffen, der es kaum über die vier Rechnungsoperationen gebracht haben dürfte (er bekleidete bis dahin den Posten eines Handlungsdieners), zum „Unterrichts-Director und Secretär“. Damit war der Anfang vom Ende geschaffen.

Nachdem die Studien und Vorlesungen auf dieser ersten und einzigen türkischen „Universität“ ihren erheiternden Fortgang nahmen, mischte sich ihr „Rector“ Savas in politische Händel und nach etwas mehr als zweijähriger Herrlichkeit ward er von seinem Posten entfernt und im Januar 1877 durch — Aali Soavi ersetzt.

Damit wurde eine Situation geschaffen, die mit dem völligen Verfall der Anstalt als gleichbedeutend bezeichnet werden kann. Wie allemal, so nützte Soavi seine Stellung gleich von Anbeginn her zu seinen ganz persönlichen Zwecken aus, wobei er allerdings von seiner englischen Lebensgefährtin, die erst in Stambul zum Islam übergetreten war und den Schleier (Jaschmak) angelegt hatte, in mehr als ausgiebiger Weise unterstützt wurde. Um in diesem Sinne irgend etwas zu erreichen, strebte er zunächst an, die „Universität“ und das Lyceum vollkommen unabhängig vom Unterrichtsministerium zu machen, um wenigstens in dieser bescheidenen Sphäre als eigener Herr schalten zu können. Als er seine Absichten nicht durchzusetzen vermochte, da war Soavi keineswegs eingeschüchtert; er faßte nun keinen geringern Plan, als alle seine Kräfte einzusetzen, um selbst Unterrichtsminister zu werden. Leider kam ihm Münif Effendi zuvor, da dieser unter dem Großvezierat Savfet Paschas an die Spitze dieses Ressorts berufen wurde.

Das war der empfindlichste Schlag für Aali Soavi und für

seine nicht minder ehrgeizige Ehegesponsin. Mit Münif einen offenen, ehrlichen Kampf zu wagen, war der ehemalige Chodscha nicht im entferntesten in der Lage. Sein Gegner war eine Persönlichkeit von außergewöhnlicher Gediegenheit des Charakters, des Verstandes und des Herzens. Münif zählte nämlich seit jeher zu den liberalsten und aufgeklärtesten Würdenträgern der Türkei, welcher Umstand ihm bisher freilich, so wunderlich dies klingen mag, viel zu seinem Schaden gereicht hat. Er wurde und wird nämlich von der Phalanx der Stambuler Effendi grimmig gehaßt, und mehr als einmal gelang es diesen Biedermännern, ihren Gegner aus Amt und Würden zu drängen.

Münif Effendi ist aus dem, noch unter Sultan Abdul Medschid gegründeten „Uebersetzungs-Bureau" hervorgegangen, welches der Türkei manchen talentvollen und gebildeten Staatsmann geschenkt hat. Seine staatsmännische Carrière hatte Münif als Secretär und Dragoman der ottomanischen Gesandtschaft in Berlin angetreten und sich später als Kammerpräsident des Handelsgerichtes, sowie als Stadt-Präfect von Pera und Galata durch seinen Liberalismus hervorgethan, durch welch' letztern er allerdings in kürzester Zeit wieder unmöglich wurde, und zwar durch die fortgesetzten Intriguen der Effendi-Partei, die bekanntlich den Liberalismus als eine Lächerlichkeit, das Studium aber geradezu als eine Schande betrachtet. Und Münif spricht und schreibt sechs Sprachen, darunter alle europäischen Cultursprachen — ein wahrer Gräuel für einen richtigen Effendi . . . .

Genug, Münif war wieder Unterrichtsminister und Aali Soavi erschöpfte vergebens seine Erfindungs- und Intriguengabe, um seinen Gegner zu verdrängen. Zwar unterstützte ihn eine Zeit hindurch noch die Hof-Camarilla, der es ja jederzeit beliebte, die Anordnungen und Maßnahmen der Hohen Pforte zu durchkreuzen. Als aber Soavi's Aufführung in mehrfacher Weise zu denken gab und dem Sultan zu Ohren kam, daß jener sich vermaß, gegen einen durch kaiserliches Decret auf seinen Posten

berufenen Minister zu intriguiren, fiel der Intriguant in Ungnade und mit seiner Herrlichkeit hatte es ein Ende.

Am meisten war von diesem Schlage Madame Soavi berührt. Ein Hausfreund des saubern Paares, der einmal Gelegenheit hatte, unfreiwilliger Zeuge eines kleinen Familienzwistes zu sein, hat nicht ermangelt, seinen Beobachtungen in intimen Kreisen Verbreitung zu verschaffen. Madame Soavi bemitleidete anfangs die gefallene Größe, dann verhöhnte sie ihren Gatten, der ihr vorgespiegelt hatte, er werde mehr als Minister, er werde in kürzester Zeit — Großvezier werden. Allen Spott, dessen ein selbstsüchtiges, in ihrer Ehrbegierde gekränktes Weib fähig, mußte Soavi ertragen . . . Aber er ertrug diese Qualen nur scheinbar. In sich gekehrt, war er entschlossen, dieser unerquicklichen Situation um jeden Preis ein Ende zu bereiten, und von nun an erfüllten ihn Rachegedanken aller Art.

Täglich verließ er zeitlich des Morgens seinen Landsitz zu Scutari, um erst in vorgerückter Abendstunde wieder heimzukehren. Er suchte neue Freunde, nicht solche, welche auf der Höhe der Situation standen, denn in dieser Sphäre besaß er keine. Es war für den hochfahrenden, in seinem Ehrgeize keine Mittel scheuenden Umsturzmenschen eine bittere Sache, sich seine Clientel nunmehr, da er von allen einflußreichen Persönlichkeiten gemieden war, im Volke zu suchen. Er war von nun an täglicher Besucher der großen Moscheen Stambuls, die von den rumelischen Flüchtlingen und politischen Proselytenmachern aller Art überfüllt waren. Hier suchte er sich seine Werkzeuge zu einer neuen Großthat, die er plante, hier haranguirte er die Menge, indem er das Unglück, welches die Emigranten betroffen, dem Sultan Abdul Hamid in die Schuhe schob . . . Es war dieser verachtungswürdige und seiner Herrschaft zu entsetzende Sultan derselbe, welcher Soavi über Gebühr ausgezeichnet, ihn eine Zeit hindurch in's Palais, als Gesellschafter der kaiserlichen Prinzen

und später auf den Posten des Directorats des kaiserlichen Lyceums berufen hatte.

Die Dankbarkeit war nie die schwache Seite Aali Soavi's; wir verweisen diesfalls nur auf sein Gebahren in London, sein Verhalten gegenüber Mr. Gadbam, dem türkischen General-Consul an der Themse, und auf sein perfides Benehmen gegenüber einem andern seiner Wohlthäter, Mustapha Fazyl. Ziel- und planlos irrte der Geist dieses Tollkopfes unfaßbaren Phantomen nach, immer von seiner Größe überzeugt, jederzeit Tugend und Moralität verachtend. Als er den Sturz Abdul Hamid's plante, da war er weit entfernt, die Tollheit eines solchen Unternehmens einzusehen. Auch dürfte ihm Murad an sich höchst gleichgiltig gewesen sein, denn so lange nicht der Sultan Soavi den Chalifenthron der Osmaniden einzunehmen berufen werde, war überhaupt kein Heil zu erwarten.

Murad war ihm nur das Mittel zum Zweck. Indem er die erbitterte Menge, namentlich aber die elenden, herabgekommenen, unter Hunger und anderen Qualen leidenden rumelischen Emigranten haranguirte, hoffte er, sich den nothwendigen Anhang zu schaffen, und dies war unter den gegebenen Umständen nicht schwer. Auch versuchte er, sich der Presse zu bedienen, und kurz vor Inscenirung des Putsches lud er den Journalisten A a l i Effendi zu sich, um ihn in der einen oder andern Hinsicht zu gewinnen. Aali Effendi aber lehnte die ihm zugedachte, wenig schmeichelhafte Rolle entschieden ab, was er insoferne büßen sollte, als Soavi die erste beste Gelegenheit benützte, um ihn zu compromittiren. Nach Vereitlung des Putsches war auch Aali als angeblicher Complice des Hauptverschworenen gefänglich eingezogen, und obgleich als schuldlos befunden, zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

In der zweiten Hälfte des Mai waren die nöthigen Vorbereitungen zu dem Abenteuer beendet. Mehrere hundert Flüchtlinge, die Soavi dadurch gewonnen hatte, daß er ihnen vor-

spiegelte, Sultan Murad würde, sollte er nur wieder auf dem Throne sitzen, ihrem Elende mit einem Schlage abhelfen, sagten ihre Mithilfe zu. Sie wurden im Geheimen bewaffnet und in Abtheilungen rangirt, deren jede einen Führer erhielt. Bei Soavi's bekannter Rednergabe, die ihm zur Zeit seines ersten Auftretens in Stambul mit einem Schlage eine große Zahl von Anhängern verschafft hatte, mit Hilfe seiner Gewandtheit im Koran-Interpretiren war es dem glühenden Fanatiker ein Leichtes, einige Hundert Verführte zu sinnloser That mitzureißen und seinem Abenteuer die Bedeutung einer religiösen Mission unterzuschieben. Für seine Person dachte Soavi allerdings ganz anders. Ihn beherrschte nur das Rachegefühl gegenüber dem Sultan, und die unkluge Befriedigung dieses Empfindens sollte ihm theuer genug zu stehen kommen . . .

Am Tage des Putsches hatten die Helfershelfer Aali Soavi's noch immer keine blasse Ahnung von dem, was eigentlich geschehen sollte. Nur die Führer waren in den Plan eingeweiht und gegen zwölf Uhr Mittags führten sie ihre Trupps auf möglichst unauffallende Weise in die Nähe des Palastes Tscheraghan. Bei der großen Zahl moslimischer Emigranten, die sich damals in Constantinopel befand, konnte ein solcher Aufzug kaum die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Aber die Polizei war dennoch etwas zu sorglos, und als bereits mehrere Hundert wohl bewaffnete Rumelier den Platz vor dem Palaste einnahmen, war's zu spät. Kaum waren die Trupps vollzählig eingetroffen, so stellte sich Aali Soavi an die Spitze derselben und drang gewaltsam in's Innere des Palais ein. Die Wachen wurden niedergemacht und die heulende Rotte ergoß sich wie ein entfesselter Strom in den kaiserlichen Garten.

Murad, der diesmal geradeso wie im Complote Scalieri's keine Ahnung von der Rolle hatte, die man ihm zugedacht, erschrak gewaltig, als er das Lärmen und das Pistolengeknatter vernahm. Todtenbleich wollte er aus seinem Zimmer, wo er

eben der Ruhe gepflegt hatte, stürzen, als Aali Soavi ihm den Weg vertrat. Der Fanatiker acclamirte mit seinen Genossen den Ex-Sultan, und als dieser sich weigerte, mit den „Befreiern" gemeinsame Sache zu machen, schickte Soavi sich an, Gewalt zu gebrauchen ... Ein originelles Mißverständniß! Ein Sultan, der befreit werden soll, und der von solcher Befreiung nichts wissen will: ein Verschwörer, dem es nach einer großen That gelüstet, der einen Sultan auf den Osmaniden-Thron emporheben und einen andern von demselben herabstürzen möchte, ohne den Beifall des Erstern zu finden; — schließlich einige Hundert Verführte, die man auf den Koran hatte schwören lassen, und denen man vorgespiegelt: es werde in dieser entscheidenden Stunde das osmanische Reich gerettet werden!

Das ist zuviel des tragi-komischen Stoffes, um sich gegenüber der Tollheit Aali Soavi's eines Lächelns erwehren zu können. Das Haupt dieser „muradistischen Verschwörung" war nicht wenig überrascht, bei der Hauptperson seines ingeniösen Planes auf entschiedenen Widerstand zu stoßen. Unterdessen war einige Zeit verstrichen und das aufgebotene Militär stürmte in den Garten, um denselben von den Verschwörern zu säubern. Es entspann sich ein kurzer, aber blutiger Kampf, der mit der Vertreibung der Eindringlinge endete .. Ueber dreißig Leichen lagen im Garten, auf den Treppen und in den Gängen. Aali Soavi ward in dem Augenblicke niedergeschossen, als er den Ex-Sultan verlassen hatte und in das anstoßende Vorzimmer eingedrungen war, um zu entfliehen.

So endete der Putsch Soavi's. Viele der Verführten, welche man gefänglich eingezogen hatte, mußten ihre That mit dem Tode büßen; Andere saßen monatelang in den Gefängnissen des Seraskierats, darunter auch der Journalist Aali Effendi, den man, und dies allerdings mit Recht, der Mitwissenschaft angeklagt hatte ... Noch am selben Nachmittage begab sich Murad nach dem Jyldiz-Kjöschk, um seinen Bruder, den Sultan,

zu beruhigen und ihm den Beweis zu liefern, daß er der Bewegung gänzlich ferne gestanden sei, ja, daß er von derselben, bis zum letzten Augenblicke, gar keine Ahnung hatte. Abdul Hamid, obwohl in höchstem Grade aufgeregt, war gegenüber Murad gnädig genug, ihn einzuladen, zwei Tage in seiner (des Sultans) Gesellschaft zuzubringen.

Seit diesem Zwischenfalle befand sich Abdul Hamid in steter, man könnte sagen, von Monat zu Monat progressiv fortschreitender Angst, das Opfer irgend einer andern Verschwörung zu werden. Schon im Monate Juni, also wenige Wochen nach dem Putsche Aali Soavi's, hieß es, eine neue Conspiration sei aufgedeckt worden, die nichts Geringeres bezweckte, als Reschad Effendi, den drittgeborenen Sohn Abdul Medschid's, zum Sultan auszurufen. Dann wieder hatte man von der Existenz einer Bande vernommen, welche durch einen unterirdischen Gang in die Kellerräume des Sternenkiosks vordringen wollte, um den Sultan und seine ganze Umgebung in die Luft zu sprengen; u. dgl. m.

Eine eigentliche Verschwörung ist indeß seit Aali Soavi's mißglücktem Putsch nicht mehr an den Tag gekommen. Gleichwohl kann versichert werden, daß wir noch lange nicht am Ende der Conspirationen sind. Eine zum mindesten, die der Alttürken, der Softas und Ulemas, ist in Permanenz getreten, und was diese zeitweilig planen, richtet sich nach der jeweiligen Tagesstimmung. Es sind nicht Verschworene, die mit Dolch und Gift im Verborgenen schleichen; sie gehen vielmehr am helllichten Tage in grünen Kopfbunden einher und dünken sich als die einzigen und wahrhaften Retter des Osmaniden-Reiches. Von ihren Thaten aber werden wir gewiß wieder hören, sei's morgen oder übermorgen, nach Ablauf eines Jahres, oder eines Lustrums, oder eines Jahrzehnts ... Sie sind die modernen Janitscharen und ihre Macht ist ebenso wenig zu brechen wie ihr Einfluß auf die Massen, mit denen sie Eines gemein haben — die Geduld. ...

VI.

Midhat Pascha und die Reformfrage.



1. Midhat Pascha.

Der Rechtsgelehrte Holtzendorff sagt irgendwo, daß die Merkmale einer zur politischen Handlung im größern Maßstabe angelegten Persönlichkeit zumeist darin sich auszudrücken pflegen, daß deren Charakter anscheinend entgegenstehende Eigenschaften mit einander verbindet und gleichzeitig in sich enthält, nämlich die Festigkeit in der Entschließung und die Beweglichkeit in der Ausführung des Beschlossenen.... Diese Wahrheit trat auch einmal im türkischen Staatsleben zu Tage, und zwar während der Constantinopler Conferenz 1877, und die Person, auf die sie zunächst Anwendung findet, ist Midhat Pascha. Als Großvezier eines räumlich sehr ausgebreiteten Reiches, in welchem die verschiedenartigsten Elemente einer gewissen politischen wie socialen Gleichheit zugeführt werden sollten, mußte ihm der energische Entschluß zu mannhafter That nur von Motiven des Patriotismus und der unmittelbaren Selbstachtung dictirt werden.

Midhat, der Revolutionär, der die Verschwörung gegen Abdul Aziz organisirt hatte, durch einen kühnen Staatsstreich die listigen Schachzüge der russischen Politik durchkreuzte und selbst das Unglaublichste zu Stande brachte, als Jungtürke die conservativen Elemente, die Softas und Ulemas, zu gewinnen, für denselben Midhat, der in der Schreckensnacht vom 29. auf den 30. Mai dem neu aufgerichteten Chalifenthron am nächsten

stand, fiel damals nichts weiter ab als ein einfacher Staatsposten.... Am 5. Juni trat Midhat seine Stellung als Staatsrathspräsident an. Von diesem Augenblicke war er in stiller Zurückgezogenheit thätig, dem Reiche, das er vom despotischen Drucke entlastet hatte, jene Bahn anzuweisen, auf der es fortan fortschreiten mußte, um sich entwickeln und um gedeihen zu können.... Sieben Monate später hatte das osmanische Reich seine Verfassung.

Der Mann, welcher Derartiges zu Stande bringen konnte, mag nun wohl einen Wirkungskreis hinter sich haben, der unserer Beachtung werth erscheint. Midhat, als der Sohn eines Kadi in der bulgarischen Stadt Widdin geboren, that sich bereits unmittelbar nach dem Krimkriege hervor. Die Pforte entsandte ihn nämlich in die Provinz Silistria, um den dortigen überhandnehmenden Mißbräuchen zu steuern — eine Mission, deren sich der jugendliche „Effendi" mit vielem Geschicke entledigte. Als unmittelbare Belohnung erfolgte Midhat's Ernennung zum Gouverneur der Statthalterschaft von Nisch, wo er zum ersten Male Gelegenheit fand, seinem reformatorischen Streben die Zügel schießen zu lassen. Aber alle diese Anläufe hatten keinen besondern innern Werth, obgleich sie darthun mußten, daß ihr Urheber, trotz seiner Jugend und staatsmännischen Unerfahrenheit, von organisatorischen Zielen geleitet werde, die ihm in Zukunft sicherlich erreichbar werden dürften.

Zu einem Wirken im größern Style ward ihm zuerst Gelegenheit geboten, als die Pforte auf ihres jugendlichen Nischer Gouverneurs Reform-Ideen einging und die Provinzen Nisch, Sofia, Widdin und Silistria zu einer Generalstatthalterschaft mit dem Namen „Tuna-Vilajeti" vereinigte und eben Midhat selbst zum ersten Generalgouverneur dieser Provinz ernannte. Als Regierungssitz dieses Gouvernements erwählte dessen Begründer die Donaustadt Rustschuk, vermuthlich aus mehr commerciellen Gründen als aus anderen, da es so ziemlich die am centralsten

liegende Handelsstadt am großen Strome ist. Hätten historische Reminiscenzen vorgewaltet, so wäre wahrscheinlich die alte bulgarische Czarenstadt Tirnowa zur Vilajets-Hauptstadt designirt worden. Rustschuk ist indeß gleichsam die Hafen-Echelle von Schumla, dem wichtigsten militärischen Punkte der Balkan-Zone, und dann darf auch nicht vergessen werden, daß bereits im Jahre 1864, als Midhat Pascha in Rustschuk einzog, die Bahnlinie Rustschuk-Varna im Baue sich befand — ein Grund mehr, um den reformfreundlichen Pascha nach dieser Stadt zu locken.

Kaum befand sich Midhat in seinem neuen Amtssitze, so entfaltete er eine erstaunliche Thätigkeit. Im ersten Feuereifer, der in der Regel talentirte orientalische Staatsmänner auszeichnet, schien es, als wollte er über Nacht ein neues Leben aus den alten Ruinen erblühen machen. Sein Vorgehen war etwas zu hastig, überstürzt; gleichwohl schuf er gleich in den ersten Jahren seines Amtes zahlreiche Neuerungen, die dem Donau-Vilajet gewissermaßen den Ruf einer Musterprovinz eintrugen. Die Stadt Rustschuk ward in europäischer Weise verschönert, Quais und Promenaden wurden angelegt, die Straßen regulirt und beleuchtet, Amtsgebäude aufgeführt und ein ganzer Stadttheil ward an der Stelle einer alten wüsten Baracken-Anhäufung neu errichtet.

Daß hierbei Midhat Kanonen auffahren ließ, um die Bewohner mit Gewalt zu zwingen, den Platz zu räumen, zeugt zwar von ganz besonderer Energie, nicht aber von jener billigen Rücksicht, die man schließlich denn doch auch, trotz allen Reformeifers, seinen Schutzbefohlenen schuldig ist. In der Türkei giebt es nämlich kein Expropriationsrecht, und da auch Midhat keines schuf, so kamen jene Gemaßregelten um Heim und Gut . . . Nach diesen ersten Anläufen schritt der junge Gouverneur zur Gründung einer osmanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft auf der untern Donau („Idariji-Nahridje“), die der österreichischen

Concurrenz machen sollte — ein Gedanke, der Zeugniß von Midhat's wirthschaftlichen Bestrebungen ablegt; aber wie wenig Sinn und Verständniß für dieselben seine Nachfolger hatten, beweist, daß diese Gesellschaft, welche sieben Dampfer besaß, längst aufgehört hat zu bestehen.

Eine zweite Idee commercieller Natur war das Project einer Bahnlinie von Nicopoli nach Plewna. Dieselbe sollte zunächst von der Donau bis zur genannten Stadt, welche in Mitte eines wirthschaftlich hochstehenden Gebietes liegt, ziehen, um so der Hauptverkehrsader eine secundäre Zufuhrlinie zu schaffen. Daß Nicopoli als Ausgangspunkt einer Bahnlinie von den Fachmännern als ungünstig bezeichnet und nachgerade verworfen wurde, bereitete Midhat gerade keine Sorgen, und er verlegte diesen Ausgangspunkte an die Mündungsstelle der Osma, etwa eine Stunde östlich von Nicopoli, indem er den Grundstein zu einer neuen Stadt, „Sultanieh", legte. Thatsächlich erstanden auch bald darnach einige Bauten, und der Unterbau der Bahn wurde mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in Angriff genommen. Aber Midhat verstieß hier, wie so oft in seinem Wirken, gegen das wirthschaftliche Grundprincip der Leistung und Gegenleistung, und zwang Tausende und Abertausende von Bewohnern, Christen und Moslemins, zur Frohnarbeit, durch welche seine Absicht, ohne Kostenaufwand, verwirklicht werden sollte . . . Heute liegen alle diese, damals mit so großer Energie begonnenen Arbeiten in Ruinen und seit dem Abgang Midhat's dachte Niemand mehr an ihre Vollendung.

Indeß entwickelte Midhat auch in rein administrativer Hinsicht alsbald eine erstaunliche Thätigkeit. Von seinem Hange zu europäischen Einrichtungen zeugt zunächst der von ihm entworfene und ebenso rasch ausgeführte Verwaltungsapparat für die Provinz. Eine Art Landtag, repräsentirt durch christliche und moslimische Delegirte aus den Districten, sollte bei seinem jeweiligen Zusammentritt in Rustschuk auf die Verwaltung

unmittelbaren Einfluß nehmen, das Schulwesen regeln, Christen den Zutritt zu einflußreichen Aemtern verschaffen und über wirthschaftliche Fragen entscheiden. Als damals von christlichen Delegirten, vermuthlich auf Anstiften des russischen Generalconsuls in Rustschuk, auch der Bau von Kirchen vorgeschlagen oder doch erwähnt wurde, meinte Midhat: „In einem halben Menschenalter werden wir hoffentlich weder Kirchen noch Moscheen bauen, sondern Schulen und Spitäler" ...

Seine Abneigung gegen die Bulgaren, die er indeß möglichst verbarg, da diese ja das herrschende Bevölkerungselement in seinem Gouvernement bildeten, ging aus rein nationalen Motiven hervor. Namentlich schien er gewillt, den russischen Propagandisten und nationalen Eiferern zu beweisen, daß in der Türkei nur der Wille des Souveräns und seiner Regierungsorgane zu gelten habe, und nicht, wie es die panslavistischen Utopisten anstrebten, jene des „Groß-Moskows". Als mitten unter den wirthschaftlichen und administrativen Neuerungen (1866) im Balkan, eben durch jene ausländischen Schürer und Verführer, ein Aufstand der Bulgaren ausbrach, legte er seine Reformarbeiten beiseite und suchte nun als Soldat sein Glück zu machen. Er stellte sich persönlich an die Spitze der Regierungstruppen, und nachdem er die Insurgenten zerstreut und eine bedeutende Zahl derselben gefänglich eingezogen hatte, kam er zurück nach Rustschuk, um nun seines Amtes als Richter und Executor zu walten ...

Hierbei ist ein charakteristischer Zug Midhat's zu verzeichnen. Als er nämlich bereits einige Dutzend der Rebellen an den Galgen gebracht hatte, legte sich General Ignatieff in Constantinopel in's Mittel, und die Pforte gab dem übereifrigen Gouverneur zu verstehen, daß der Sühne Genüge geleistet sei. Statt jeder Antwort meldete Midhat nach einigen Tagen abermals die Justificirung von so und so vielen Bulgaren. Ein nun direct erlassener Befehl, die Hinrichtungen zu

sistiren, brachte bei dem eigenwilligen Gouverneur gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, und er antwortete neuerdings mit einem Justifications-Rapporte. Erst die Drohung mit Abberufung wirkte, aber — wie es sich bei Midhat's Charakter vermuthen läßt — nur aus dem Grunde, seines Amtes nicht verlustig zu werden, da noch so Manches der Vollendung, der Ausführung harrte.

Ein Hauptgebrechen an Midhat's reformatorischer Thätigkeit war sein Hinüberspringen über alle finanziellen Fragen. Alle Schöpfungen sollten dem Staate keinen Piaster kosten. Es gab keine Staats-, keine Provinz-, keine genügenden Gemeindefonds; was geschaffen wurde, mußte demnach Midhat durch Credit-Operationen nach seinem Willen ermöglichen, und so griff er zu Zwangsanlehen, Contributionen, durch Gendarmen zu Stande gebrachten Actiengesellschaften u. dgl. m. — Maßregeln, die wesentlich dazu beitrugen, selbst die moslimische Bevölkerung gegen den Reform-Pascha aufzubringen.

Mittlerweile traten Ereignisse ein, die auch die ausländische Diplomatie auf das halb souveräne Schalten des Gouverneurs im Tuna-Vilajet aufmerksam machten. Während verschiedene Consular-Vertreter sich bei Midhat oder bei seinem „Director der auswärtigen Angelegenheiten“ beschweren zu müssen glaubten, daß gegen die bestehenden Capitulationen vielfach gesündigt werde, sollte der österreichisch-ungarische Generalconsul zu Rustschuk, Herr Martyrt, noch viel Schlimmeres erfahren. Es war im August 1867, als Midhat den genannten Generalconsul auf ganz ungebührliche Art aufforderte, mit ihm und seinen Polizeisoldaten den eben angekommenen Dampfer „Germania“ der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu betreten, um sich zweier auf demselben befindlichen Mitglieder des Bukarester (bulgarischen) Revolutions-Comité's gewaltsam zu bemächtigen. Consul Martyrt war so schwach, diesem Ansinnen zu entsprechen, und so entspann sich auf dem Verdecke des Dampfers, also auf

österreichischem Boden, ein förmliches Gefecht, denn die beiden Verfolgten hatten sich in dem Verdeck-Salon zurückgezogen und darin verbarrikadirt. Nach einigen gewechselten Schüssen zog man beide zu Tode Verwundete aus ihrem Versteck und schleppte sie an's Land, wo sie alsbald ihren Wunden erlagen.

Hier hatte es Midhat in seiner Energie etwas zu weit getrieben, und als bald hierauf Graf Beust eine Circular-Depesche erließ, in der er diese Affaire, namentlich aber des Gouverneurs Eigenmächtigkeit perhorrescirte, glaubte die Pforte günstigen Anlaß zu haben, Midhat von seinem Posten zu entfernen. Er wurde bald hierauf als Gouverneur nach dem fernen Bagdad versetzt. Mit seinem Abgehen verfielen alle begonnenen Arbeiten und Bauten, so die Bahnlinie nach Plewna; in den Reformarbeiten selbst trat ein sofortiger Stillstand ein, und — was als bedauerlicher denn alles Uebrige bezeichnet werden muß — die meisten seiner Unterbeamten, die im Sinne des Reformators in den einzelnen Districten gewirkt hatten, wurden gleichfalls aus der Provinz entfernt. Es gilt dies namentlich von dem leutseligen, reformfreundlichen und sehr thätigen Aziz Pascha, der unter Midhat das Mutesariflik von Widdin verwaltete und durch seine Milde und seinen Gerechtigkeitssinn bei den Bulgaren lange Zeit im besten Andenken verblieb.

Als Midhat nach Bagdad gekommen war, gab es gerade wieder eine jener blutigen Fehden mit den mesopotamischen Nomaden, welche die Chronik der alten Chalifenstadt nahezu ausfüllen. Es war der Schamarah-Scheik Abdul Kerim, der die Tigris-Niederungen brandschatzte und selbst Städte von der Größe Mossuls cernirte und bedrohte. Obwohl von Midhat's Energie das Beste zu erwarten stand, so ward dessen militärischer Erfolg gegenüber den renitenten Beduinen gleichwohl überschätzt; denn es war nicht die Gewalt der Waffen, welche jenen bezwang, sondern der Verrath des leibhaftigen Bruders

Abdul Kerim's, Ferhad. Der Judaslohn war ein Regierungsposten am Tigris, jener von Scherkat, mit einer Jahres-Subvention von 100.000 Piastern (10.000 Gulden) . . .

Zahlreich sind die Reform-Anläufe, die Midhat in Bagdad machte. Vor Allem ließ er zwischen seinem Regierungssitze und dem nahen Perserstädtchen Gadhim eine Pferdebahn anlegen, sieben Kilometer lang, ganz nach europäischem Muster — eine Schöpfung, die sich bis auf den Tag bewährt hat, obgleich Midhat die Actiengesellschaft nur durch Aufbietung von Gendarmerie zu Stande zu bringen vermochte. Auch zwei macadamisirte Chausséen, eine gegen die persische Grenze und die andere nach dem Eufrat-Thale, wurden angelegt; aber sie blieben Fragmente, und die Karawanen benützen nach wie vor die breit ausgetretenen Steppenwege. Midhat's Versuch, den Eufrat mit Flachbooten zu befahren, wurde total vereitelt; ein im Frühjahr zu Berg gefahrener Dampfer mußte den ganzen Sommer und Herbst in der Stadt Annah liegen bleiben, um seine Rückfahrt zu Thal (mit den Winter-Hochwassern) wieder antreten zu können. Midhat ließ zwar ein Memoire an die Regierung ausarbeiten, worin er die Kosten der Regulirung des Stromlaufes annähernd angab, aber man schenkte demselben keine weitere Beachtung.

Als in den Jahren 1872—1874 die Eisenbahn-Aera auch für die türkischen Provinzen in Asien hereingebrochen war, plaidirte Midhat unausgesetzt für die Herstellung der sogenannten „Eufrat-Bahn", obgleich von fachmännischer Seite dieses Project einstimmig als unausführbar verworfen wurde. Auch hier trat Midhat's brüskes Wesen, seine etwas stark ausgeprägte Energie, nicht ganz vortheilhaft für ihn hervor, und es kam einmal zu einer heftigen Scene im Staatsrathe zwischen dem Verfechter des Projectes und dessen Gegner, General-Director Wilhelm Pressel. Es wurde damals das letzte Wort zu Gunsten der sogenannten „Tigris-Bahn" gesprochen und Midhat zog sich schmollend auf einige Zeit zurück.

Zu den weiteren Schöpfungen desselben in Bagdad sind zu zählen: die regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung auf dem Tigris zwischen Bagdad und einzelnen Hafenpunkten am Persischen Golf; die Gründung einer Gewerbeschule und einer Sparcassa in der Chalifenstadt; eines öffentlichen Gartens mit Musikpavillon nach europäischem Geschmacke; eines Officiers-Casinos u. dgl. m. Noch heute zeigt man in Bagdad eine, nunmehr allen Wettern ausgesetzte Straßen-Locomotive, die seinerzeit Midhat mit vielen Umständlichkeiten und Kosten nach dem Tigris-Gestade hatte bringen lassen. Auch Dampfpumpen ließ der nimmermüde Gouverneur aufstellen, um die Bewässerung des Agriculturstreifens am Tigris auf die billigste und schnellste Weise zu bewirken.

Alle diese Schöpfungen, welche den unstillbaren Drang nach reformatorischer Arbeit ziemlich überzeugend darlegen, beweisen auch in anderer Hinsicht, daß die Türkei heute keinen Staatsmann besitzt, der, gleich Midhat Pascha, durch die Summe seiner Erfahrungen, durch sein organisatorisches Talent, seinen politischen Scharfblick und seine Energie geeigneter wäre, das schwankende Staatsschiff mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln wieder in das richtige Fahrwasser zu bringen . . . Burke sagt in seinen „Reflections on the Revolution in France“: „Ein thätiger Geist voll lebhafter und wohlwollender Anschauungen kann wünschen, daß die Gesellschaft, in der er lebt, anders organisirt sein möchte, als er sie findet; aber ein guter Patriot, ein wahrer Staatsmann sucht allemal aus dem schon vorhandenen Stoff, den ihm sein Vaterland darbietet, so viel zu machen, als möglich ist. Neigung zum Erhalten und Geschicklichkeit zum Verbessern (a disposition to preserve and an ability to improve) sind die beiden Elemente, deren Vereinigung den Charakter des großen Staatsmannes bildet“ . . . Diese Worte könnten nicht passender auf Midhat, nach Fuad und Aali dem bedeutendsten modernen osmanischen Staatsmanne, angewendet werden.

Eine andere bedeutsame Etappe im Leben Midhat's ist durch seine zweite Ernennung zum Großvezier bezeichnet. Sie fällt mit der Thronbesteigung Abdul Hamid's zusammen, d. h. Mehemet Ruschdi wurde kurz nach derselben entlassen und Midhat an seine Stelle gesetzt . . . Es war ein harter Kampf, den der neue Großvezier mit den Zeitverhältnissen zu führen hatte, namentlich während der Constantinopler Conferenz. Schon seit dem 29. Mai 1876, wo durch die Wachsamkeit und Energie Midhat's die Pläne Ignatieff's in Betreff einer Occupation Constantinopels durch russische Truppen und eventuelle Entführung Abdul Aziz', zu seinem persönlichen Schutze nach irgend einem russischen Hafen, vereitelt wurden, hatte die alte Feindschaft zwischen den beiden genannten Staatsmännern den Höhepunkt erreicht.

Ignatieff kehrte auf lange Monate der Chalifenstadt den Rücken, um aus der Ferne die Fäden zu ziehen, die bestimmt waren, die orientalische Frage nach Möglichkeit noch bedenklicher zu verwirren. Thatsächlich vermochte sich die Pforte, trotz ihrer unleugbaren militärischen Erfolge im Kriege gegen Serbien, auf normalem Wege nicht ihrer Dränger und Bedränger zu erwehren. Es brach eine Zeit herein voll unklarer, politischer Kundgebungen, lärmender, militärischer Demonstrationen, und nachdem bei der abendländischen Diplomatie nichts zu verfangen schien, trat Midhat mit seinem Verfassungs-Elaborate hervor, durch dessen Promulgirung am 23. December einer jeden fernern Intervention in den inneren Angelegenheiten des Gesammtreiches ein Riegel vorgeschoben werden sollte.

Es war der schwerste Schlag für Rußland. Nahezu täglich mußte Ignatieff auf den Conferenzsitzungen Commentare über die schwebenden Fragen vernehmen, die dem Manne zunächst als leise Mahnung galten: daß die Türkei nun ein freies politisches Leben besitze, während es andererseits in Rußland in Hülle und Fülle aufzuräumen gäbe. Ignatieff's Pulver war ver-

knallt; aber er, der Meister der Demonstration, hatte es schließlich doch so weit gebracht, um wenigstens einen Collectivschritt herbeizuführen, der gemeinhin als bedeutungslos bezeichnet wurde. Sämmtliche bei der Pforte accreditirten Botschafter und bevollmächtigten Minister der europäischen Pentarchie reisten ab, und während Ignatieff der Kaiserstadt an der Donau zueilte, ging — eine Mine am Bospor auf, zu der zweifellos russische Wühler das Pulver geliefert haben mögen.

Midhat war gestürzt. Es war Anfangs Februar. Der Großvezier wurde von seinen Gegnern, den Alttürken, verdächtigt, auf die Beseitigung der Dynastie Osman hingearbeitet zu haben. Die Verdächtigungen datirten bereits aus der Zeit der Entthronung Abdul Aziz', nahmen aber erst seit dem letzten „großen Rathe" ernstere Dimensionen an. Midhat hatte keine Ahnung, was gegen ihn im Werke war. Zum Sultan berufen, wurde er für verhaftet erklärt und stante pede auf die kaiserliche Yacht gebracht, welche Ordre hatte, unverzüglich mit ihm nach der Insel Mytilini abzugehen und den Ex-Großvezier dort auszuschiffen.

Mit dem Sturze Midhat's trat die alttürkische Partei wieder an's Ruder. Edhem Pascha erhielt das große Staatssiegel und die Traditionen des moslimischen Conservatismus schwammen wieder obenauf. Gleichwohl war mit dieser Katastrophe kein eigentlicher Systemwechsel eingetreten. Was Midhat mit vielem Schweiße und vieler Mühe halb und halb zuwege gebracht, hatte seine Wellen kaum noch über die Marken der benachbarten Provinzen hinausgetragen. Auch von einer Neuerung der allgemeinen innern Lage des Reiches war keine Rede. Zu was sich die Provinz-Gouverneure seit dem Beginne des zweiten Vezierats Midhat's aufgeschwungen hatten, war lediglich die Wahl einzelner Parlamentsmitglieder für Rumelien, Bulgarien, Bosnien und die Reichshauptstadt, sowie die Publicirung einiger Vezieralschreiben, worunter das bedeutsamste dasjenige war, in

welchem Midhat die Reichsvertreter in den Provinzen aufgefordert hatte, das gute Einvernehmen unter den verschiedenen Volksstämmen und Confessionen nach Kräften anzustreben, um so dem Abendlande jeden Grund zu Recriminationen und Interventionen zu nehmen. Wie Midhat nach außen die ganze Energie und das ehrende Selbstbewußtsein eines Staatsmannes zum Ausdrucke brachte, dem es ernstlich darum zu thun ist, die völkerrechtswidrige Einmengung eines eroberungssüchtigen Staates zu paralysiren, so war auch sein Geist geschmeidig, versöhnlich und voll fruchtbarer Gedanken, wenn es sich um die Administration handelte, die unter seinem Regime in dem jungen constitutionellen Reiche platzgreifen sollte.

Das Alles war eine eminente Gefahr für die moskowitische Präponderanz. Sie mußte verscheucht werden und so alliirte sich die russische Diplomatie am Bospor mit dem Alttürkenthume . . . Dem Jungtürken Midhat war es gelungen, den bedenklichen moskowitischen Insinuationen die Stirne zu bieten, und nach einer Reihe von diplomatischen Niederlagen waren Ignatieff und Consorten aus dem Felde geschlagen. Während sodann allerseits officiöse Melodien ertönten, die in der Ernennung Edhem Paschas zum Großvezier eine Concession an das Drei-Kaiser-Bündniß erblickten, war der Sturz Midhat's gleichwohl nichts Anderes als ein wirklicher Erfolg Rußlands.

Der griesgrämige, gallichte Edhem, dem das Fallen eines Rosenblattes Nerven-Erregungen verschafft, der jederzeit mehr aus Trotz wie aus Klugheit handelt, in jeder europäischen Einrichtung eine Beleidigung für den Genius des Osmanenthums erblickt, und der einmal die Aeußerung gethan hatte: daß die Osmanen den Weg nach Wien noch nicht vergessen hätten — derselbe Edhem mußte für Rußland das willkommenste diplomatische Schlachtopfer sein. Zwar haßt auch Edhem gleich Midhat alles Slavische, aber mehr aus Eigensinn; er war nie ein willfähriges Werkzeug gleich Mahmud Nedim; was aber Midhat

durch seine Energie nicht zuwege brachte, das konnte Edhem begreiflicherweise noch viel weniger durch Eigensinn und Griesgrämigkeit lösen . . . Alles in Allem: dieser Wechsel im Großvezierat war ein großer Rückschritt der Pforte. Das Alttürkenthum, besonders das halbgebildete, erhob wieder kühner sein Haupt und sein Einfluß hat nicht verfehlt, wenigstens während der Kriegsjahre in die Provinzen einen Geist zu verpflanzen, der das Verfassungswerk ehestens illusorisch machen sollte. In diesem trüben Wasser gab es viel zu fischen — für Rußland . . .

Zwanzig Monate hatte Midhat im europäischen Exile verweilt, als eine andere Strömung in der Umgebung des Sultans so weit die Oberhand gewonnen hatte, daß Abdul Hamid den Ex-Großvezier wieder heimberief. Gleichwohl war die Scheu der noch immer mit Hochdruck arbeitenden Serail-Camarilla vor dem populären Staatsmanne zu groß, um Midhat die Rückkehr nach Constantinopel selbst zu ermöglichen. Auf Kreta angekommen, erhielt er seine telegraphische Ernennung zum Gouverneur Syriens.

Wenn nun auch die Reactivirung Midhat Paschas ein spontaner Act der Pforte war, so liegt die Annahme dennoch nahe, daß wenigstens in der Wahl des Statthalterpostens Englands Vertreter am Goldenen Horn den hauptsächlichsten und vielleicht auch entscheidendsten Einfluß übte, denn nächst der Provinz Bagdad (Irak Arabi) haben die Briten im türkischen Orient kein wichtigeres Interessegebiet als Syrien. Diese Provinz ist die dreifache Pforte zwischen Mittelmeer, Perser-Golf und Rothem Meere; sie wird im Süden durch Aegypten, im Norden durch die Insel Cypern flankirt; sie besitzt ferner jenes Gestadeland, von dem aus alle Projecte der großen Ueberlandschienenwege, sowohl nach Persien, Afghanistan und Indien, als nach den Eufrat-Tigris-Mündungen, ausgehen: sie schließt die autonomen Gebiete des Libanon und Palästinas in sich ein, reicht im Norden nahezu bis Aleppo und begreift im äußersten

Süden einen der großen Marksteine der Cultur- und Völkergeschichte — den Sinai — in sich: Alles Momente, welche zur Genüge die Wichtigkeit dieses Küstengebietes darlegen.

Als nach Beendigung der letzten Kriegswirren seitens Englands die Reform-Projecte für Türkisch-Asien auf die Tagesordnung gebracht wurden, erschien nichts folgerichtiger als die Reservirung gewisser britischer Interessengebiete zu ganz specieller Action. Zwar ist und bleibt Midhat keineswegs ein im englischen Sinne wirkender Functionär; da sich aber seine Erfahrungen gerade durch seinen langen Aufenthalt auf britischem Boden vermehrten, seinen administrativen und organisatorischen Horizont erweiterten, so konnte man an die neue Thätigkeit des Reformers nur die besten Erwartungen knüpfen.

Wie nie vorher, haben die Osmanen unter den syrischen Arabern in der letzten Zeit alle Sympathien eingebüßt. Seit der Mißwirthschaft der letztjährigen Pforten-Statthalter machte sich unter der syrischen Race ein starker Oppositionsgeist geltend. Es schien sie zu beschämen, daß alle Opfer an Zeit und Blut, die sie der Sache des Osmanidenhauses gebracht hatten, vergeblich waren; obwohl das treibende Motiv zu diesen Opfern von Anbeginn her ein vorherrschend religiöses war, so waren sich die Syrer dennoch der Grenze wohl bewußt, bis wohin dieser Opfermuth reichen könnte.

Als den Urheber aller Conspirationen der syrischen Araber gegen die Pforte gilt — Abd-el-Kader, der algerische Veteran und Kostgänger der französischen Regierung, der in Damascus domicilirt. Es war den Engländern nie besonders angenehm, diesen Mann gerade in jener Provinz seine letzten Lebenstage verbummeln zu sehen, auf welche Frankreich seit dem syrischen Abenteuer Napoleon's III. (1860) jederzeit ein scharfes Auge hatte. Nun ist aber Syrien, oder die Interessenherrschaft daselbst, unerläßlich für die englische Machtfrage südlich des Taurus, d. h. auf der Linie Mittelmeer-Perser-Golf, welche die

einzige und natürlichste Actionsbasis gegen das bereits tief in Armenien eingedrungene Russenthum ist.

Konnte den britischen Staatsmännern ein so gefeierter Paladin des Islams, wie Abd-el-Kader, der ein heimlicher Gegner der Pforte ist, nützlich sein? Wenn sie auf Abtrennung eines Theiles von Türkisch-Asien abzielen würden, ja; sonst nein. Was Abd-el-Kader für einen Einfluß auf die arabische Bevölkerung besitzt, das geht schon aus der energischen Intervention hervor, die er im Jahre 1860 während des syrischen Christen-Massacre inscenirte. Nur er durfte es damals in Damascus wagen, dem nichtswürdigen Achmet Pascha und seinem niederträchtigen Baschi-Bozuk-Gesindel mit bewaffneter Hand entgegenzutreten. Als das Damascener Christenquartier in Flammen aufging, Tausende von wehrlosen Frauen und Mädchen bereits zu den schamlosesten Gräueln hinweggeschleppt waren und Achmet Pascha noch immer nichts Besseres zu thun wußte, als vor seinem Regierungssitz Militärmusik spielen zu lassen und seine Officiere zu schelten, welche ein Einschreiten verlangten, da versammelte Abd-el-Kader seine Getreuen um sich und rettete von den Christen so viele, als zu retten war.

Das alte Castell im Norden der Stadt mit seinem schilfbewachsenen Graben und seinen starken Mauern bot ungefähr 10.000 Verfolgten Schutz. Diese Maßnahme erntete keineswegs den Beifall des Gouverneurs, und so sollte das Castell von den Mordbanden Achmet's angegriffen werden — eine Disposition, die zum Glück an Abd-el-Kader verrathen wurde .. Er versammelte einige hundert algerische Emigranten um sich und ritt in Helm und Küraß dem fanatischen Gesindel mit dem Rufe entgegen: „Elende, ehrt ihr so den Propheten?“ . . . Dann befahl er, falls man seinen Schützlingen Gewalt anthun wollte, die Stadt an allen Ecken anzuzünden und der Vernichtung preiszugeben.

Wir gedenken dieser Episode, weil Abd-el-Kader noch lebt

und in den letzten achtzehn Jahren seinen Antagonismus gegen das Türkenthum nicht nur nicht gemildert, sondern demselben zu Zeiten sogar verschärften Ausdruck gegeben hat. Dies weiß Jeder, der einmal seinen Fuß auf syrischen Boden gesetzt hat, nur die — Pforte nicht. Wenigstens hat sie nie Maßnahmen getroffen, welche geeignet gewesen wären, eine im Stillen allmälig heranreifende Gefahr im Keime zu ersticken. Namentlich die Drusen sind ein gefährliches Element. Sie sind keine Wilden, wie die Kurden, oder wie die Wanderstämme Mesopotamiens. Wenn sie heute centrifugale Tendenzen haben, so entspringen dieselben aus den verblaßten Erinnerungen an ihren einstigen nationalen Glanz, der sich auch in der Reaction nicht völlig verwischen konnte. Die Vernichter dieses Glanzes waren aber — Osmanen.

Als vor mehr als dritthalb Jahrhunderten der Groß-Emir Fachr-eddin im Drusenlande gebot, da herrschte überall der größte Wohlstand. Er war ein europäisch gebildeter Mann, und Saida (das alte Sidon) schmückte er mit den Bauten italienischer Architekten, während in dem geräumigen Hafen die fränkischen Handelsschiffe die Schätze ihrer Heimatländer absetzten. Da, inmitten dieses Aufschwunges, erklärte die Pforte Fachr-eddin für einen — Rebellen und machte ihn, den Greis von achtzig Jahren, um einen Kopf kürzer ... Die übrigen Syrer gedenken indeß einer noch viel näherliegenden Zeit — der ägyptischen Zwischenherrschaft in den Dreißiger-Jahren — die dem Lande binnen kürzester Frist einen nie geahnten und unter der Türkenherrschaft nie gekannten Wohlstand verlieh. Als dann die Aegypter wieder abgezogen waren, da hieben die nachrückenden Türken die Maulbeerpflanzungen Ibrahim Paschas nieder und sprengten die Schleusen des versumpften Orontes-Flusses in die Luft. Konnte man zu jener Zeit sein Geld auf der flachen Hand von einer Stadt zur andern mitten durch das berüchtigtste Beduinen-Territorium tragen, so will es heute viel heißen, wenn die Gouverneure nicht selbst den Raub offen betreiben.

Es war daher die höchste Zeit, daß eine starke Hand in die verrotteten syrischen Zustände eingriff, und zu solcher Arbeit war Midhat wohl befähigter als irgend ein anderer türkischer Würdenträger, ja befähigter als englische Commissäre, die so selten mit den vorhandenen Factoren zu rechnen wissen und in die spanischen Stiefel ihres Verwaltungssystems schonungslos die ganze eigenartige Welt des Orients einzuzwängen sich bemühen . . .

---

2. Streiflichter zur Reformfrage.

Seit Abschluß der bekannten „Juni-Convention" (4. Juni 1878) zwischen England und der Pforte war man Monate hindurch damit beschäftigt, ein Reform-Elaborat zu Stande zu bringen, durch welches der Stock des osmanischen Reiches, die Provinzen in Vorder-Asien, nach langem Dahinsiechen wieder auf den Stand größerer Ertragsfähigkeit gebracht werden sollten. Die Finanzlage der Pforte war unterdessen geradezu eine verzweifelte geworden. Da aber eine jede Geldbeschaffung auf der Basis gewöhnlicher Finanz-Operationen bei dem notorischen Abgang aller sanirungsfähigen Factoren im Reiche höchstens geeignet gewesen wäre, die Zustände noch zu verschlimmern, so war England, als es die genannte, vielfach angefeindete Convention mit dem Pfortenregiment einging, augenscheinlich auf der richtigen Fährte, indem es ernstlich die Reformfrage in Türkisch-Asien in Anregung und thatsächlich auch in Fluß brachte.

Die Zeit des leichtsinnigen Schuldenmachens, der kostspieligen Anlehen, die meist nur zur Zinsen-Amortisation älterer Schuldtitel dienten, oder auf möglichst unlautere Weise in die Danaïden-Tonne der Effendis verschwinden mußten, — diese Zeit des sinnlosen Geldvergeudens sollte mit einem Federzuge zum Abschlusse gebracht werden. Es scheint, daß die moralische Doctrin, durch redliche Arbeit dem Geldbedürfnisse des Reiches

und seines Regierungsapparates gerecht zu werden, den Stambuler Effendis wenig Freude bereitet hat. Eine Gesellschaftsclasse, die mit den Fehlern ihrer Race auch noch die ganz individuelle, unerschütterliche Faulheit, Corruption und Verachtung jeder Arbeitsleistung verbindet, die seit Decennien, d. i. seit Vernichtung der Janitscharen, in Saus und Braus gelebt hat und das eigene Interesse immer dem Reichswohle vorangehen ließ; eine so organisirte Gesellschaftsclasse konnte unmöglich mit einer Reform-Idee sich befreunden, die in erster Linie darauf hinauslief, der schrankenlosen Willkürherrschaft der „oberen Zehntausend“ ein energisches Veto entgegenzusetzen.

Es ist überhaupt eine mißliche Sache, den Massen — und auch eine so vielköpfige Beamten-Hierarchie, wie die osmanische, ist eine solche — vermeintliche Privilegien abzuringen. Und das Geschäft des Aussaugens und des Ausbeutens bildete bis auf den heutigen Tag ein solch' eingebildetes und angemaßtes Vorrecht der herrschenden Clique in den Landen der Osmanen-Herrschaft. Daß die Pforte die Convention, in der auch die Bestimmung hinsichtlich der Inaugurirung und Ueberwachung der Verwaltungsreform in Türkisch-Asien getroffen wurde, überhaupt annahm, unterlag mehr politischen Motiven und war zunächst auf die keineswegs zu verachtende Bundesgenossenschaft des reichen und mächtigen Britenvolkes berechnet. Von diesem Standpunkte hatten der Sultan und die leitenden einsichtsvollen Staatsmänner der Pforte den Pact angesehen und „im Principe“ zu Stande gebracht.

Das aber, was in der Zeit dieses platonischen Freundschaftsbündnisses nicht an die Oberfläche schlug, das war zweifellos die still genährte Hoffnung: England, in dessen Interesse der gedeihliche Fortbestand des türkischen Reiches liege, werde jedenfalls seine neuen Rechte benützen, um mit einem neuen Goldregen der Danaë die wüsten und verwüsteten Gauen von Türkisch-Asien zu befruchten, was freilich die einfachste Art

gewesen wäre, zu — Capital zu kommen. An dieser Hoffnung hingen die Effendis. Später, als es klar wurde, daß England keineswegs gewillt war, sein kostbares Geld leichtfertig zum Fenster hinauszuwerfen, wendeten sich jene von dem so nothwendigen Reformwerke ab und erklärten durch den Mund ihrer officiellen Partisane, das Werk selbst durchführen zu wollen. Bekanntlich war auch Sultan Abdul Hamid den Special-Rathschlägen des britischen Geschäftsträgers am Goldenen Horn nicht sehr grün, was sich dahin erklären läßt, daß der Sultan alttürkisch gesinnt ist und in dieser Richtung von seiner Umgebung beeinflußt wird.

Der Sultan hatte anfänglich das Reform-Elaborat Sir A. Layard's entschieden abgelehnt. Es war dies ein Beweis, daß der britische Geschäftsträger vermuthlich wenig Geld und viel directen Einfluß mit dem geplanten englischen Protectorat verband, d. h. die gesammte amtirende türkische Beamtenwelt unter eine Art Curatel gestellt wissen wollte, was bei den Effendis vollends das Eis brach. Bekanntlich sind die Gehalte türkischer Functionäre schon an sich ganz enorm hohe, nicht zu reden von dem Verhältnisse, in welchem diese Summen zu den thatsächlichen Fähigkeiten und Leistungen der so fürstlich Bezahlten stehen. Der Gehalt eines General-Statthalters oder Vali (deren es in Europa und Asien, beiläufig bemerkt, nunmehr noch immer 34 giebt) bewegt sich zwischen 50.000—60.000 Gulden jährlich; der eines Unter-Statthalters oder Mutesarifs beläuft sich etwa auf die Hälfte dieser Summe.

Selbst die Vorsteher der Bezirke (Kaimakamate) erhalten noch Jahresgehalte, mit denen im Abendlande Minister ihr Auskommen finden müssen. Nun wäre allerdings zu berücksichtigen, daß diese Gehalte eigentlich gar nie ausbezahlt wurden und werden, was die Sache noch schlimmer gestaltet. Findet nämlich in diesem Sinne dennoch eine Abzahlung statt, dann vollzieht sich dies in der Regel auf dem Wege der Transaction, d. h.

der betreffende Vali macht sich von den normalen Einkünften seines Verwaltungsgebietes bezahlt, wobei es keine Controle giebt, ob nicht noch Erkleckliches darüber in Abzug gebracht wird. In ähnlicher Weise verfahren dann auch die Unterbehörden, und die Summe von Allem ist, daß die ohnedies so hoch bezifferten Gebühren noch viel größer ausfallen, wodurch der Staatsschatz vollends erschöpft wird.

Wenn aber ein Provinz-Gouverneur sich einmal selbst befriedigt hat, dann ist sein zweitgrößtes Interesse, der Central-regierung in Stambul eine möglichst große Summe abzuführen, um daselbst eine persona grata zu verbleiben und sich so die Aussicht zu schaffen, seinen Posten möglichst lange zu behalten . . . In dieser Manipulation liegt nun das Grundübel der türkischen Verwaltung, zu dem sich noch alle jene Folgeübel gesellen, die consequenterweise aus solchem Verfahren hervorgehen müssen. Nun ist es aber für den Bewerber um einen Statthalterposten keineswegs gleichgiltig, auf welchen derselben berufen werde. Es giebt im türkischen Reiche, wie in jedem andern, arme und reiche Provinzen; in der einen läßt sich in möglichst kurzer Zeit erheblich „verdienen", in der andern bedarf der Vali oft viele Jahre, um nur jene Summe hereinzubringen, die er sich's kosten ließ, um überhaupt zu einer Amtsthätigkeit zu gelangen.

Auf den guten Provinzposten ist daher ein ewiger Wechsel — der Bewerber sind ja so viele, die in Stambul in den Antichambres des Großveziers herumlungern! — auf die schlechten schickt man mißliebige Personen oder schlechte Bakschisch-Zahler. Die Nutzanwendung ist leicht gemacht: Statthalter in fetten Provinzen beeilen sich so rasch als möglich aufzuräumen, um von dem Wechsel nicht zu früh überrascht zu werden, während die Valis der ärmeren, wenig ertragsreichen Verwaltungsgebiete durch constanten Steuerdruck ihre Geschäfte zu besorgen bestrebt sind und dabei gar kein Interesse an dem Gedeihen der Provinz nehmen.

Derlei Provinzen gelangen niemals zu einem nur halbwegs annehmbaren Aufschwung, während die Verwaltungsgebiete ersterer Gattung es nie zu nennenswerthen Ueberschüssen in den Einkünften bringen, denn solche würden sie nur noch verlockender machen. Wie der Vali, so handeln natürlich auch die übrigen Behörden, und von einer Controle ist keine Rede, die wenigsten Statthalter bereisen ihre Provinzen; ihr Studium und Vorbildung reichen kaum aus, um ein correctes stylistisches Concept zu Stande bringen zu können; wie sollte man von diesen Leuten erwarten, daß sie auch nur die einfachste Verwaltungsmaßregel von segenbringender Wirkung zu Stande brächten! Andererseits giebt es wohl Männer (wir erinnern an Midhat), die in ihrem Feuereifer für die Sache und in ihrem guten Willen Ziele vor Augen haben, die, ohne anderweitige Schädigung der Sache, bei den bestehenden Verhältnissen gar nicht zu erreichen sind. Auch Midhat hat meist nur die Resultate europäischer Cultur vor Augen gehabt, diese Resultate — Deus ex machina — seinen erstaunten Untergebenen hingestellt, ohne dadurch absonderliche Erfolge erzielt zu haben.

Was hat es beispielsweise genützt, daß der populäre Reformer während seiner Amtsthätigkeit in Bagdad, wie wir gesehen haben, eine Pferdebahn herstellen ließ? Der Armuth der Menge wurde durch sie jedenfalls nicht gesteuert. Das Geld zu diesem Unternehmen war aber auf gewöhnlichem Wege nicht aufzubringen, und so sah sich Midhat genöthigt, die entsprechende Actiengesellschaft durch seine — Zapties zusammenzutreiben. Was hat es weiters genützt, daß der Reformer den Steppensand bei Bagdad mit Straßenlocomotiven befahren ließ, welche die Araber als ein fränkisches Wunderthier anstaunten? Sie liegen heute verrostet in einer Ecke des Castellhofes am Tigris.

Midhat hatte, wie wir schon im vorangegangenen Abschnitte hervorhoben, in seinem Drange nach europäischer Civilisation wohl jederzeit lobenswerthe und große Ziele vor Augen; sein

Fehler liegt aber darin, daß er alle europäischen Errungenschaften, die Resultate Jahrhunderte langen Schaffens, die Ergebnisse einer constanten, mit tausend und tausend Nervenfäden thätigen Culturarbeit „in ihrer natürlichen Entwicklung“ mit einem Schlage in die fremdartige orientalische Welt hineingestellt und den Apparat auch sofort in Thätigkeit versetzt sehen möchte. Diese Charakterseite des populären Reformers beweist wohl, daß er das Zeug zu einem Culturmenschen besitzt, nicht aber die Gabe, eine Reform auf heimischem Boden aus den gegebenen Factoren unüberstürzt sich entwickeln zu lassen.

Es ist ein Anderes, ob man eine Provinz mit arabischer Bevölkerung zu reformiren hat, oder eine solche mit turkomanischer. In Kurdistan wird es anderer Arbeiter und Leistungen bedürfen als in Syrien oder Mesopotamien; das kalte Armenien, das fruchtreiche Pontus-Gebiet, der Garten Vorder-Asiens (Smyrna) und die Steppengebiete Inner-Anatoliens sind so verschiedenartig typisirt, sowohl physikalisch-landschaftlich als Völker-psychologisch, daß von einem Reform-Schema, von einem „Cultur-Schimmel“ absolut nicht die Rede sein kann. Daß beispielsweise die Araber Mesopotamiens wo anders der Schuh drückt als in dem Mangel einer Straßenlocomotive oder einer Tramway, ist wohl zu glauben. Aber ein Mann, den es überhaupt zur Culturarbeit drängt, ist am Ende heute im Orient doch eine unleugbare Errungenschaft, und die richtigen Wege lassen sich ja leicht finden, wenn deren Nothwendigkeit voll erkannt wird . . . Welch' ein Unterschied besteht doch zwischen einem Manne vom Schlage Midhat Paschas, dessen Wollen zwar stärker ist als sein Können, und der übrigen Masse von indolenten, culturfeindlichen und corrumpirten Reichsverwesern, bei denen es kein Wollen und kein Können giebt! Doch, es giebt bei ihnen ein Wollen: das Ausbeuten und Zugrunderichten von Völkern und Ländern, und das — können sie.

Eine Hauptschwierigkeit im Haushalte der türkischen

Provinzen Asiens, ein gewisses Gleichgewicht herzustellen, besteht in der zweckwidrigen Abgrenzung. Einzelne Gebiete, wie beispielsweise Syrien, haben noch die politische Eintheilung, wie sie Sultan Selim I. vor vierthalb Jahrhunderten einführte, bis auf den Tag beibehalten; und dennoch sind es weder historische Factoren, noch ethnographische, welche ein starres Festhalten an dieser Einrichtung absolut nothwendig machen. Ja, es herrscht vielmehr das gerade Gegentheil, und eine zweckentsprechende Arrondirung der einzelnen Verwaltungsgebiete auf der Basis cultureller Leistungsfähigkeit ihrer verschiedenen Districte einerseits, sowie mit Rücksichtsnahme auf ethnographische Factoren andererseits wäre eine Reform, die jedenfalls an unmittelbarer Logik nichts zu wünschen übrig läßt.

Im Oriente, wo die Religion weit mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorbringt als irgend welche local-historische Antecedentien, ist es überhaupt nicht nothwendig, die politische Eintheilung des Gesammtcomplexes etwa von historischen Gesichtspunkten durchzuführen. Die ethnographische Seite ist da schon viel maßgebender, da bekanntermaßen selbst der Islam es nicht verhindert, daß seine Bekenner verschiedener Racen sich mehr oder minder erbittert befehden. Am wichtigsten und entscheidendsten sind aber die geographischen Verhältnisse, namentlich die bodenplastischen und die mit letzteren zusammenhängenden Productions- und Culturverhältnisse im Allgemeinen. Wenn zunächst in den türkischen Provinzen Vorder-Asiens ein gewisses Gleichgewicht in dem Haushalte derselben platzgreifen soll, wenn die Steuerkraft je nach den Verhältnissen entweder geschont oder mehr in Anspruch genommen werden soll, wenn man weiter den Provinzen aus ihren Einkünften die nöthige Sanirung zukommen lassen will, dann ist es in erster Linie nöthig, die oft unsinnige Abgrenzung der einzelnen Verwaltungsgebiete abzuschaffen.

Türkisch-Asien (in den europäischen Zeitungen wird hartnäckig immer „Klein-Asien" hierfür substituirt, welches Land doch

nur einen Theil des türkischen Besitzes in Vorder-Asien bildet) zerfällt in geographischer Beziehung in sechs Ländergruppen, die nicht nur in bodenplastischer, sondern auch in cultureller und ethnographischer Beziehung — ganz abgesehen von ihrer historischen Vergangenheit — sich scharf von einander scheiden. Diese Gruppen sind: 1. Anatolien oder Kleinasien (Anadoly) mit etwa 9000 Quadratmeilen und 7 Millionen Einwohner, wovon nach amtlichen Quellen vom Jahre 1874 5½ Millionen auf die Mohammedaner, 1½ Millionen auf die Nicht-Mohammedaner entfallen. Dieses Gebiet ist in acht General-Statthalterschaften eingetheilt, nämlich: Brussa, Aidin, Bahr-i-Sefid (Archipelagus), Kastamuni, Angora, Konia, Adana und Siwas. Das kleinste der Vilajets des Festlandes ist Adana mit 670 Quadratmeilen und 324.000 Einwohnern, das größte Konia mit 1884 Quadratmeilen und 800.000 Bewohnern. Die größte Bewohnerzahl weist indeß das Vilajet von Brussa (Hudamendkjar) mit 1,030.000 Seelen auf . . . 2. Armenien und das nordwärts vorliegende Pontus-Gebiet mit etwa 3000 Quadratmeilen und 1,600.000 Einwohnern. Es zerfällt in zwei General-Statthalterschaften: Trapezunt und Erzerum . . . 3. Kurdistan; das Land bildet politisch das Vilajet Djarbekr, hat eine Größe von 1770 Quadratmeilen und ist von 700.000 Seelen bewohnt. 4. Syrien, mit 5026 Quadratmeilen und 1½ Millionen Bewohnern, zerfällt in die Vilajets Aleppo und Soria. 5. Mesopotamien, das alte classische Culturland, ist identisch mit dem heutigen Vilajet Irak-Arabi (Bagdad), dessen Größe auf nahezu 6000 Quadratmeilen geschätzt wird; die Bevölkerungsziffer beläuft sich indeß auf blos 2,200.000 Seelen. Schließlich 6. Arabien, mit den Vilajets Hedschas und Jemen, zusammen etwa 10.000 Quadratmeilen groß und von 1,100.000 Seelen bevölkert.

Ganz Türkisch-Asien nimmt daher einen Flächenraum von nicht weniger als 36.000 Quadratmeilen ein, ist also so

groß wie Oesterreich-Ungarn, das Deutsche Reich und Frankreich zusammengenommen, es besitzt aber höchstens eine Bevölkerung von 15 Millionen (officiell: 14,245.999, sic!), von denen etwa $11\frac{1}{2}$ Millionen (11,425.757) Mohammedaner, der Rest Nicht-Mohammedaner sind ... Die türkische Statistik war immer sehr gewissenhaft und zählte jeden mesopotamischen Steppenhirten zu den ihrigen. — Was zunächst auffällt, ist der bedeutende Größenunterschied der einzelnen Provinzen. Während sich die Vilajets von Kleinasien zwischen 900 und nicht ganz 2000 Quadratmeilen bewegen, besitzt beispielsweise Syrien eine Statthalterschaft (Soria) von 3100 Quadratmeilen, während das Vilajet Bagdad die gleiche Bodenfläche einnimmt wie das vereinigte Königreich Italien. Vollends aber sind es die arabischen Provinzen Hedschaz und Jemen, welche durch ihre Ausdehnung (zusammen 10.312 Quadratmeilen) ganze Reiche für sich darstellen.

In dem letztern Gebiete vermag die Pforte freilich nicht allerorts, ja vielmehr in den wenigsten Orten, ihre Autorität zur Geltung zu bringen; aber gerade dies wäre ein Grund mehr, das Amtsgebiet der obersten Provinzbehörde zu beschränken, d. h. die Zahl der Statthalterschaften zu vermehren. Die Gouverneure von Jemen oder Bagdad sind thatsächlich nicht in der Lage, die ungeheueren Länderräume, die ihrer Competenz unterstehen, zu überwachen, die Zustände in denselben zu controliren, geschweige einen Verwaltungsapparat arbeiten zu lassen, welcher Resultate im Sinne der geplanten Reformen hervorzubringen vermöchte. Zudem sind diese großen Provinzen im Süden von Türkisch-Asien auch geographisch höchst wichtig situirt: Jemen zur Seite Abessiniens als der eine Thorflügel der Rothen-Meer-Pforte Bab-el-Mandeb und weiter als verhältnißmäßig werthvolles Productionsgebiet; Mesopotamien aber hat schon der Chalif Omar — und dies im Hinblicke auf seine Lage am Perser-Golf mit Recht — als den Schlüssel des Orients

bezeichnet. Daß England diese Wahrheit wohl begriffen, beweist seine auf Jahrzehnte sich erstreckende politische und commercielle Thätigkeit am Nordgestade des „Bahr-i-Fars“, des Perser-Meeres.

Man sollte sonach glauben, daß die Pforte ein unmittelbares Interesse daran hätte, ein geographisch so hochwichtiges und so äußerst günstig gelegenes Land im vollen Maße auszunützen. Sie hat indeß dieses Interesse nicht bethätigt, wie sie überhaupt den großen Grenzprovinzen im Südosten und Süden ihres asiatischen Territorialbesitzes jederzeit die allergeringste Aufmerksamkeit geschenkt hat ... Welche enorme Schwierigkeiten sich einer gründlichen Reform in Türkisch-Asien entgegenstellen, darüber wird man erst klar, wenn man von Provinz zu Provinz die bestehenden Zustände prüft und hierbei auf eine schwere Menge von Nothwendigkeiten stößt, zu deren radicaler Befriedigung es nur verschwindend wenige Mittel giebt. Und dabei ist eine allgemeine Norm absolut unzulässig: jede Provinz bedarf anderer Sanirungsarbeiten. Erwägt man weiter, daß ein Ländergebiet von der Kleinigkeit von 36.000 Quadratmeilen auch nicht den Schatten eines brauchbaren Communicationssystems besitzt, daß die Beamtenwillkür bisher in den entlegenen Gebieten ganz heillos gewirthschaftet hat und jede Provinz Tausende und Tausende von Händen bedarf, um nur auf den Culturgrad der bisherigen türkischen Balkan-Provinzen gebracht werden zu können, so frägt man sich nicht ohne einige Beklemmung: wie sich England denn eigentlich eine Reform von Türkisch-Asien vorstellt. Mit bloßen Decreten und Steuer-Reformen, einer neuen Gendarmerie-Ordnung und mit einer Controle der Staatseinkünfte wird man Türkisch-Asien gerade so wenig saniren wie die Gebiete — des Mondes ...

Gelegentlich der türkisch-englischen Unterhandlungen rücksichtlich der Reformfrage (October 1878) wurde unter Anderem von dem britischen Vertreter das Verlangen gestellt, die Pforte

möge jeden ihrer Provinz-Gouverneure auf mindestens fünf Jahre ernennen. Damit wäre der Form nach nun allerdings etwas erreicht, aber im Grunde eigentlich doch nichts, namentlich dann nicht, wenn der bisherige Charakter der Provinzverwaltung fortbestehen sollte. So lange der Gouverneur im Bezuge seines ganz außerordentlichen Gehaltes verbleibt, so lange ihm keine bindenden Verpflichtungen als Administrator und Vertreter der Regierung auferlegt werden, von deren pünktlichen Erfüllung seine Stellung absolut abhängig gemacht werden muß, so lange dünkt uns die auf eine Zeitdauer von fünf Jahren festgesetzte Amtsthätigkeit als ein Privilegium zu fünfjähriger Faulenzerei.

Daß man englischerseits sich die Zustimmung im Falle der Absetzung eines Gouverneurs vorbehielt, scheint nur durch das Gebot der Schonung gegenüber den Souveränetätsrechten dictirt worden zu sein; denn viel logischer wäre es gewesen, sich das Recht der Absetzung ohne Vorbehalt der Pforte zu reserviren — ein Recht, das freilich eine Art unmittelbarer Herrschaft über jene Gebiete den Engländern in die Hände gespielt hätte, zu welcher Transaction sich weder der Sultan, noch seine Räthe, wie leicht begreiflich, geneigt zeigten. Wir betonen dieses Recht zur Absetzung nur deshalb, weil es in einem andern Falle einzig nur von der Pforte abhängig gewesen wäre, ihre Gouverneure die stipulirten fünf Jahre hindurch auf ihren Posten schalten und walten, die Provinzen der Hauptsache nach wie bisher aussaugen oder zu Grunde richten zu lassen.

Andererseits aber würde es den stellenlosen Effendis in Constantinopel jederzeit möglich sein, gegen diesen oder jenen Gouverneur entsprechenden Orts — sagen wir im englischen Botschaftspalais — eine Unmasse von Anklagen vorzubringen, wodurch die Intervention Englands herausgefordert und bei steter Wiederholung solcher Anlässe der Stellenwechsel in anderer Form in Permanenz erklärt werden würde. Das intriguante

Element stirbt in der Türkei nicht aus, und statt an den Pforten der Ministerien oder gar des großherrlichen Palais würde dasselbe fortan an jener des britischen Botschafts-Hôtel zu Therapia anpochen.

Sollte nun gar — wie geplant war — englischerseits ein Controlorgan geschaffen werden, um auf Grund der Denunciationen der Stellenjäger in dem betreffenden Gouvernementssitz autoptische Untersuchungen anzustellen, dann wäre, und das läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, eine derartige Commission jahraus jahrein auf Reisen, da sie gezwungen wäre, bald einen Gouverneurs-Konak in Inner-Anatolien, bald einen solchen in den unwirthlichen arabischen Steppenländern, oder im fernen Hedschaz oder Jemen aufzusuchen. Die türkischen Gouverneure aber würden reichlich Gelegenheit finden, die Angelegenheit in zahllose Detailfragen zu zersplittern. Wohin sollte aber das führen, wenn schließlich eine jede Controle sich auf die entlegensten Gebiete erstrecken soll — eine Controle, die in gewissen Gebieten geradezu den Charakter einer Forschungsreise annehmen würde?

Wir setzen den Fall: Der Gouverneur von Bagdad wird in Stambul denuncirt, sein Gebiet schlecht zu verwalten. Die schriftliche Rechtfertigung desselben wird jedenfalls die Grundlosigkeit solcher Anklagen auf das glänzendste beweisen. Nun kann dies aber einem englischen Controlorgane nicht genügen, und es würde die Autorität des General-Consuls in Bagdad zu Hilfe nehmen müssen. Nun kommt die Kette endloser Untersuchungen über angeblichen Steuerdruck, über Erpressung, über willkürliche und gewaltthätige Confiscationen von Bauerngründen da und dort, fern und nah, und dergleichen mehr. In allen diesen Fällen würde es einfach immer an Thatbestand mangeln, denn wie die Verhältnisse sind, so ist auch die Controle, d. h. sie findet bei unhaltbaren Verhältnissen eben keinen Halt und vermag der schwersten Anschuldigung nicht beizukommen. Zu

solcher Voraussetzung findet sich aber erst das nöthige Verständniß, wenn man die herrschenden Zustände einfach so nimmt, wie sie sind; um jene zu beleuchten, möchten wir einen tiefern Blick in eine osmanische Provinz-Wirthschaft werfen.

Wir wählen zu diesem Ende das Vilajet Irak-Arabi (Bagdad); einmal, weil dieses in den Jahrhunderten der Türkenherrschaft so jämmerlich zu Grunde gegangene Land vorher unter der Herrschaft der verschiedensten Völker ein hochentwickeltes Culturland war; zweitens wegen der wichtigen geographischen Lage dieser Provinz, um darzuthun, daß die Pforte solche natürliche Vortheile überhaupt nicht zu würdigen weiß; und drittens haben wir diese Provinz auserwählt, weil sie nahezu ausschließlich von Mohammedanern bewohnt wird — eine Voraussetzung von ganz speciellem Werthe.

Der arabische Bauer ist nämlich, trotz seiner Rechtgläubigkeit, noch weit schlimmer daran als anderwärts im Reiche die Rajah. Da nämlich Mesopotamien als erobertes Land gilt, so giebt es im Vijalet Irak-Arabi nur Staats- und Moscheen-Güter. Jeder Bebauer von Feldern und Gärten ist als Grundpächter nur so lange geduldet, bis ein Pächter von größerer Zahlungsfähigkeit sich findet, der sodann das fragliche Grundstück erwirbt. Auf diese Weise wird der Fellah über Nacht brot- und heimatlos, und es ist nicht erfindlich, weshalb man sich in der Türkei seit Jahren mit der Frage der Colonisirung der arabischen Nomaden befaßte, wenn man sie andererseits als Ackerbauer nicht nur nicht schützt, sondern sie als recht- und besitzlose Horde geradezu brandschatzt. Es hat allen Anschein, daß man nur auf die Vermehrung der Steuerzahler erpicht sei; denn nur vom seßhaften Araber vermag man Steuern einzutreiben, nicht aber von den Nomadenstämmen, die frei im Hinterlande leben und selbst in den Grenzdistricten einen jeden Menschen, der in einer türkischen Uniform steckt, mit Flintenschüssen empfangen.

Die Folge dieser Wirthschaft ist nun die, daß der seines

Rechtsgutes beraubte Bauer seine Lehmhütte verläßt und sich anderwärts ansiedelt. Nun wandern aber nicht nur die Fellahs hin und her, sondern sie geben auch ihrer Niederlassung immer wieder denselben Namen. Heißt eine solche beispielsweise „Scheich Omar", so trifft sie ein Reisender von heute, sagen wir knapp am Tigris, ein anderer Reisender ein Jahr darauf zwei Tagreisen weiter landeinwärts, und im dritten Jahre liegt dasselbe Dorf „Scheich Omar" bereits jenseits des Eufrat. Daher die ungeheuere Confusion der topographischen Nomenclatur der Stromländer; daher aber auch das Chaos in den Grundbüchern, die Willkür in der Repartirung der Steuersätze und die complete Desorganisation im ganzen Verwaltungsapparate.

Wie will man aber unter solchen Umständen einen Gouverneur in seiner Amtsthätigkeit controliren? Oder wie will man diese oder jene Dorfbewohnerschaft, der etwa eine Steuerverweigerung zur Last gelegt wird, wieder finden, nachdem sie nach einem unbekannten Gebiete emigrirt ist? Die Dorfbewohnerschaft kann nun nebenbei ganz schuldlos sein, ein britisches Controlsorgan käme aber zu den Ruinen des betreffenden Dorfes, um zu constatiren, daß es nicht mehr existire, somit der Streitfall gegenstandslos sei. Eine Tagreise weiter würde man freilich das Dorf finden, aber auf Entdeckungen Hunderter solcher Dörfer auszuziehen, müßte am Ende selbst die Geduld einer englischen Commission erschöpfen.

Unter diesen Verhältnissen leidet namentlich der ärmere Landbauer. Die Pächter größerer Staatsgüter sind indeß kaum besser daran, ja, in gewissem Sinne noch schlechter, da sie sich von ihrem „Besitze" nicht so leicht trennen und überdies die Emigration in die Sümpfe und Steppen verschmähen. Auch haben die Regierungsorgane auf besser situirte Landbauer vielmehr Acht, und kommt ein solcher in den Geruch der Widersetzlichkeit oder der Emigrationslust, so wird sein Pachtgut einfach von amtswegen polizeilich oder gar militärisch überwacht. Vollends

erbärmlich ist die Art, wie die ärmeren Producenten um ihren schmalen Gewinn geprellt werden. Daß diese häufig in Geldverlegenheiten gerathen, ist begreiflich. Aber in den größeren Ortschaften und Städten giebt es überall behördlich geschützte Wucherer, welche die Erzeugnisse der Feldwirthschaft zu den denkbar kleinsten Preisen erstehen, um dieselben im Winter, wo es den Armen an der nöthigen Nahrung gebricht, zu den höchsten Preissätzen den Producenten zurückzuverkaufen.

Nun bliebe es am Ende Sache der Producenten, sich derlei gefallen zu lassen oder nicht, wenn das Regulativ einer gerechten Regierung vorhanden wäre. Es herrscht aber gerade das Gegentheil, und an diesem lucrativen Wucher betheiligen sich stillschweigend alle höheren Functionäre der Localregierung, voran der Gouverneur, der seinerseits wieder den gehörigen Druck auf die Finanzpächter ausübt und durch seine Organe ausüben läßt, so daß die Letzteren, in Folge häufiger Bakschisch-Ansprüche ihrer Herren, keine andere Entschädigung finden, als die Bauern bis auf's Hemd auszuplündern.

Von einer Justiz nach den gangbaren Begriffen ist hierbei niemals die Rede; wer am meisten zahlt, hat Recht; der Kadi läßt eine Partei gar nicht früher vor, als bis sie die gehörigen Geldgeschenke gemacht hat, und daß dann das Urtheil jederzeit für Denjenigen günstig lautet, welcher die größte Bestechungssumme an Mann, oder richtiger an den Richter gebracht hat, liegt in der Natur der Sache.

Man hat englischerseits darin eine Reform erblicken wollen, daß man sich bei der Ernennung der Defterdars oder General-Steuer- und Zoll-Einnehmer, ein im Oriente berüchtigtes Gelichter, die Zustimmung vorbehielt. Das ist aber so viel wie gar keine Reform; einmal, weil sowohl die Pforte als England doch nur wieder Functionäre dieser Gattung, wie sie dermalen im Reiche existirt, wählen könnten, und zweitens, weil es die „englische Zustimmung" keineswegs verhindern würde, daß der

betreffende Defterdar nach wie vor mit den „fünfjährigen" Gouverneuren unter einer Decke stecken würde.

Ein weiteres Uebel in der Provinzial-Regierung ist der völlige Mangel einer geordneten und richtig functionirenden Verwaltungsmaschine. Wohl giebt es allerlei Functionäre: einen Finanz-Landesdirector, einen Kanzlei-Director mit mehreren Secretären und einen Troß von Kanzlisten und Schreibern, die nichts zu schreiben haben; ferner einen Commissär für äußere Angelegenheiten, einen Director für öffentliche Arbeiten (!) und verschiedene Sachwalter in geistlichen Angelegenheiten; schließlich die Medschlis oder den Generalrath, das Mehkeme oder geistliche, das Tahkik-Medschlissi oder weltliche Untersuchungsgericht und das Tüdscharet-Medschlissi oder Handelsgericht.

In Wahrheit giebt es aber im türkischen Verwaltungs-Apparate nur einen Höhern und einen Niedern. Wer Macht und Einfluß besitzt, der mengt sich in alle Angelegenheiten eines jeden Ressorts, urtheilt und handelt den Fachreferenten zuwider, wo es nur immer das persönliche Interesse des Betreffenden erfordert, oder wozu ihn die Laune und Willkür drängen. Ganz wunderlich ist es, daß jede Vilajets-Regierung — und es giebt deren 34 im türkischen Reiche — einen eigenen Director für öffentliche Arbeiten besitzt, und doch haben die sechzehn auf die asiatischen Statthalterschaften entfallenden sehr gut bezahlten Baudirectoren auf einen Flächenraum von 36.000 Quadratmeilen seit Decennien keine einzige Straße zu Stande gebracht. Die einzige wirklich in Betrieb stehende Fahrstraße in Türkisch-Asien ist diejenige zwischen Beirut und Damascus: sie ist aber das Werk fremder Capitalisten und gehört einer französischen Actiengesellschaft. Auch bei Bagdad giebt es zwei macadamisirte Chausséen, sie sind aber jede nur eine Meile lang und enden mitten in der Steppe. Sie wurden auf Veranlassung Midhat's erbaut, aber seine Nachfolger haben sich über ein solches

Culturbedürfniß höchstens lustig gemacht, und bisher hat kein Kameel-Huf die Midhat'schen Straßen betreten.

Doch es würde zu weit führen, wollten wir den Communicationsfragen in allen ihren Details nachspüren und hierüber Bericht erstatten. Es soll sich hier nur um ein eclatantes Beispiel von der Thätigkeit der schwer bezahlten Bau-Directoren handeln, denen meist noch europäische sogenannte „Ingenieure" beigegeben sind, in der Regel polnische Emigranten, die vordem ehrsame Handschuhmacher und Schneidermeister waren. Aber nicht nur dieses Fachressort liegt total im Argen, auch in der Competenz der Medschlissi herrscht der größte Wirrwarr.

Es ist nämlich nichts seltenes, daß hervorragende Mitglieder des einen Tribunals auch im Rathe des andern sitzen, also ein bereits gefälltes Urtheil im Instanzenwege selbstverständlich noch einmal und auch noch ein drittes Mal (wenn solch' ein Mitglied auch Beisitzer des Generalrathes ist) im gleichen Sinne fällen. So ist z. B. — trotz der Justizreform vom Jahre 1875 — der Kadi jederzeit Mitglied des Generalrathes und gleichzeitig Präsident des aus Mollas und Naïbs zusammengesetzten Mehkeme oder geistlichen Gerichtes, übt also in einer Person zwei grundverschiedene Functionen durch Recht und Gesetz aus, wozu noch eine rechtswidrig angemaßte Function hinzutritt, indem nämlich der Kadi die Competenz des Mehkeme, in welchem nur Streitfälle zwischen Mohammedanern auszutragen sind, auch auf Christen und Juden ausdehnt, also in die Competenz des weltlichen Untersuchungsgerichtes hinübergreift. Eine solche Wirthschaft ist in der That nur in einem Reiche möglich, wo der Provinz-Autokratismus mit seinem ganzen weitläufigen Apparat eine Macht ist, an der nicht nur jede Regierungsmaßregel, sondern auch jede Zumuthung reformatorischer Natur wirkungslos abprallen muß.

Nach diesen allgemeinen Aufklärungen möchten wir nun auf das seinerzeit geplante britisch-türkische Reform-Elaborat

selbst zurückkommen. Im December 1878, wo die letzten Unterhandlungen gepflogen wurden, willigte die Pforte in mehrfache sogenannte „Neuerungen“. So willigte sie in die Ernennung von ausländischen „Inspectoren“, doch sollten dieselben nicht Richter mit ausschlagender Stimme sein: sie bewilligte ferner die Ernennung „mehrerer“ ausländischer Officiere für Commanden in der Gendarmerie; endlich willigte die Pforte in die Ernennung von Finanz-Inspectoren, jedoch nicht in die der General-Steuereinnehmer, ein. Auch war die Regierung geneigt, das Steuersystem zu ändern und alle „ausländischen“ Functionäre auf fünf Jahre zu ernennen.

Genau erwogen, waren alle diese Vorschläge der Pforte von vorneher undiscutirbar. Sie hatte nicht ein Zugeständniß gemacht, durch welches sich England voll befriedigt fühlen hätte können; sie war ferner allen jenen englischen Gegenvorschlägen vorsichtig aus dem Wege gegangen, die geeignet waren, der Controle Englands eine thatsächliche Bedeutung zu verschaffen, und hatte in der Fassung ihrer Antwort eine geradezu unglaubliche Naivität bekundet. Diese Naivität, die selbst dem gläubigsten Optimisten auffallen mußte, bestand darin, daß die Hauptbestimmungen, wie sie türkischerseits getroffen wurden, Alles beim Alten ließen.

Erstens sollten die ottomanischen Justizbehörden wie bisher functioniren und eine richterliche Intervention Englands in dieser Richtung nicht geduldet werden, wofür durch die Bestimmung, daß England nur „Inspectoren“ und keine Richter mit ausschlagender Stimme beizustellen gehabt hätte, entsprechend vorgesorgt war. Zweitens wäre die Gendarmerie durch die einfache Ernennung „mehrerer ausländischer“ Officiere (gemeint waren doch wohl nur englische) so gut wie gar nicht reformirt worden. Drittens hatte sich die Pforte wohl zur Ernennung englischer Finanz-Inspectoren — bekanntlich bisher Functionäre der Vilajets-Regierungen — bequemt, die General-Steuereinnehmer aber

nach wie vor aus eigener Machtvollkommenheit ernannt. Die General-Einnehmer wurden auch bisher jederzeit von Stambul aus auf ihre Posten berufen und unterstanden — wohl gemerkt — directe dem betreffenden Ressort-Minister. Die Competenz des Finanz-Directors ist eine ziemlich beschränkte und in dieser Richtung durch den Einfluß des Gouverneurs, dessen Functionär jener ist, regulirt.

Anders der General-Steuereinnehmer, der, aus dem Schooße der Effendis hervorgegangen, sich der höchsten Protectoren bei der Regierung selbst zu erfreuen hat, und ganz nach eigener Willkür zu schalten vermag, was bisher auch jederzeit geschehen ist. Durch den Beibehalt des alten Modus, daß die Regierung diese Blutsauger nach wie vor selbst zu ernennen gehabt hätte, wären die britischen Reform-Projectanten arg dupirt gewesen, denn was ein englischer Finanz-Landesdirector bei der festen und innigen Allianz zwischen General-Gouverneur und General-Steuereinnehmer zu bedeuten gehabt hätte, das läßt sich vorweg errathen. Zudem gab die Pforte zwar zu, das bisherige Steuersystem zu reformiren, wollte aber nur von einer fünfjährigen Unabsetzbarkeit der britischen Functionäre wissen, nicht aber von einer gleichen Bestimmung gegenüber ihren eigenen.

Als Midhat Pascha auf den Statthalterposten von Damascus (Vilajet Soria) berufen wurde, da machte dieser seinen Amtsantritt wohl davon abhängig, daß man ihn mindestens fünf Jahre ungestört in seiner neuen Eigenschaft schalten und walten lasse; aber in dem großherrlichen Ferman, mittelst welchem die Installirung des Reformers erfolgte, war von solchem Zugeständnisse nichts zu lesen. Später soll Midhat seinen Wunsch durchgesetzt haben, doch ist dies nur ein Ausnahmsfall und keine allgemeine Bestimmung für alle übrigen Valis. Hatte doch Cheireddin kurz nach dem Antritte seines Großvezierats einen weitgehenden „Gouverneurs-Schub“ in Scene zu setzen versucht, und zum Theile auch wirklich in Scene gesetzt, ganz zum Hohne

der noch schwebenden britisch-türkischen Unterhandlungen, in denen die fünfjährige Unabsetzbarkeit der Gouverneure eine hervorragende Rolle spielt.

Eine Concession von ganz besonderem Werthe meinte die Pforte dadurch zu machen, daß sie in die Ernennung von richterlichen Beisitzern englischer Nationalität bei den einzelnen Appellhöfen in den Gouvernements-Hauptorten einwilligte. So obenhin betrachtet, wäre dies auch in der That eine greifbare Reform gewesen, hätten die localen Verhältnisse der einzelnen Vilajets sie nicht von vornherein illusorisch gemacht. Da die Appellgerichte nämlich nur in den Vilajets-Hauptorten nach diesem Modus hätten reformirt werden sollen, einzelne Statthalterschaften in Türkisch-Asien aber mehrere tausend Quadratmeilen einnehmen, so würde zweifellos nur ein kleiner Bruchtheil der Vilajets-Bevölkerung, derjenige nämlich, welcher in nächster Nähe der Provinzial-Hauptstadt siedelt, in den Genuß dieser Einrichtung getreten sein, nicht aber die Bewohner der entfernteren Districte.

Wie sollte beispielsweise ein seßhafter Araber im mittlern Eufrat Thale, dessen Anwesen mindestens hundert Meilen von der Vilajetsstadt Bagdad entfernt ist, für irgend eine schreiende Ungerechtigkeit, welche der ottomanische Steuerbüttel ihm gegenüber begangen, diesfalls von dem englischen Beisitzer des Appellhofes in der Chalifenstadt Gerechtigkeit erlangen, da die Kosten einer solchen Reise den materiellen Werth der erlittenen Einbuße vielleicht um das Zehnfache überschreiten? Ganz abgesehen von dem Zeitverluste, den eine hundert Meilen lange Reise hin und zurück mit sich bringt. Ueberdies würden die Unter-Gouverneure allemal Mittel gefunden haben, eine solche Wallfahrt zu hintertreiben.

Wir fragen nun am Schlusse unserer Auseinandersetzungen, ob die Verhältnisse in Türkisch-Asien in der That so normal und geregelt sind, um die ganze Reformfrage sich in dem ewigen Cirkel gewisser Punctationen bewegen zu lassen, oder ob

daselbst Zustände herrschen, welche ein ausgiebiges und energisches Handeln im größern Maßstabe erfordern. Je desolater die Zustände in den asiatischen Provinzen sich gestalten, desto unmittelbarer wird die Gefahr für die Pforte selbst, und was heute England im guten Glauben an eine Neugestaltung der Dinge zwischen dem Mittelmeere und dem Perser-Golf seinem Alliirten vorschlägt, das wird über kurz oder lang die Pforte aus eigener Initiative anstreben müssen, oder eine Katastrophe für sie selbst bleibt unausweichlich.

In Türkisch-Asien liegen nämlich die Verhältnisse durchaus nicht so einfach wie etwa in der europäischen Türkei, wo der Mangel jedweder ersprießlicher Reform gleichwohl zu Völkerbewegungen geführt und in Folge dessen zu Einmengungen von verhängnißvoller Tragweite Anlaß gegeben hat. Verhältnißmäßig sind die Balkan-Völker viel mehr fortgeschritten als die asiatischen Volksstämme, und dann liegen auch die ethnographischen Factoren und Alles, was d'rum und d'ran hängt, weit einfacher als jenseits des Bosporus. Auf der Balkan-Halbinsel giebt es eigentlich nur drei Volksstämme von Bedeutung: die Slaven, die Albanesen und die Hellenen. Das Glaubensbekenntniß scheidet diese Stämme in weitere zwei Gruppen, in Mohammedaner und Christen. Das Gebiet, welches diese Elemente besiedeln, ist räumlich verhältnißmäßig beschränkt, da es — nach dem alten Besitzstand — nur einen Flächenraum von circa 9000 Quadratmeilen einnimmt, der vordem in sieben Statthalterschaften eingetheilt war.

Bedacht mit einer, wenn auch sehr mangelhaften einheimischen Cultur, rings von Meeren umschlossen und den europäischen Strebungen zugänglich, überdies von einigen Eisenbahnlinien durchzogen, besaß der europäische Theil des osmanischen Gesammtbesitzes die allerbesten natürlichen Bedingungen, um die vielfach geplanten Reformen zur Wahrheit zu machen. Auf der Balkan-Halbinsel gab und giebt es weder ungeheuere Länderstrecken,

wie in Türkisch-Asien, die einem einzigen Gouverneur anvertraut werden, noch Gebiete, in denen die Autorität der Pforte eine sehr fragwürdige war. Ausgenommen einzelne Striche in Hoch-Albanien, hatte das türkische Regiment in den Ländern zwischen Donau und Mittelmeer seit Jahrhunderten festen Fuß gefaßt, und keine Macht vermochte ihr diesen Besitz bis zuletzt streitig zu machen.

In Türkisch-Asien war dieser Herrschaftsbesitz jederzeit viel fadenscheiniger. Zwar ist es der Pforte bisher noch allenthalben gelungen, mit ihrem vorzüglichen Soldaten-Materiale ihrer Autorität da und dort, unter Kurden und Arabern, momentan Geltung zu verschaffen; mit der bloßen Züchtigung wilder Volksstämme konnte es aber noch lange nicht abgethan sein, zumal bei einer Macht wie die Türkei, die sich wohl auf's Kriegführen, nicht aber auf's Pacificiren, Organisiren und Administriren versteht. Daß heute die Pforte ihr riesiges Territorium in Türkisch-Asien nicht in ihrer Gewalt hat, daß es ihr an Allem und Jedem gebricht, um die verschiedenen Länder und Gebiete, wie sie sich historisch, geographisch und ethnographisch scharf von einander scheiden, je nach ihren Bedürfnissen, nach ihren localen Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen zur Außenwelt, irgend einer nennenswerthen Entwicklung zuzuführen: alles dies wird ein Blick in die bestehenden bunten Verhältnisse auf das eclatanteste darthun. Daß sodann die Reformfrage doppelt ernsthaft zu nehmen sein wird, steht außer Frage; wir werden aber auch sehen, daß England nie und nimmer seine Aufmerksamkeit von einem Lande oder wenigstens von einem Theile dieses Landes abwenden wird und kann, das für seine Weltstellung von höchster Bedeutung ist . . .

Sehen wir uns zunächst Kleinasien an. Es umfaßt sechs Statthalterschaften, die, mit Ausnahme einer einzigen (Siwas), Küstenlandschaften im Norden, Süden und Westen der anatolischen Halbinsel besitzen, und so seit jeher die natürliche

Bedingung zur Prosperität hatten. Von wirklich ökonomischer Bedeutung ist indeß blos die Provinz Smyrna oder, wie sie officiell heißt, das Vilajet Aïdin, im äußersten Westen des kleinasiatischen Halbinsellandes — dort, wo das vielbuchtige Gestadeland mit den Ruinen der alten Cultur-Metropole Pergamos, Ephesus, Milet und Halikarnaß dem europäischen Continent, speciell Griechenland und seiner Inselwelt, sich zuwendet.

In dieser Provinz, durch die noch fühlbar der abendländische Geschäftsgeist pulst, kann man sagen, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse halbwegs annehmbar seien. Wenigstens gewinnt man diese Ueberzeugung, wenn man die vorzügliche Monographie des Weltreisenden und frühern österreichisch-ungarischen General-Consuls zu Smyrna, Dr. v. Scherzer, über Vorder-Kleinasien, aufmerksam studirt. Wie lange aber wird dieser Zustand des Annehmbaren noch dauern, wenn die Pforte jedem Turkmanen-Tribu einen Freibrief auf Devastirung der Wälder giebt, damit er für seine Heerde Futter gewänne? Weshalb intriguirt man in Stambul gegen jede Concessions-Bewerbung von europäischer Seite behufs Entsumpfung dieses oder jenes Fiebergebietes, oder gegen Angebot der Metall-Exploitation in den erzreichen Gebirgen Cariens und Lydiens?

Einfach deshalb, weil es die Localbehörde für besser findet, daß die argusäugigen und geschwätzigen Europäer dem Lande ferne bleiben und die Defterdars, deren Schalten gerade in der Provinz Smyrna berüchtigt geworden ist, ihres segensreichen Amtes auch fernerhin walten können . . . Im Norden schließt sich an das Vilajet Aïdin dasjenige von Brussa oder, wie es officiell heißt: „Hudawendkjar“. Dort ist seit sechs Jahren eine Schmalspurbahn zwischen Mudania und Brussa und dem untern Sakaria-Thale „im Baue“; während hier ein Stück Oberbau fertig wurde, fiel dort eine Brücke zusammen, und während man an einer Stelle das Gras über den Bahndamm wuchern ließ, riß anderwärts irgend eine Torrente mit ihren Fluthen das Halbvollendete hinweg.

Noch bedenklicher sieht es im Innern aus. Im Vilajet Angora hat sich die durch zwei Hungerjahre total vernichtete Viehwirthschaft (Angora-Ziegen) der dortigen Nomaden bis auf den Tag nicht wieder erholt, da die Regierung diesem hochwichtigen Culturzweige keine Staatshilfe angedeihen ließ. Ja, sie hat es vielmehr für gut befunden, nach Occupation der östlichen Balkan-Halbinsel durch die Russen zahlreiche Tscherkessenhorden in jene verarmten Gebiete einströmen zu lassen, wodurch vollends das Chaos herbeigeführt wurde. Zwar liegt Angora, das altberühmte Emporium, sozusagen im Attractionsbereiche von Constantinopel; aber kaum eine Tagreise weiter im Süden und Osten treiben bereits die Kurden ihr sauberes Mord-Plünderungsgeschäft. Ganz Inner-Anatolien ist ein Tummelplatz dieser Freibeuter, und wenn ein türkischer Functionär von Angora zur benachbarten Vilajetsstadt Konja reisen will, geht es ohne Scharmützel niemals ab.

Soll es aber, frägt man sich unwillkürlich, daselbst immerwährend Krieg und Fehde geben. Sind jene Territorien, die noch unter den letzten Seldschukiden sich einer verhältnißmäßig hohen Cultur erfreuten, ein Turnierplatz verzweifelter Elemente, oder der Grund und Boden, auf dem Ackerbauer und Viehzüchter ihres Berufes zu walten haben? Zwar hat die Pforte daselbst überall ihre Behörden sitzen, wenn aber ein Reisender in das Afscharen-Gebiet des Anti-Taurus eindringen will, so macht der Scheik des Grenzstammes diesen Besuch von der Zurücklassung der türkischen Gendarme abhängig. In diesem Bereiche liegt das Konaz-Gebirge mit dem alten Felsenneste Hadschin, wo es jüngst erst einen jener Aufstände gab, die sich daselbst von Jahr zu Jahr wiederholen.

Im Weichbilde des alten Cäsarea (heute Kaisarjeh) sind die Karawanen ebenso wenig sicher wie im obern Halysthale, wo die Kurden des Karabel-Gebirges jahrein jahraus auf der Lauer liegen. Und wie sieht es im Hochlande von Jüsgat

aus, wo vor der Effendi=Wirthschaft der willensstarke und tolerante Tschapan=Oglu regierte? Meilenweite Wüste, und in die alten Ruinen sind die Hirten untergekrochen, von heute auf morgen lebend. In Amasia haben noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit die Hodschas dagegen protestirt, daß in einer von Schweizern angelegten Dampf=Seidenspinnerei die Cocons mittelst Dampf getödtet wurden (binnen wenigen Minuten) anstatt an der Sonne (nach tagelanger Qual), da solches ein Eingriff in die Ordnung Gottes sei. Dafür hat dieses selbe Amasia, das so nahe zum Pontus gelegen ist, keine eigentliche Hafen=Echelle, obgleich Samsun durch die europäischen Dampfschifffahrts=Course — nicht aber durch die türkischen Bemühungen — ungemein zugenommen hat.

Dafür ist ganz Sinope dem Einsturze nahe und nur die kleinsten Segler vermögen in den unzugänglich gewordenen Hafen einzufahren. Auch hat hier die Regierung in den letzten Jahren die Tabak=Production durch ein unsinniges Reglement derart gemaßregelt, daß das Erträgniß derselben sofort auf ein Zehntel des frühern herabsank. Das benachbarte Vilajet Kastamuni hat ungeheuere Waldstrecken, aber kein Mensch kümmert sich um sie; dafür wird in den Kohlenflötzen von Eregli (Heraclea Pontica) der unverschämteste Raubbau betrieben, und wenn man zu Stambul, das nur eine Tagereise zur See entfernt ist, Kohlen benöthigt, so läßt man sie um theures Geld aus — England kommen.

Es würde zu weit führen, alle Uebelstände in ihrer beweiskräftigen Fülle hier anzuführen. Und doch ist Anatolien noch gut daran, gegenüber Kurdistan oder Arabien. Was von den Kurden im Allgemeinen zu halten ist, das ließe sich schon aus ihrem Verhalten während des letzten Krieges einigermaßen richtig beurtheilen. In Kurdistan herrscht aber heute eigentlich dasselbe Chaos wie vor vierzig Jahren, da Hafiz Pascha und Reschid Pascha in den Tigris=Gebieten nächst Sört angeblich

mit so großer Energie aufräumten. Noch giebt es hier, mehr noch aber am obern Zarb, dann zunächst der persischen Grenze (Nowandiz, Kendil) Stamm-Chefs, die ihren Tribut an die Behörden nur dann entrichten, wenn es ihnen beliebt.

Daß es so viel wie gar keine Politik ist, wenn man die Bergstämme zur ewigen Fehde reizt, leuchtet wohl ein. Und thut dies nicht die Pforte, indem sie die Kurden auf die Chaldäer, diese auf die Nestorianer, die letzteren auf die Jeziden und diese wieder auf die Kurden hetzt, oder umgekehrt? Kann da von einer Verwaltung, die auch nur der Schatten einer solchen ist, die Rede sein? Wird es die Pforte künftighin verstehen, mit eiserner Faust in die kurdische Wirrniß hineinzuwettern, um dies Räubergesindel zur Raison zu bringen, nachdem sie es seit drei Jahrhunderten (so lange sind die Türken in Kurdistan) nicht vermocht? Entschieden nein, man giebt sich aber auch englischerseits einer leeren Hoffnung hin, wenn man Verhältnisse, die so radicaler Umgestaltung bedürfen, durch einige nichtssagende Punctationen zu regeln meint.

Und doch ist Kurdistan vorderhand die einzige geographische, ethnographische und politische Barrière zwischen Rußland im Norden und dem sich mälig entpuppenden neuen Machtgebiet Englands im Süden (am Perser-Golf). Schlagen sich die Kurden früher oder später auf die russische Seite, dann wiederholt sich in Vorder-Asien dasselbe unheimliche Schauspiel wie in Afghanistan, und für England wird es zu spät sein.

Noch sind wir aber nicht zu Ende. Syrien, diese asiatische Pforte des Welthandels, deren Bedeutung wir schon weiter oben hervorgehoben haben, ist seit dem Abzuge der Aegypter unter Ibrahim Pascha von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in ganz erschrecklicher Weise zurückgegangen ... Als vor fünf Jahren ein Freund des Verfassers durch Nord-Syrien reiste, wurde er unweit der Küstenstadt Alexandrette im wilden Beilan-Gebirge von Räubern angefallen. Zwar hatte jener die Kleinig-

keit von fünfzig (!) türkischen Gendarmen mit, aber der Officier derselben meinte, es sei gänzlich überflüssig, sich in einen Kampf einzulassen, da der „Tschelebi Frenkh" sich gütlich verständigen könne. Diese „Verständigung" war höchst originell. Nachdem der Räuber unter Assistenz einiger Dutzend seiner Getreuen den Reisenden ausgeplündert hatte, schrieb er auf einen Zettel eine — Geldanweisung auf so und so viele tausend Piaster, welche der Beraubte dem Kaimakam von Kilis vorzulegen habe, um sofort befriedigt zu werden ... Ein sonderbarer Galgenvogel das! In der That wurde unserem Freunde die Summe ausbezahlt und die Sache war abgethan. Die Nutzanwendung ergiebt sich von selbst: Behörden und Wegelagerer stecken unter einer Decke, machen gemeinsame Geschäfte und kümmern sich so wenig um alle Reform-Verordnungen wie die Schakale der Wüste.

Daß in Syrien die feindseligen Elemente, wie Drusen Maroniten, Nasarier, Metnalis, Türken und Araber früher oder später wieder aufeinanderplatzen werden, wenn man nicht Zucht und Ordnung im Lande einführt, ist vorweg anzunehmen. Und durch dieses Syrien soll die künftige Eufrat-Bahn führen, sie soll durch dieselben Gebiete ziehen, in denen zwar türkische Beamte „amtiren", wo aber nur wenige Meilen seitwärts der Amtssitze Reisende trotz ihrer mit dem Siegel des Padischah versehenen Pässe, mit der Bemerkung zurückgewiesen werden: „Hier ist Jeder von uns dem Padischah gleich!"

Dazu kommt noch, daß die Pforte sich nicht entblödet, unter den Augen Englands (am Perser-Meere) die heillosesten Verhältnisse fort und fort aufrecht zu erhalten. Zur Zeit Abdul Aziz' wußte sich ein Scheik der Montefik-Araber, Nassir Pascha, durch colossale Bestechungen derart in Gunst zu setzen, daß man ihm zuliebe einzelne Gebiete vom Vilajet Bagdad abtrennte und eine eigene Statthalterschaft (Basra) für den Günstling creirte. Aber schon ein Jahr nach Abdul Aziz' Tode (1877)

liefen aus Basra zahllose Klagen über Nassir Pascha ein, Klagen über Mord, Diebstahl, willkürliche Confiscationen, Unterschleif von Staatsgeldern, Zollzwang, Contributionen u. s. w. . . .

Was that die Pforte? Sie ließ Nassir nach Constantinopel kommen und nach einiger Zeit stand im „Bassiret", der Montefik-Scheik werde eine Badereise nach Deutschland antreten. Er scheint aber nach dem Perlenmeere zurückgekehrt zu sein und seitdem ist es wieder stille. Aus Basra sind bekanntlich selbst die Engländer abgezogen, um das benachbarte Mohammerah zu occupiren. Basra, einst ein Emporium und noch unter den Arabern eine Pflanzstätte der Wissenschaft, erstickt seit der Türkenherrschaft in seinem eigenen Unrathe . . . Solcher Art ist der Endpunkt der künftigen Eufrat-Bahn. Und das soll so bleiben? Gewiß nicht, und wenn es nicht unter dem Pfortenregimente anders werden sollte, dann wird England allein seiner Wege gehen müssen.

Nach diesen allenthalben gerechtfertigten Negationen in Sachen der Reformfrage für Türkisch-Asien wird man nicht ohne einige Berechtigung fragen: Wenn die Thatsachen so schlecht liegen, wie will man da überhaupt an eine Reform denken? . . . Eine durchgreifende Neugestaltung aller Verhältnisse in der Türkei, sei's in Europa oder in Asien, kann kein Ding äußerer Ingerenz sein. Dies widerspräche allen bisherigen Erfahrungen hinsichtlich des Entwicklungsganges der einzelnen Völker, die nur langsam, entweder nach hartem Kampfe um's Dasein, oder in Folge glücklicher Beanlagung, oder schließlich auf Grund günstiger Prämissen überhaupt, ihre civilisatorischen Fortschritte machten. Wie eine so eigenartige, allenthalben barbarische Welt mit einigen Federstrichen oder geistreichen Protokoll-Dictaten total nach europäischem Muster umgestaltet, oder doch diesem ähnlich gemacht werden soll, ist im Principe ein großes Räthsel.

Wären die Türken culturfähig, so hätten sie, namentlich in der Zeit des Glanzes zwischen dem sechzehnten und sieb-

zehnten Jahrhundert, mehrfach Gelegenheit zu finden vermocht, diese Culturfähigkeit an den Tag zu legen. Wenn einst der Großvezier Mehemet Sokolli dem venezianischen Abgesandten nach der Schlacht von Lepanto die stolze Versicherung gab, es läge nicht viel an dem Verluste, da die Pforte ja reich genug sei, um eine andere Flotte erbauen zu können, mit Anker aus Silber, Segeln aus Damast und Tauen aus Seide — so hätte er ebenso gut prahlen können, man werde Hochschulen aus Marmor ausführen, Fabriken mit vergoldeten Dachziegeln, Kunstakademien mit unbezahlbaren Schätzen und Humanitäts-Anstalten errichten, wo sich's lebt wie in Paradiesesfernen. Aber von solchen Dingen wußte man selbst in der Zeit des Ueberflusses nichts, viel weniger wird man sie heute zu Stande bringen.

VII.

Muschir Sulejman Pascha

und der Balkan-Krieg 1877—1878.



1. Sulejman's Mémoire über den Balkan-Krieg.

Der russisch-türkische Krieg in den Jahren 1877 und 1878 ließ, wie wir bereits an anderer Stelle hervorgehoben haben, die Pforten-Politik feiern. Um so thätiger, und zwar in der verhängnißvollsten Bedeutung des Wortes, war in diesen Sturmjahren die Hof-Camarilla, jene Partei, welche wir, der Ueberschrift dieses Werkes gemäß, die Serail-Partei nennen möchten. Das geheime und offene Wirken derselben, meist zu Schaden des Reiches, mehr noch zu jenem der unter den ungünstigsten Verhältnissen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen kämpfenden ottomanischen Armee, ist bereits anderwärts rückhaltslos commentirt und verurtheilt worden. Gleichwohl entbehrten diese Urtheile des authentischen Materials, das wir nun unseren Lesern übermitteln wollen, um alle Vorfallenheiten während des Balkan-Krieges in das gehörige Licht zu stellen und ihnen eine Plastik zu verleihen, die in mancher Hinsicht selbst die, mit den damaligen Verhältnissen vertrauteren Persönlichkeiten überraschen dürfte.

Die militärische Hauptperson unseres Schlußabschnittes ist der Marschall Sulejman Husni Pascha, jener vielgefeierte Soldaten-Liebling, der seine heroischen Bataillone nach neuntägigem entsetzlichen Ringen durch ganz Montenegro von der Hochebene von Nikšič bis in das Tiefland des Scutari

Sees geführt hat. Ebenbürtig diesem Kriegszuge war die Vertheidigung der „Schwarzen Berge“ durch die Schaaren des Fürsten Nikolaus. Alle Welt sprach damals von der Zwecklosigkeit eines so langwierigen und erbitterten Kampfes, wo auf beiden Seiten der Muth der Verzweiflung den Ausschlag geben sollte. Während so Montenegro den thatsächlichen Erfolg — die Abwehr der Invasion — auf seiner Seite hatte, ernteten Sulejman und seine todesmuthige Armee allgemeine Bewunderung, ām Goldenen Horn nicht minder wie in den unbetheiligten Kreisen des Abendlandes.

Marschall Sulejman war mit einem Schlage der Held des Tages. Bedenklicher und in ihren Consequenzen geradezu verhängnißvoll sollte indeß die Meinung werden, welche in den leitenden Kreisen Stambuls platzgegriffen hatte, daß ein Mann von der Unerschrockenheit, Zähigkeit und Todesverachtung, wie der obgenannte General, auch im Uebrigen ein ausgezeichneter, scharfblickender und entschlossener Feldherr sein müsse ... In den türkischen Feldlagern am Balkan war Noth an Mann. Die bisherigen militärischen Befehlshaber hatten sich nicht bewährt, und schon brachen die russischen Colonnen, trotz der drohenden Flankenstellungen ihrer Gegner zu Plewna und am Lom, durch die Pässe des Balkan in's rumelische Land, um sich durch einen Handstreich Adrianopels zu bemächtigen, die bulgarische Bevölkerung Rumeliens in Aufruhr zu bringen und so die Schrecken des Krieges möglichst rasch über ausgedehnte Länderstriche zu verbreiten.

Die Voraussetzung der russischen Heeresleitung sollte sich indeß, wie zur Genüge bekannt, nicht realisiren und der „Kosakenkrieg“, wie die erste Expedition Gurko's nach Rumelien genannt wurde, nahm ein jähes und blutiges Ende ... Mit diesen ersten Erfolgen der osmanischen Waffen während des Hochsommers 1877 ist nun der Name Sulejman Paschas innig verknüpft. Von dem Tage an, da der Marschall an der ägäischen Küste

Thrakiens gelandet war, um die Russen wieder über den Balkan zurückzudrängen, wurde er der hervorragende Gegenstand des allgemeinen Interesses, sei's auf Seite des großen Publikums, sei's in den militärischen Kreisen der unbetheiligten Mächte ... Eine Fluth von Artikeln aus berufenen und unberufenen Federn in der Presse der gesammten civilisirten Welt ergoß sich zunächst über den blindwüthigen Stürmer des Schipka-Passes. Dann als der Marschall an Stelle Mehemet Ali's an die Spitze der „Donau-Armee" berufen wurde, war man gespannt, was der energische „Stoßtaktiker" in dieser seiner neuen Stellung leisten werde. Auch hier fühlten sich die Fachmänner enttäuscht, und das Endergebniß aller Thaten Sulejman's war, daß man ihm die Qualitäten eines bedeutenden Feldherrn rundweg absprach.

Wir recapituliren hier Thatsachen, die allgemein bekannt sind. Wir erlauben uns auch kein weiteres Urtheil in dieser Angelegenheit früher abzugeben, als bis der Leser den nöthigen Einblick in die Verhältnisse, ihrer wahren Sachlage nach, gewonnen haben wird. Um diesen Einblick zu ermöglichen, theilen wir in Nachfolgendem die Uebersetzung eines türkischen Original-Manuscriptes mit, das Sulejman Pascha gelegentlich seiner neunmonatlichen Gefangenschaft im Serastierat niederschrieb — ein Document von ganz speciellem Werthe, erwägt man, daß türkische Generale es bisher niemals für nöthig hielten, ihre Erfahrungen zu Papier zu bringen.*)

Das fragliche Mémoire betitelt sich:

„Geschichte aller militärischen Fehler, welche während des russisch-türkischen Krieges von jenem Zeitpunkte ab begangen wurden, da die Armee Sulejman Paschas in Dedeagatsch ausgeschifft wurde, um an den

*) Eine Facsimile-Probe dieser interessanten Handschrift befindet sich am Schlusse des Buches.

verschiedenen Kämpfen bis zum Ende des Krieges theilzunehmen“ . . .

Der Inhalt ist in ganz kurze Capitel eingetheilt; er ist knapp in der Fassung, zeigt mitunter von klarem, militärischen Blick und nicht minder von einer unleugbaren theoretischen Bildung des unglücklichen Generals, dem zwar nicht in allen Stücken Recht gegeben werden kann, der aber gleichwohl als das Opfer von Intriguen ganz persönlicher Natur betrachtet werden muß.

Der fragliche Inhalt der einzelnen Capitel lautet:

I.*)

Der frühere Commandant en chef der Balkan=Armee (Reuf Pascha) ließ mir nach Karabunar, wo ich mich mit meiner Armee befand, die Mittheilung zukommen, daß sich in Eski=Saghra ein ziemlich bedeutendes feindliches Corps befände. Der Commandant befahl, ohne sich von der Stärke und den Stellungen des Gegners in irgend einer Art (durch Eclaireure, Spione) Ueberzeugung verschafft zu haben, auf Eski=Saghra vorzurücken — eine Bewegung, die mit großer Ueberstürzung in Scene gesetzt wurde.

II.

Die Bewegung wurde, ohne daß ich von derselben irgendwie verständigt worden wäre, von Reuf Pascha ganz allein unternommen, und zwar aus dem Grunde, weil er vernommen hatte, daß in Eski=Saghra, entgegen der frühern Vermuthung. sich nur ein kleines Detachement der Russen befand. Reuf bezweckte hierbei nichts Anderes, als den Strauß mit dem Gegner ohne meine Mithilfe ganz allein auszufechten, was ihm indeß nicht gelingen sollte. Kaum auf der Straße von Jeni=Saghra gegen Eski=Saghra vorgerückt, überschritt General Gurko

*) Erläuterungen zu den einzelnen Alineas des Sulejman'schen Manuscriptes, nach den Notizen eines Augenzeugen im Gefolge des Marschalls, schließen unmittelbar an diese militärische Abhandlung an.

von Kesanlik her den Bayr-Dagh und fiel über die 12 Bataillone starke Arrièregarde Reuf Paschas her. Ich vernahm deutlich den Kanonendonner, und war, wie leicht erklärlich, in der Meinung, daß in Eski-Saghra der Kampf bereits im vollen Gange sei; ich ordnete daher sofort den Vormarsch gegen die letztgenannte Stadt an, ohne meine Vermuthung bestätigt zu finden. Unterdessen wurde das Corps Reuf's vollkommen derontirt, und da der Marschall seinen gesammten Train und die Munitionsvorräthe in Karabunar liegen hatte, war er gezwungen, sich auf diesen letztern Ort zurückzuziehen. Der Rückzug artete bald in Flucht aus; die Vereinigung mit meiner Armee wurde hierbei unmöglich. Nahezu zwei volle Tage ließ mich Reuf Pascha ohne jede Nachricht, ohne Instructionen; ich hing völlig in der Luft, da über die Situation Niemand Bescheid wußte.

III.

Im Augenblicke, da ich mit meinen Truppen von Jeni-Saghra aus gegen den Schipka-Paß vorrückte, herrschte ein lebhafter Depeschenaustausch zwischen mir und den beiden Marschällen Osman Pascha und Mehemet Ali Pascha. Ich hatte Beiden den Vorschlag gemacht, gegen Tirnowa vorzurücken. Mehemet Ali mit der Donau-Armee von Osten, Osman Pascha über Selwi von Westen her; auf diese Weise sollte mir der Weg durch den Schipka-Paß frei gemacht werden. Mehemet Ali konnte sich indeß nicht entschließen, seine Positionen zu verlassen, ja, im Gegentheile, er zog sogar die vorgeschobenen Truppen zu Osmanbazar und Eski-Dschumaja an sich, um den Russen am untern Lom in der Gegend von Rustschuk entgegenzutreten. Schon am dritten Angriffstage auf Schipka hatte der Feind beträchtliche Verstärkungen erhalten. Ich erkannte die Schwierigkeit der Lage, in welcher ich mich befand, hoffte aber noch immer auf das Gelingen der vorgeschlagenen combinirten Bewegung, ohne zu ahnen, daß gerade das Gegentheil hiervon stattfand. So

gewannen die Russen von Tag zu Tag mehr an Zeit; sie zogen Verstärkungen an sich, befestigten ihre Positionen und meine Truppen rieben sich in zehntägigen erbitterten Kämpfen auf. Die Stärke meiner Armee betrug 50 Bataillone mit zusammen 27.000 Mann; mein Verlust betrug 5763 Mann an Verwundeten und 1064 Mann an Todten.

IV.

Das Verhalten Mehemet Aali's während meines Angriffes auf die russischen Positionen im Schipka-Balkan war sonach der zweite große Fehler in diesem Kriege. Am letzten Angriffstage ergriff Mehemet Aali allerdings die Offensive, aber nicht auf der Linie gegen Tirnowa, wie ich vorgeschlagen, sondern gegen Biela.

V.

Was die Armee Osman Paschas anbelangt, muß hervorgehoben werden, daß dieselbe nur vorübergehend in Plewna zu verbleiben gehabt hätte. Nach dem Falle von Nicopoli war Osman Pascha in der genannten Position eingetroffen. Seine höchst exponirte Stellung, zwanzig Wegstunden vom Hauptzuge des Balkans, hatte nur anfänglich einigen Werth, und es wäre geboten gewesen, nach den Siegen im September, also in einer Zeit, da die Russen sich ziemlich verblutet hatten und für die nächste Zukunft nicht offensivfähig waren, Plewna zu verlassen und die Balkan-Linie zu besetzen. Osman Pascha theilte meine Ansicht, die ich ihm auf telegraphischem Wege zukommen ließ, vollkommen, doch meinte er, es müsse auf irgend eine Art seine Rückzugslinie gedeckt und die Position von Lowtscha vorher von den Russen gesäubert werden. Beides wäre zu erreichen gewesen und ich gewann neue Hoffnung, den Schipka-Paß forciren zu können. Der Kriegsminister Mustapha Pascha war aber ein entschiedener Gegner dieses Vorschlages, und so erhielt Osman Pascha nahezu Stunde auf Stunde aus dem Seraskierat den stricten Befehl, Plewna um keinen Preis zu verlassen . . . Diese Anordnung

war die hauptsächliche Ursache, daß die türkischen Streitkräfte in drei Theile auseinander gerissen wurden, und daß Plewna schließlich fallen mußte.

VI.

Als ich das Commando über die Donau-Armee aus den Händen Mehemet Ali's übernommen hatte, hielt ich noch immer an meiner frühern Ansicht fest, daß die einzige zweckmäßige Offensive nur in der Richtung auf Tirnowa stattfinden könnte; aber Reuf Pascha wußte es im Palais durchzusetzen, daß man mir den Befehl der Sistirung aller Angriffsbewegungen zukommen ließ, und zwar für so lange Zeit, bis die Angriffe bei Plewna und am Schipka-Passe sich erneuern würden. Ich war sonach geraume Zeit zu completer Unthätigkeit verurtheilt. Gleichzeitig war die Situation bei der Donau-Armee eine höchst verzweifelte. In der Zeit, da mein Vorgänger Mehemet Ali in Bulgarien commandirte, waren die russischen Streitkräfte zwischen Lom und Jantra, Dank der Unthätigkeit des genannten Generals, bis auf 180.000 Mann (?) angeschwollen, während meine eigene Armee Alles in Allem 70.000 Combattanten zählte. Es wäre vollends unsinnig gewesen, unter solchen Umständen die stark verschanzte Stellung der Russen bei und um Biela anzugreifen. Um dieselbe Zeit hatte Osman Pascha vom Kriegsminister eine Verstärkung von mindestens 20 Bataillonen erbeten, um Plewna zu verlassen, Lowtscha zurückzuerobern und das russische Corps im Schipka-Balkan zu cerniren und gefangen zu nehmen. Leider kamen diese Verstärkungen, angeführt von Ferik Achmet Hafiz Pascha, viel zu spät: auch rückten sie nicht direct über den Balkan auf Lowtscha vor, sondern nahmen den Umweg über Orchanje nach Telisch und Dubnik, wo sie Osman Pascha mittlerweile als willkommene Verstärkungen auszunützen gedachte, um der immer mehr anschwellenden Belagerungsarmee die Stirne bieten zu können. Somit war das eigentliche Ziel verloren gegangen und Osman sah sich gezwungen, in Plewna auf gut Glück zu ver-

bleiben. Seine Hoffnung war noch nicht gebrochen, namentlich für den Fall nicht, wenn die dringend gewordenen Verpflegs-artikel und Munitionsvorräthe, welche man ihm von Stambul aus versprochen hatte, anlangen würden. Der Kriegsminister ad interim, Mustapha Pascha, fand natürlich die Sache ganz in Ordnung und er verständigte in diesem Sinne den Commandanten von Plewna, ohne vorher die Meinung des Kriegsrathes eingeholt zu haben.

VII.

Nach der siegreichen Abwehr des russischen Angriffes auf Plewna im September war ich, wie schon einmal erwähnt, der Ansicht, daß Osman seine Position verlassen und sich mit der Donau-Armee bei Tirnowa vereinigen hätte sollen, um das russische Armee-Corps im Schipka-Paß aufzuheben. Der größte Gegner dieses Projectes war immer wieder Mustapha Pascha. Er erwirkte schließlich ein kaiserliches Irade, welches seine Ansicht sanctionirte. Der Kriegsminister that indeß noch ein Uebriges, als er Befehl gab, die russische Position bei Biela um jeden Preis zu forciren.

VIII.

Nach der zweiten glänzenden Abwehr des Angriffes auf Plewna konnte die Hoffnung auf einen dritten Sieg nur mehr eine sehr trügerische sein. Ich war daher vollkommen entschlossen, eine starke Kern-Armee, bestehend aus 15 Bataillonen der Donau-Armee, 15 Bataillonen vom Schipka-Corps und weiteren 10 Bataillonen der Reserven von Orchanje, zu dem Zwecke vorrücken zu lassen, die Balkan-Linie zu durchbrechen und Osman Pascha zu degagiren. Die Truppen sollen von den fähigsten Officieren befehligt werden. Leider durchkreuzte Mustapha Pascha auch diesen Plan, indem er im Augenblicke der Offensiv-Bewegung (gegen Elena) von meinen weiteren Plänen keine Notiz

nahm; ich mußte daher meine Offensive auf Risico durchführen. Gleichzeitig sollte die Donau-Armee die Russen auf dieser Seite beschäftigen, um Mehemet Ali, der alle disponiblen Truppen aus Bosnien gegen Novibazar dirigirt hatte, sein Vorrücken über Orchanje nach Lowtscha zu erleichtern. Alle diese Dispositionen des Kriegsministers ad interim wurden durch kaiserliches Irade sanctionirt und ich so zu weiterer Unthätigkeit verurtheilt.

IX.

Gleichwohl gelang es mir bald hierauf, wenigstens auf Elena vorzurücken, und ich würde auch den Durchbruch bis Tirnowa forcirt haben, wäre Mehemet Ali, den getroffenen Dispositionen gemäß, nach Lowtscha vorgerückt. Er ging aber von Orchanje nach Kamarli zurück, und so hatte meine Offensive an ihrer Bedeutung wesentlich eingebüßt.

X.

Im Augenblicke meines Vorrückens gegen Tirnowa beorderte ich einen Theil der Donau-Armee von Rustschuk gegen Metschka, mit der Absicht, auch den rechten Flügel der Armee des Czarewitsch zurückzudrängen oder gänzlich aufzurollen. Mitten in diesen Dispositionen erhielt ich die Nachricht von der Katastrophe von Plewna. Ich hatte sie vorausgesehen und richtete einen letzten Vorschlag an den Kriegsrath, den nämlich, sämmtliche türkische Feldarmeen, namentlich aber den größten Theil der Donau-Armee, den Balkan überschreiten zu lassen und zwischen Jamboli und Adrianopel eine starke Defensiv-Position einzunehmen. Auch dieser Vorschlag ward zurückgewiesen und mir ein Decret, gezeichnet von Saïd Pascha, erstem Secretär des Sultans, und Reuf Pascha, zugeschickt, laut welchem ich der Donau Armee 60 Bataillone zu entnehmen und eine Vertheidigungsstellung zwischen Sofia und Kamarli (Orchanje-Etropol) zu beziehen hatte.

XI.

Von diesen 60 Bataillonen, welche zwischen Sofia und Izladi echellonirt werden sollten, befanden sich 21 im Lager von Varna, um von da auf dem Seewege nach Stambul, und weiter mittelst Bahn nach Tatar-Bazardschik befördert zu werden. Aber es vergingen mehr als drei Wochen, ehe die entsprechende Zahl von Seefahrzeugen nach dem genannten Hafen dirigirt wurde, und die 39 Bataillone, welche über Varna den Landweg einzuschlagen hatten, mußten große Strecken zu Fuße zurücklegen, da die Eisenbahnen allenthalben beschädigt waren.

XII.

Bei meiner Ankunft in Stambul verabsäumte ich nicht, Sr. Majestät dem Sultan, sowie den Generalen des Kriegsrathes die verzweifelte Lage zu schildern, namentlich die Ohnmacht der schwachen Armeen, welche durch die gewaltige Uebermacht des Feindes in kürzester Zeit erdrückt werden würden. Gleichwohl hatte man im Schooße der Regierung und des Kriegsrathes alle Hoffnung noch nicht verloren, und man entschloß sich, den Kampf bis auf's äußerste fortzuführen. Der Entschluß war sehr löblich, nur verfiel man hierbei in einen Fehler, vielleicht den größten in diesem Kriege, eine ungemein ausgedehnte Linie von Kaza (?) bis Schakirköj mit verhältnißmäßig geringen Streitmitteln zu vertheidigen. Zum Commandanten dieser Streitmacht erwählte der Kriegsrath meine Person, obwohl ich mich sträubte, eine solche Mission auf meine Schultern zu nehmen.

XIII.

Als ich in Sofia angelangt war und die Truppen inspicirt hatte, welche man unter meinen Befehl gestellt, war General Gurko bereits zum Angriffe auf die Position von Kamarli (Komarči) geschritten. Ich war völlig hilflos; meine Streitkräfte konnten nicht im entferntesten der Uebermacht

Stand halten, und so telegraphirte ich nach Stambul, daß ich mich mit den vorhandenen Truppen unverzüglich nach Adrianopel zurückziehen werde, um daselbst eine Aufnahmsstellung zu nehmen. Im Kriegsrathe fand diese Meldung keineswegs Beifall und mir wurde mittelst Decret, welches von Damad Mahmud, Reuf und Saïd Pascha unterzeichnet war, befohlen, unter keiner Bedingung die Stellungen um Sofia aufzugeben. Unter solchen Umständen blieb mir nichts übrig, als zu wagen, was zu wagen war. Zum Ueberflusse hatte kurz vorher Schakir Pascha auf Grund eines Befehles Mehemet Ali's sämmtliche, auf drei bis vier Monate berechnete Proviantvorräthe zu Orchanje aufgegeben und seine Truppen, nur auf vier bis fünf Tage mit Provisionen versehen, nach Kamarli geführt. In Sofia selbst traf ich bei meiner Ankunft nur zwei Bataillone Muste-Hafiz und ein Bataillon freiwilliger Zapties, eine Streitmacht, die wohl kaum in der Lage war, die russische Brigade, welche mir gegenüberstand, auf ihrem Vormarsche gegen Sofia aufzuhalten. Zwar kamen noch in derselben Nacht fünf Bataillone der Donau-Armee an ihren Bestimmungsort an und das Eintreffen weiterer drei Bataillone war stündlich zu erwarten: aber selbst diese eilf Bataillone konnten unmöglich noch in derselben Nacht concentrirt werden. Unterdessen debouchirte die Armee Gurko's, die auf mindestens 70.000 Mann zu schätzen war, unbehindert durch die eroberten Pässe in die Ebene von Sofia. Mir blieb ein einziger Ausweg, die Concentration meiner Streitkräfte und jener, welche vordem schon in den Vertheidigungsstellungen waren, in Sofia und im Bereiche dieser Stadt, wozu ich etwa fünf bis sechs Tage benöthigt haben würde. Nun war aber Hussein Pascha noch immer nicht mit den drei Bataillonen Verstärkungen eingetroffen und die Rationen der Brigade Schakir Paschas gingen zur Neige. Ueberdies befanden sich um diese Zeit die auf der ausgedehnten Linie Mirkowa (Bukowa?)-Kamarli-Petritschewo echellonirten acht Bataillone — die Hauptmacht der erwähnten

eilf Bataillone — der Brigade Schakir Paschas bereits im vollen Rückzuge.

XIV.

Nach der Einnahme der Position von Kamarli durch die Russen betrug meine ganze Streitkraft, die sich in Sofia concentrirt hatte, etwa 30 Bataillone, meist Muste-Hafiz. Diese Bataillone befanden sich durchgehends unter der Effectivstärke; sie waren desorganisirt und hatten nur wenige, unfähige Officiere. Mit diesem Materiale der formidablen Armee des Generals Gurko die Stirne zu bieten, wäre der reinste Wahnsinn gewesen. Ueberdies waren 30.000 Mann der serbischen Armee, welche von der serbischen Südgrenze her gegen Sofia zu operiren hatte, bereits im Anmarsche. Hätte ich unter solchen Umständen in Sofia verbleiben sollen, um eine unsinnige und zwecklose Vertheidigung in Scene zu setzen? Die 6000 Mann, über welche ich verfügte, dünkten mir gerade in diesem Augenblicke zu werthvoll, um sie in russische Gefangenschaft gerathen zu lassen. Ich meldete daher abermals nach Stambul, daß mir nichts Anderes übrig bleibe, als meinen Rückzug nach Adrianopel zu bewerkstelligen, wo die Regierung ohnedies ein Reserve-Corps in der Stärke von etwa 50.000 Mann zusammenzuziehen begann. Wie bei jedem frühern Anlasse, so wurde auch diesmal mein Antrag verworfen und mir der Befehl übermittelt, eine Aufnahmsstellung in Schamokow und dessen Umgebung zu beziehen.

XV.

Unter allen kaiserlichen Armeen auf dem rumelischen Kriegsschauplatze war diejenige Osman Paschas die tüchtigste, meist durch gediente Nizams und durch Redifs repräsentirt, die bereits zwei Jahre unter den Fahnen standen und kurz vorher im serbischen Kriege gekämpft hatten. Diese Armee wurde eines unsinnigen strategischen Gedankens halber geopfert, einer nutzlosen Stellung wegen, die zwanzig Wegstunden von der Balkan-Linie

entfernt lag und mit allen übrigen Positionen unserer Truppen in keinem Zusammenhange stand. Daß diese Armee, ehe sie das Schlimmste zu befürchten hatte, in der Lage war, ihre Position zu räumen, um etwa in der Richtung auf Lowtscha durchzubrechen, ist bekannt. Auch die Mehrzahl der Officiere, die das herannahende Schicksal geahnt haben mochten, war für die Räumung; diesmal aber bestand Osman auf seinem Entschluß. Er bestand darauf, an den Ufern des Vid zu verbleiben, statt mit seinen Truppen, mit seiner Feldartillerie und den 20.000 Wagen, die er hatte, den Durchbruch zu erzwingen. So gingen 49.000 der besten Soldaten verloren, welche die einzige intacte Streitmacht der Türkei repräsentirten. Von diesem Augenblicke an hatten wir keine Soldaten mehr!

XVI.

Schon zwei Monate vor dem Falle Plewnas wies ich wiederholt auf die Nothwendigkeit hin, zu Adrianopel eine starke Reserve-Armee von mindestens 50.000 Mann zu formiren, und die Central-Regierung schien diesmal meine Ansicht zu theilen. Wenigstens wurde die Formirung einer solchen Armee angeordnet; thatsächlich aber existirte diese auch dann noch nicht, als die Russen bereits in den Balkan eingedrungen waren. Das Ganze, was geschehen war, beschränkte sich auf die Ernennung von drei oder vier Generälen — auf dem Papier, welche durch Decret des Serastiers Mustapha und Reuf Pascha den Titel „Commandanten der Reserve-Armee" führten.

XVII.

Als die Russen sich aller Positionen um Kamarli bemächtigt hatten, rückten sie sofort auf der Heerstraße in der Richtung von Adrianopel vor. Da ich gleichzeitig befürchtete, andere starke Streitkräfte des Feindes würden über Kaza (Kazanlik?) und Schipka vorrücken, so ordnete ich an, daß alle unter meinem Befehle stehenden Streitkräfte unverzüglich aufbrechen und in

Eilmärschen Adrianopel erreichen sollten. Hier, in dem neuen Hauptquartiere, wollte ich die neuen Vertheidigungs-Maßregeln treffen, welche auf der Basis der zu erwartenden Angriffs-Manöver des Feindes durchgeführt werden sollten. Reuf Pascha aber war anderer Ansicht. Er befahl mir, Adrianopel wieder zu verlassen, wozu ich mich nicht finden konnte, aus Gründen, die ich in einer längern Correspondenz dem Kriegsrathe auseinandersetzte. Da traf ein kaiserliches Irade ein, durch welches Reuf Pascha zum Commandanten en chef ernannt wurde. Der neue Oberbefehlshaber der rumelischen Armee beeilte sich, mich sofort nach Otlukköj zu schicken, wo die Division (Brigade?) Schakir Paschas Stellung genommen hatte. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß die genannte Truppe in keiner telegraphischen Verbindung mit dem Hauptquartiere stand, und daß ich am selben Tage nach Otlukköj befohlen wurde, an welchem der Großfürst Nikolaus den combinirten Angriff auf die Position von Schipka angeordnet hatte.

XVIII.

Während meines Aufenthaltes in Otlukköj traf von Wessel Pascha, dem Commandanten zu Schipka, die Meldung ein, daß die Russen Anstalten träfen, seine Position aus der Richtung von Karlowo her anzugreifen. Ich erkannte sofort die gefährlichen Consequenzen eines solchen Angriffes und verfügte mich nach Tatar-Bazardschik, um anzuordnen, daß die daselbst, sowie vorwärts dieses Punktes sich befindlichen Streitkräfte sofort ihren Rückmarsch auf Adrianopel anzutreten hätten. Auch das Corps von Schipka mußte, um sich zu retten, den Rückmarsch gegen Adrianopel antreten. Thatsächlich verständigte Reuf Pascha kurz hierauf seine Untercommandanten, daß die Russen auf zwei Seiten die Position von Schipka anzugreifen begonnen hätten ... Als sich diese Ereignisse zutrugen, fand im Palais von Jyldiz-Kjöschk eine Versammlung der Minister und Mitglieder des Kriegsrathes statt, der die Frage vorgelegt wurde, was

gebotener sei: das Corps von Schipka in seiner Position zu belassen, oder dasselbe zurückzuziehen? ... Die Minorität, die eine sehr achtunggebietende war, gab ihre Stimmen zu Gunsten des Rückzuges ab; die Majorität aber war der entgegengesetzten Ansicht. Die Befürchtungen Wessel Paschas, sowie meine Einwendungen wurden, als einer jeden thatsächlichen Bedeutung entbehrend, zurückgewiesen. Mir blieb sonach nichts weiter übrig, als wenigstens, insoweit es sich um meine Person handelte, auf der Hut zu sein, und so ordnete ich die Concentrirung aller im Bereiche von Tatar-Bazardschik stehenden Truppen in letzterer Stadt an. Ein Theil derselben war eben angelangt, als eine Depesche von Reuf Pascha eintraf, welche den Abschluß eines Waffenstillstandes mit den Russen anzeigte. Von diesem Augenblicke an suspendirte ich alle Bewegungen.

XIX.

Trotz dieser überraschenden Nachricht beeilte ich mich, dem Großvezier Edhem Pascha und Reuf Pascha auf telegraphischem Wege bekannt zu geben, ich hätte die Beweise in den Händen, daß der signalisirte Waffenstillstand ein Irrthum sein müsse, da im feindlichen Lager nichts auf den Abschluß eines solchen hindeute. Gleichzeitig wiederholte ich abermals, daß ich den Rückzug meiner Truppen auf Adrianopel als unerläßlich erachte. Die Antwort des Großveziers und Reuf Paschas ging dahin, daß die Waffenruhe thatsächlich abgeschlossen sei. Auf das hin wurden die Bewegungen meiner Truppen endgiltig eingestellt.

XX.

Indeß sollte ich Recht behalten, denn der Waffenstillstand war nicht abgeschlossen. Während man unerklärlicherweise allerorts an denselben glaubte, nahmen die Russen unsere Corps zu Schipka gefangen und leiteten sofort den Vormarsch gegen Adrianopel ein. Es war am 10. Jänner, als ich von dieser Katastrophe Kunde erhielt. Ich beeilte mich, Reuf Pascha von

dem Unglücke, das uns betroffen, zu benachrichtigen, und dieser antwortete, daß ein kaiserliches Irade erlassen wurde, in welchem der Rückzug der Truppen auf Adrianopel nun endgiltig gutgeheißen und dessen Ausführung anbefohlen wurde. Zwischen dem ersten Angriffe der Russen auf unsere Positionen von Schipka bis zum Augenblicke dieser kaiserlichen Anordnung vergingen leider vierundsechzig Stunden, welche die Russen zu ihren weiteren Operationen an Vorsprung gewannen, während sie mir verloren gingen. Die Folgen solcher Fahrlässigkeit zeigten sich bald; denn während die Generale Ganetzky und Radetzky bereits in Jamboli eingetroffen waren, um den Vormarsch auf Adrianopel raschestens durchzuführen, gelang es dem General Gurko, mehrere Bataillone meiner Arrièregarde von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

XXI.

Indem ich die Folgen dieses eigensinnigen und verhängnißvollen Treibens auf Seite Reuf Paschas und der militärischen Oberleitung (zu Stambul) in ihrer ganzen Tragweite begriff, ließ ich eine Brigade, diejenige von Dubnitza, zurück, damit sie die Passage von Köstendil so lange als möglich vertheidigte, während ich gleichzeitig alle noch disponiblen Streitkräfte, die auf der Vertheidigungslinie echellonirt waren, sammelte und meinen Rückzug auf Philippopel antrat. Als die Trümmer der Abtheilungen von Hainboghas, Kaza (Kazanlik?) und Schipka über Jamboli in Adrianopel angekommen waren, erging der Befehl, daß das Armee-Corps, welches bis dahin Adrianopel occupirt hatte, diese Stadt sofort zu räumen und in die fortificatorischen Linien von Tschataldscha einzurücken habe. Das Commando über diese Truppen erhielt Mehemet Aali.

Durch dieses Manöver war mir meine Rückzugslinie total abgeschnitten, umsomehr, als die Generale Strukoff und Skobeleff bereits Philippopel selbst bedrohten. Meine Streitkräfte beliefen

sich bei Eintritt dieser kritischen Lage auf 113 Bataillone, deren Effectivstand aber die Zahl von 30.000 Combattanten nicht überschritt. Zur Verschlimmerung der Situation hatten überdies große Abtheilungen reißausgenommen, und zwar zerstreuten sich die eingeborenen rumelischen Soldaten nach den verschiedenen, von den Russen noch nicht occupirten Gebieten ihrer Heimatsbezirke, während die Anatolier die Küste zu erreichen trachteten. Daß diese Fahnenflucht wirklich stattgefunden habe, beweist die Ankunft von über 8000 Flüchtlingen in Saloniki. Ich frage aber, war es mir von dem Augenblicke an, da ich meine Truppen um Philippopel concentrirt hatte, möglich, die feindlichen Linien vor Adrianopel das die türkischen Truppen vorzeitig verlassen hatten zu durchbrechen, jetzt, wo immer größere Massen durch die Balkan-Pässe nachströmten? Die russischen Streitkräfte begriffen nun die Corps der Generale Kartzoff, Gurko, Skobeleff, Radetzky und Ganetzky, und repräsentirten eine Macht von mindestens 170.000 Mann Infanterie, sechs bis sieben Divisionen Cavallerie und etwa 800 Geschütze.

Unter solchen Umständen blieb mir nichts Anderes übrig, als von meiner ursprünglichen Rückzugslinie abzuweichen und mit allen, mir noch zur Disposition stehenden Truppen den Marsch durch das Rhodope-Gebirge anzutreten, um mir den Hafen von Dedeagatsch offen zu lassen. Dadurch war mir die Möglichkeit geboten, noch rechtzeitig die verschanzten Linien von Bulaïr und Tschataldscha zu erreichen. Zur Unterstützung dieses Planes entschloß ich mich, zu Stanimaka angelangt, den Russen energischen Widerstand entgegenzusetzen, um, etwa begünstigt durch einen ausgiebigen Erfolg, den die vorzüglichen Stellungen in sich schlossen, um so unbesorgter den Rückzug fortsetzen zu können. Leider verabsäumte Fuad Pascha durch zum Theile pflichtvergessenes Vorgehen, mit seiner Division die ihm zugewiesenen Stellungen zu beziehen, und nachdem etwa 20 Stunden nutzlosen Zuwartens verloren gegangen waren, war die geplante Schlacht unnütz.

Baker Pascha, dem ich an Stelle Fuad Paschas mit der Leitung der Rückzugsgefechte betraute, hatte seine Position voreilig verlassen, und war, ohne die nachrückenden Truppen der Arrière-garde abzuwarten, nach Stanimanka aufgebrochen. Die Division Schakir Paschas war in Dermen-Dere aufgestellt, unweit der Division Fuad's, welche Blasnitza (Belasnica?) deckte. Alle diese Commandanten haben es außer Acht gelassen, Vorposten auszustellen, und so geschah es, daß eine Stunde nach Sonnen-untergang unsere Linien ganz unerwartet von einer russischen Infanterie- und einer Dragoner-Brigade angegriffen wurden, und zwar speciell das Corps Fuad's. Es wurde nach kurzem Kampfe geworfen und in großer Unordnung aus seinen Positionen hinaus-gedrängt. Den nächsten Tag zog sich Fuad Pascha mit seinen Truppen in der Richtung nach Eskidje zurück. Ich frage aber, war mit dem schwachen Reste meiner Armee, etwa 15.000 Mann, noch weiterer Widerstand geboten oder nicht? Sollte ich allein die ursprünglich geplante Schlacht, die früher ihren Zweck hatte, nicht aber nach Eintritt des Mitgetheilten bei Stanimanka, liefern? Mir blieb folgerichtig nichts Anderes übrig, als unverzüglich den Rückzug nach Gumüldschina anzutreten.

2. Erläuterungen zu dem Mémoire Sulejman Paschas.

Reuf Pascha, auf den, wie wir gesehen haben, Sulejman Pascha sehr schlecht zu sprechen ist, war nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, als Militär-Attaché der türkischen Botschaft, in den Jahren 1860 und 1861, nach Constantinopel zurückgekehrt. Er erhielt zunächst Verwendung in der kaiserlichen Administration, welcher er bis zum Jahre 1871 als Director vorstand, und wurde im Jahre 1872 als Gouverneur nach Kreta gesendet, wo er bis zum Jahre 1875 verblieb. Längere Zeit hierauf ohne Stellung, erhielt Reuf endlich während des russisch-türkischen Krieges eine Commandostelle bei der Armee, und zwar bekleidete er während der Monate Mai, Juni und Juli 1877 die Stelle eines Oberbefehlshabers über die sogenannte „Balkan-Armee" (Rumelien).

Es war um diese Zeit, daß Hulussi Bey die starke Position im Schipka-Passe beinahe ohne Schwertstreich verlor, indem die Russen mit ihrer Hauptmacht durch den Hainboghaz-Paß vorgedrungen waren und die genannte Paß-Stellung gleichzeitig in der Front und im Rücken angriffen. Es ist bekannt, welche Opfer später daran gesetzt wurden, um dieses Gebirgsthor mit dem vorzüglichen Schlüsselpunkte von Sveti Nikola

wieder zurückzuerobern . . . Obgleich persönlich tapfer, wie alle türkischen Befehlshaber, entbehrte Reuf Pascha gleichwohl aller Eigenschaften, welche ihn zu einem nur halbwegs brauchbaren General qualificiren hätten können. Nachdem er eine Reihe unverantwortlicher Mißgriffe begangen, begrüßte er mit großer Freude die Nachricht von der Ankunft Sulejman Paschas und seiner kampfgeübten Armee. Diese letztere hatte sich in Montenegro mit Ruhm bedeckt, sie war meist aus alten Truppen zusammengesetzt und stark genug, um für den Augenblick als eine unschätzbare Vermehrung der Streitkräfte, über die Reuf verfügte, zu gelten.

Eines aber trat sofort zu Tage, eine unverhehlte Eifersucht des bisherigen Obercommandanten gegen Sulejman. Als dieser das Commando über die gesammte Balkan-Armee übernommen hatte, faßte Reuf sofort die Idee, durch eine überraschende That, durch ein kühnes militärisches Manöver, die Persönlichkeit Sulejman's, des bisherigen Abgottes der Soldaten, in den Schatten zu stellen. Gleichzeitig sollte eine solche Leistung ihm die Seraskiers-Stelle eintragen, die einige Zeit hindurch seinem Rivalen zu blühen schien. Wie die Dinge lagen, war von Reuf ein derartiger „Coup d'éclat“ kaum zu erwarten. Auf welche Art er ihn in Scene gesetzt, darüber giebt das Mémoire Sulejman Paschas, wie wir gesehen haben, auf interessante Weise Aufschluß.

Sulejman war in Karabunar angekommen und hatte daselbst eine Reserve von 15 Bataillonen zurückgelassen, um mit den übrigen Truppen den Weitermarsch auf Eski-Saghra anzutreten. Reuf selbst hatte dem neuen Obercommandanten die Nachricht zukommen lassen, daß in der genannten Stadt ein starkes russisches Corps sich befände; um aber die Lorbeeren dieses, wie Reuf meinte, billigen Erfolges für sich selbst zu ernten, überstürzte er den Angriff, und seine Truppen wurden ganz unerwartet von General Gurko im Rücken gefaßt, geschlagen,

zersprengt und in wilde Flucht gejagt . . . Es war dieser 29. Juli ein Unglückstag für die türkische Balkan-Armee. In voller Auflösung suchte Reuf mit seinen desorganisirten Bataillonen Karabunar zu erreichen, wo sie, durch einen zehnstündigen angestrengten Marsch, durch Hitze und Hunger geplagt, eintrafen.

Sulejman, von dieser Katastrophe benachrichtigt, setzte all' seine Kraft und seine Energie ein, um die Scharte, welche die Unvorsichtigkeit Reuf's der Armee zugezogen, wieder auszuwetzen. Schon am 30. Juli bezog er ein gesichertes Lager, ungefähr 4 Kilometer von Eski-Saghra entfernt. Um 7 Uhr Morgens des nächsten Tages ließ der Marschall durch seine reguläre Cavallerie und tscherkessischen Schwadronen die feindlichen Vorposten überrumpeln und zwei Stunden später nahm die Schlacht ihren Anfang. Es war indeß blos ein Geschützkampf, den zwei türkische Batterien, eine auf dem linken Flügel, die andere unweit des Centrums, auf exponirten Hügeln, mit Erfolg eröffnet hatten. Das feindliche Feuer nahm sichtlich ab. Auf das hin befahl Sulejman gegen zehn Uhr zwei Infanterie-Brigaden zum Angriffe. General Gurko, welcher die Stadt der bulgarischen Freiwilligen-Legion anvertraut hatte, ließ dieser die Ordre zukommen, den Platz unter jeder Bedingung zu halten; er selbst hatte eine dominirende Position auf der Straße nach Jeni-Saghra bezogen.

Um vier Uhr Nachmittag hatten sich die Türken in der Stadt festgesetzt, die Kirche und einige Häuser ausgenommen, welche die bulgarischen Legionäre mit großer Bravour und Zähigkeit vertheidigten; sie fielen nahezu bis auf den letzten Mann. Nachdem die Stadt verloren war, sahen sich auch die russischen Truppen gezwungen, ihre Positionen zu verlassen und den Rückzug anzutreten. Sulejman war dem Feinde unmittelbar auf den Fersen. Er detachirte Schakir Pascha nach Jeni Saghra, ließ die unterbrochene Bahnverbindung zwischen Jamboli und Hermanli wieder herstellen, und rückte sodann auf Hainboghaz vor.

Unterdessen hatte, wie wir bereits weiter oben berichteten, Reuf Pascha mit seinen derontirten Truppen Karabunar erreicht. Die Scenen, welche sich auf diesem Rückzuge abspielten, waren gräßlich. Tausende und Tausende von Bewohnern flüchteten in wilder Panik hinter den Bataillonen einher, von Allem entblößt, mit Kind und Kegel; ihre Angstrufe: „Moskow gelior“ (der Russe kommt!) und „Aman! Aman!“ (Gnade! Gnade!) erschütterten die Luft. Unweit Karabunar stieß man auf mehr als dreihundert verlassene Kinder, wovon etwa hundert Säuglinge waren. Niemand wußte Rath, die Truppen waren zu Tode erschöpft und suchten Erholung, indem sie den harten Zwieback zu bewältigen trachteten und sich dem Schlafe ergaben. Gleichzeitig kamen mittelst Bahn von Hermanli her einige Bataillone frisch zusammengetrommelter Baschi-Bozuks.

Sie waren noch mit den landesüblichen Waffen versehen, und so beeilte sich Hussein Pascha, der Commandant der Sulejman'schen Reserve, aus dem vorhandenen Depôt die neuen Waffen hervorholen zu lassen ... Es war ein originelles Depôt: ein ungeheueres Loch von etwa 20 Meter im Durchmesser und zwei Meter Tiefe. In diesem Loche lag der gesammte frühere Kriegsvorrath der Balkan-Armee: Pulverfässer, Munitionskisten, Gewehre, Patrontaschen, Seitengewehre u. dgl. m., Alles kunterbunt untereinander gemengt. Um die Scene der Verwirrung und des Unglückes noch zu vermehren, erfolgte durch die Unvorsichtigkeit eines Baschi-Bozuks die Explosion eines Theiles dieser Pulvervorräthe.

Von diesem Augenblicke an war Reuf in seine neue Rolle getreten. Es handelte sich für ihn um Sein oder Nichtsein, und wollte er aufrecht stehen bleiben, so mußte in diesem Kampfe um die Existenz, um die Ehre und Stellung, sein Rivale Sulejman Pascha das Opfer werden ... Schon am 30. Juli war Reuf Pascha, der Ex-Oberbefehlshaber der Balkan-Armee, nach Constantinopel berufen worden, um sich vor dem Sultan

und dem Kriegsminister zu verantworten. Ehe der Marschall den bereitstehenden Special-Train bestieg, ermangelte er nicht, vor den anwesenden Officieren und Mannschaften laut und vernehmlich zu erklären, daß das Unglück, welches seine Truppen getroffen, einzig nur dem Obercommandanten zur Last fallen müsse, da dieser es verabsäumt habe, ihm (Reuf) die unerläßliche Unterstützung zukommen zu lassen. Die Armee Sulejman's sei einzig nur mit der Bestimmung nach Rumelien dirigirt worden, die Balkan-Armee zu verstärken, beziehungsweise Reuf's Truppen zu degagiren. Dies sei bei Jeni-Saghra nicht geschehen — und somit sei Sulejman der Verantwortliche . . . Der Ex-Obercommandant vergaß freilich hinzuzusetzen, daß er Sulejman nach Eski-Saghra lockte und seit Beginn des Kampfes bei Jeni-Saghra durch volle zwanzig Stunden nichts von sich hören ließ . . .

Während nun Sulejman das ganze obere Tundscha-Becken, namentlich aber Mnglisch und Kazanlik von den Russen säuberte, langte Reuf Pascha in Stambul an. Im Kriegsministerium, wo zahlreiche Creaturen des Marschalls saßen, behandelte man den geschlagenen General höchst glimpflich, und der höchste Ausdruck des Tadels, zu welchem man sich verstieg, war ein „aufrichtiges Bedauern“, daß es so gekommen sei. Minder zugänglich zeigte sich der Sultan solcher Auffassung. Er beeilte sich vielmehr, seinen Adjutanten Hussein Bey zu Sulejman Pascha zu schicken, um dem Marschall die volle Zufriedenheit seines kaiserlichen Herrn ausdrücken zu lassen. Ein prachtvoller Ehrensäbel sollte diesem Gnadenacte erhöhten Ausdruck verleihen.

Die Deputirtenkammer, welche in Stambul eben tagte, war indeß nicht so leicht zu befriedigen. Sie forderte vielmehr den Ex-Obercommandanten vor ihre Schranken und desgleichen Achmet Ejub, welcher in Folge seiner Unthätigkeit und Unfähigkeit als Befehlshaber der Donau-Armee kurz vorher abberufen und durch Mehemet Ali ersetzt worden war . . . Leider

20*

sollte auch die Intervention der Volksvertretung des ottomanischen Reiches, die, schon in ihrer ersten Session mit lobenswerthem Rechtsgefühle ausgestattet, es als eine heilige Pflicht erachtete, über einen General, der weder seine Pflicht gethan, noch die Last der Verantwortung, die auf ihm ruhte, Ernst zu nehmen gewillt war, zu Gericht zu sitzen. Es war ein vergebliches Bemühen, denn Achmet Vefik, der Präsident der Deputirtenkammer, war dem Marschall verpflichtet. Es gab nämlich eine Zeit, wo Reuf seinen ganzen Einfluß beim Sultan geltend machte, um Vefik das große Staatssiegel zu verschaffen. Wenig hatte gefehlt und Letzterer würde sein Ziel erreicht haben. Für solchen Liebesdienst mußte sich der Kammer-Präsident dankbar erweisen, und da die Volksvertreter ohnedies den Beweis geliefert hatten, daß sie sich nicht zu Marionetten hergeben wollten, schlug Achmet Vefik dem Sultan die sofortige Auflösung der Reichs-Versammlung vor, und Abdul Hamid ging auf diesen Vorschlag um so freudiger ein, als ihm die Kammer ohnedies seit Langem ein Dorn im Auge war.

* * *

Schipka. — (Vom 10. August bis 15. September 1877.) Als Marschall Sulejman Pascha vor dem Schipka-Passe ankam, bekleideten nachfolgende höhere Officiere die verschiedenen Commanden seiner Armee: Den linken Flügel befehligte Schakir Pascha, und unterstanden demselben die Generale Arifi, Wejsel und Rassim Pascha; am rechten Flügel commandirte Redjeb Pascha; im Centrum, gerade in der Richtung auf Schipka, Salih Pascha. An der Spitze des Generalstabes stand der Oberst Mahmud Bey; zugetheilt waren ferner der Oberst Omer Bey, der Oberstlieutenant Ghalib Bey, der Capitän-Major Aghiasch, die Majore Mazar und Hamdi Bey, die Capitäne Emin und Fuad Bey, Rifaat und Mehemet Aali Effendi... Als Adjutanten des Obercommandanten functionirten der Capitän-

Major Jussuf Effendi, der Capitän Haïri Bey und der Lieutenant Achmet Effendi. Schließlich wäre noch der Officier à la suite Hussein Bey zu nennen, der oben erwähnte Adjutant des Sultans Abdul Hamid, der dem Marschall einen Ehrensäbel überbracht hatte, und vom Palais aus die Weisung erhielt, sich an den weiteren Operationen gegen die Russen zu betheiligen.

Wir müssen zunächst auf eine Thatsache von großer Tragweite hinweisen, die der Marschall selbst in seinem Memoire leider nicht berührt hat. Bekanntlich dreht sich in fachmännischen und nichtfachmännischen Kreisen der Streit hinsichtlich der Kämpfe am Schipka-Passe darum, ob Sulejman diese formidable Position der Russen aus eigener Machtvollkommenheit angegriffen habe, oder ob ihm zu diesem Manöver höhern Orts die Weisung wurde ... Die Wahrheit hierüber ist die: Als Sulejman Jeni-Saghra verlassen hatte, führte er seine Truppen sofort in der Richtung auf Hainboghaz vor, um diesen Paß zu überschreiten, falls er gar nicht besetzt gewesen wäre, oder ihn zu forciren, wenn sich die Aussicht auf Erfolg ergeben sollte. In letzter Linie blieb ein weiteres Abrücken der Marschlinie nach Osten, um einen, gar nicht im russischen Actionsgebiete liegenden Balkan-Uebergang zu gewinnen, vorbehalten. Dem Marschall Sulejman schwebte seine eigentliche Aufgabe — die Vereinigung mit Mehemet Ali — so entschieden vor, daß er Alles vermieden haben würde, diese Vereinigung zu verzögern.

Es war am 3. August, als der obgenannte Adjutant des Sultans, Hussein Bey, im Lager des Marschalls zu Hainboghaz eintraf. Er überbrachte neben der bewußten Ehrengabe auch den Befehl des obersten Kriegsherrn, von der eingeschlagenen Marschlinie abzuweichen und die Passage durch den Schipka-Paß zu forciren. Der Befehl, und dies muß zur Wahrung des thatsächlichen Sachverhaltes hervorgehoben werden, war kein stricter; es sollte in letzter Linie dem Obercommandanten freigestellt bleiben, nach eigenem Ermessen zu handeln,

wenn sich die Nutzlosigkeit eines gewaltsamen Durchbruchsversuches ergeben würde.

Das war, wie gesagt, die Situation am 3. August. Bereits am 4. traf aber vom Kriegsrathe zu Stambul die definitive Ordre ein, die Position von Schipka unter allen Umständen — „koste es, was es wolle“ — zu nehmen. Zwischen dem 4. und 15. August trafen sodann von Tag zu Tag telegraphische Depeschen des Kriegsministers ad interim Mustapha Pascha ein, welche immer wieder auf den endgiltigen Conseils-Beschluß zurückkamen, und in welchen die unverkennbare Ungeduld zum Ausdrucke gelangte, diese Absichten und Befehle ehestens realisirt zu sehen. In den zwölf Tagen vom 3. bis 15. August, wo sich dies zutrug, war daher Sulejman's Offensive vollkommen gelähmt; er war seinem Ziele noch um keinen Schritt näher gekommen, obgleich die abgelaufene Zeit genügt haben würde, um den Balkan an einer andern Stelle zu überschreiten und die angestrebte Vereinigung mit der Donau-Armee zu bewirken.

Am 4. August entsendete Sulejman von seinem Lagerplatze zu Hainboghaz aus eine größere Streif-Patrouille, bestehend aus Freiwilligen und Tscherkessen, in der Richtung nach Muglisch, zwei deutsche Meilen östlich von Kazanlik. Die Reiter trafen hier eine Abtheilung der bulgarischen Legion, welche nach einigen gewechselten Schüssen sich in die dahinterliegenden Berge zurückzog. Das Dorf selbst fand man niedergebrannt, und im Weichbilde desselben zahlreiche Leichen von Muselmännern, ferner über vierzig Kinder unter fünf Jahren, von ihren Eltern verlassen. Hundert und dreizehn der jüngsten und schönsten muselmännischen Frauen hatten die Bulgaren mit sich in die Berge geschleppt, wo sie mißbraucht und bald hierauf niedergemacht wurden.

Als Sulejman von dieser traurigen Vorfallenheit Kenntniß erhielt, beeilte er sich, Anstalten behufs Befreiung der

Unglücklichen zu treffen, wozu es jetzt freilich zu spät war. Im Uebrigen rückte der Marschall nur zögernd auf sein neues Angriffsobject vor, was seinerseits jedenfalls ein Fehler war. Erst am 15. August setzten sich die Colonnen seines Corps in Bewegung. Der Anblick der sonst so gesegneten, von Kornfeldern wogenden und in geradezu märchenhaftem Rosenschmucke prangenden Gefilde von Kazanlik war ein grauenerregender. Nirgends ein unversehrtes Haus, zerstörte Dörfer da und dort, verwüstete Aehrenfelder, niedergebrannte, oft noch rauchende Gehöfte — Verwüstung und Barbarei auf jeden Schritt, der zahllosen, in der sommerlichen Hitze faulenden und modernden Leichen gar nicht zu gedenken.

Daß ein solches Lagerfeld wenig aufmunternd auf die türkischen Soldaten wirken konnte, erscheint begreiflich. Sulejman beeilte sich daher, diese Jammerstätte möglichst schnell zurückzulegen, und in dem Walde zwischen Kazanlik und Schipka war seinen Kriegern das unheimliche Bild wieder entrückt . . . Es war am 19. August, als die Armee die Rosenstadt Kazanlik verlassen hatte. Wir können uns in die Details der Kämpfe, welche seinerzeit durch nahezu vierzehn Tage eine Welt in Athem erhielten und durch Augenzeugen dem europäischen Publikum mitunter auf höchst frische und wahrheitsgemäße Weise übermittelt wurden (so z. B. durch Archibald Forbes &c.), nicht eingehen; es wäre überflüssige Arbeit. Zur Vervollständigung unseres Bildes aber ist es unerläßlich, die untenstehenden Erläuterungen folgen zu lassen, umsomehr als sie, wie schon einmal gesagt, im Hauptquartier Sulejman Paschas seinerzeit zu Papier gebracht wurden.

Bekanntlich hatten die Russen drei Höhen, welche durch zwei Thalschluchten von einander getrennt wurden, zu ihren Positionen im Schipka-Passe auserwählt. Die mittlere dieser Positionen war die stärkste; es war die Höhe von Sweti-Nicola . . . Am 20. August nahm der Commandirende die feindlichen Stellungen in Augenschein, und am 21. befahl er

seine Truppen zum Angriffe. Die beiden Flügel führten denselben höchst bravourös aus und hatten auch den Erfolg für sich; denn sowohl Redjeb Pascha am rechten, wie Schakir Pascha am linken Flügel vermochten nach hartnäckigem Kampfe die Russen aus ihren vorderen Positionen hinauszudrängen.

Am 22. gelang es, einige Batterien in vortheilhafte Positionen einzuführen, und bald hierauf entwickelte sich ein heftiger Geschützkampf, der den ganzen Tag anhielt. Am gleichen Tage, sowie am darauffolgenden, war das Terrain, welches die Infanterie dem Gegner abrang, geringfügig. Am 24. aber schwebte die Entscheidung an einem Haare. Es ist längst bis zur Evidenz constatirt, daß die Russen ihre Positionen nur dadurch behaupten konnten, daß sie von Stunde zu Stunde immer größere Streitkräfte und Verstärkungen aller Art aus den dahinterliegenden Positionen an sich zogen. Jeden Tag war die Zahl der Vertheidiger nahezu auf das Doppelte derjenigen Ziffer angewachsen, welche man Tags vorher zählte. So ging dies durch eine Woche fort, und würde Sulejman geahnt haben, daß er jeden Morgen sich frischen Truppen oder wenigstens namhaften Verstärkungen gegenüber befand, er würde es nicht auf das Aeußerste ankommen haben lassen.

Am 24. nun, wie angedeutet, hatten die Türken mit beispielloser Todesverachtung die Höhen von Sweti-Nicola gestürmt, sich sogar schon stellenweise festgesetzt, und im Hauptquartiere war man des endlichen Erfolges sicher. Man ergab sich indeß einer argen Täuschung, denn die Angreifer wurden wieder delogirt und auch noch ein zweites Mal die Felsen hinabgeworfen, die sie gleich Ziegen erklettert hatten . . . Von diesem Augenblicke an war das Schicksal der beiden Armeen so viel wie entschieden. Zwar machten die Russen am 25. noch einen energischen Versuch, ihre Vertheidigungslinie mit Zuhilfenahme neuer namhafter Verstärkungen zu erweitern, sie erreichten aber ihren Zweck nicht, obwohl sie den ganzen Tag von Früh bis Abends die großartigsten Anstrengungen machten.

Von da an nahm die Intensität der Kämpfe wieder ab. Am 26., 27., 28. und 29. August verschanzten sich die beiden Theile, so gut es unter dem noch immer mit großer Heftigkeit geführten Geschützkampfe ging, und am 30. war Suleiman Pascha von der Ueberzeugung durchdrungen, daß seine Sache eine verlorene sei. Nur namhafte Verstärkungen konnten die Situation noch retten; aber woher diese nehmen? Als der Marschall sich in dieser Angelegenheit nach Stambul wendete, erhielt er anfänglich gar keine und später eine abschlägige Antwort. Hierüber vergingen dreizehn Tage (bis zum 12. September). Russen und Türken standen sich sozusagen Gewehr im Arm' gegenüber, und außer einigen Kanonenschüssen, die bei passender Gelegenheit, wenn sich ein Ziel ergab, abgegeben wurden, schwiegen des „Krieges Stürme".

Nach dem nutzlosen Kampfe griff nun eine andere vielleicht viel größere Misère Platz — die mangelhafte Verwundeten-Pflege. Nach dem blutigen Kampfe vom 24. August gab es Tausende von türkischen Verwundeten. Man schleppte sie, so gut es ging, bis Kazanlik, eine Distanz, die kaum eine deutsche Meile betrug, und somit nicht zu groß war. Aber hier gab es keine eigentlichen Aerzte, und obgleich die türkischen Feldärzte ihr Möglichstes thaten, so waren sie doch der ungewohnten Situation nicht gewachsen, und des Jammers gab es kein Ende. Die Gesellschaft vom „Rothen Halbmonde", der eine so große Reclame vorausgegangen war, hatte eine einzige Ambulance nach der Balkan-Zone dirigirt, und die Aerzte, die ihr beigegeben wurden, konnten an Ort und Stelle nur höchst ungenügende Hilfe leisten, denn sie begleiteten die einzelnen Züge von Jeni-Saghra nach Philippopel und walteten daher nur „unterwegs" ihres Amtes, nicht aber auf den Verbandplätzen, deren es bei Schipka thatsächlich keine gab. In Schipka befanden sich nur zwei Aerzte des „Rothen Halbmondes", der Engländer Leslie, der in wahrhaft aufopfernder Weise

seiner humanitären Pflicht nachkam, und Frouer, sein College, den die Soldaten Sulejman's vergötterten. Auch die Bestrebungen Dr. Baron Mundy's erwiesen sich, obgleich der Abgeordnete des Malteser-Ordens alle Energie aufbot, als wenig erfolgreich; allerdings nicht durch seine Schuld, sondern in Folge allgemeiner Indolenz. So fanden z. B. die Verwundeten-Transportwägen, die Baron Mundy beistellte, ein einziges Mal Verwendung u. s. w.

Um auf Sulejman zurückzukommen, wäre zu constatiren, daß der Marschall sich im Ganzen zweiundzwanzig Tage in Schipka aufhielt. Er hatte zwar nicht den Erfolg für sich, er war aber auch kaum hinsichtlich des Mißerfolges zur Verantwortung zu ziehen, da die rein-tactischen Momente bei diesen Angriffen nicht die entscheidenden waren, sondern die strategischen, d. h. man dirigirte den Marschall wider Willen gegen ein Angriffsobject, das er sich selbst nicht gewählt hatte. Im Palais hatte Sulejman gleichwohl einige Befriedigung hervorgerufen, und zwar auf Grund seines energischen Vorgehens an sich. Der Sultan beeilte sich daher, Mehemet Ali, der als Commandant der Donau-Armee zu wenig von sich hören ließ und die Ungeduld des obersten Kriegsherrn im höchsten Grade in Anspruch genommen hatte, seines Postens zu entheben und durch Sulejman Pascha zu ersetzen.

Am 12. September verließ der bisherige Commandant der Balkan-Armee Schipka und begab sich über Jamboli und Sliwno auf seinen neuen Posten. Es ist hervorzuheben, daß dieser Stellenwechsel, der für Sulejman doch an sich eine Auszeichnung war, unmittelbar nach den Mißerfolgen zu Schipka stattgefunden hatte. Waren nämlich dadurch die Gegner des Marschalls vollständig entwaffnet, so durften sie andererseits auch späterhin nicht, als der unfähige und confuse Hofkriegsrath alle Verantwortung auf die Schultern Sulejman's wälzen wollte und in dem bekannten Processe auch thatsächlich gewälzt hat, auf

jenen Mißerfolg zurückkommen. Der Marschall hatte, einmal in seinen geplanten Unternehmungen gestört, in der Durchführung des ihm gewordenen Befehls sein Möglichstes geleistet, eine Thatsache, welche die „Generale auf dem Papier“, wie beispielsweise der übermüthige und total unfähige Schwager des Sultans, Damad Mahmud Pascha, auf den wir noch umständlich zurückkommen werden, allerdings kühl ignorirten . . .

* * *

Mehemet Aali . . . Ueber die Persönlichkeit und Lebensschicksale dieses Generals, der zuletzt das Opfer eines brutalen Fanatismus werden sollte, dürften unsere Leser hinlänglich orientirt sein. Er war von hervorragenden persönlichen Eigenschaften; durch und durch Gentleman, ausgestattet mit vielen Vorzügen des Geistes und Herzens, ein nobler Charakter, ein treuer Freund und sorgender Familienvater. Er war auch in seinem Berufe bis zu einem gewissen Grade tüchtig — aber ein Feldherr war er nicht. Gerade in dieser Richtung hatte man sich im Abendlande während des abgelaufenen Krieges wiederholt einer Täuschung hingegeben. Man erkannte in der Art, wie Mehemet Aali, gelegentlich seines Commandos in Bulgarien, Vorbereitungen traf, um die Offensive zu ergreifen, in den maßvollen Dispositionen, die den „denkenden General“ bekundeten, u. dgl. m., die richtige Feldherrn-Eigenschaft.

Diese Art des militärischen Handelns lag aber nur im „deutschen Charakter“ Mehemet Aali's; es war ein Mangel von Offensivfähigkeit, der ganz und gar der Individualität des Genannten entsprang; mit einem Worte: Mehemet Aali war ein unoffensiver, ängstlicher, zum Theil sogar höchst pedantischer militärischer Schulmeister, der seinen Pönitz, Klausewitz und Willisen, vielleicht auch den Julius Cäsar tüchtig durchgearbeitet hatte, dem es aber an jeder ursprünglichen, genialen Eingebung gebrach. Mit dem vorhandenen Materiale — und der türkische Soldat

ist gewiß ein vorzügliches Material — konnte ein Stoßtaktiker vom Schlage Sulejman Paschas noch immer Ersprießlicheres leisten als ein Theoretiker von der Art des Magdeburger Musiker-Sohnes, der die schönen „Theorien des großen Krieges" Verhältnissen anpaßte, denen die meisten Vorbedingungen abgingen.

Der Stambuler Hofkriegsrath war freilich nicht in der Lage, in dieser Richtung ein stichhältiges, der Wahrheit entsprechendes Urtheil abzugeben. So viel aber fühlten auch Damad Mahmud, Mustapha und Reuf, daß ein „Fabius Cunctator" gerade der schwerfälligen russischen Armee gegenüber sehr schlecht am Platze war. Namentlich der Sultan setzte große Hoffnung in die Energie Sulejman Paschas, und diese Hoffnung wäre möglicherweise auch erfüllt worden, hätte der gesammte militärische Organismus bei der Donau-Armee geklappt. Ja, noch mehr, wir tragen vollkommen die Ueberzeugung, daß Sulejman seinen Zweck, die Linien des Czarewitsch zu durchbrechen, erreicht haben würde, wenn man ihm früher, als es thatsächlich geschehen, gestattet hätte, die Offensive zu ergreifen.

Man frägt aber hierbei unwillkürlich: wenn den Herren vom Stambuler Hofkriegsrath die Kriegführung Mehemet Ali's zu langsam, schleppend und unenergisch vorkam, warum ließen sie den Stoßtaktiker Sulejman Pascha nicht nach seinem Gutdünken handeln? Das ist eben ein anderes Blatt. Sulejman war wohl der General nach dem Geschmacke der Türken, er war aber keineswegs der Günstling oder überhaupt Liebling der Camarilla, am allerwenigsten aber eine persona grata bei Reuf und Mahmud Pascha. Die schmählichen Intriguen, welche zuerst gegen den Marschall und später in jeder andern Hinsicht von Stambul aus in Scene gesetzt wurden, haben zum großen Theil den militärischen Mißerfolg herbeigeführt. Leute, denen das persönliche Interesse jederzeit dem Staatsinteresse voranging, die weder große Ziele, noch große Aufgaben vor Augen hatten, und Alles innerhalb des beschränkten

Horizontes ihrer individuellen Schmerzen abspielen ließen, solchen Leuten mußte auch die Kriegführung nur ihren ganz persönlichen Absichten dienstbar gemacht werden.

Als Sulejman das Commando der Donau-Armee übernommen hatte, da ahnte er noch nicht die Falle, in die er sich begeben. Ihm genügte für den Augenblick, Mehemet Ali verdrängt zu haben. Es herrschte zwischen den beiden Generalen seit jeher eine gewisse Spannung. Weder Sulejman, noch die übrigen türkischen Militärs von Rang konnten es ihrem Collegen je verzeihen, daß er nicht aus ihrer Mitte entsprossen, sondern ein Renegat war. Aller militärischen Disciplin zum Hohne meinten sogar die untergebenen Officiere höhern Ranges den „gjaurischen" General dominiren zu sollen, und ihn dies bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen. Daß solches sonderbare Selbstbewußtsein selbst zur Renitenz untergebener Befehlshaber führen konnte, lag in der Natur der Sache, und es war auf Seite der Stambuler Kriegsleitung von vorneherein ein verfehltes Beginnen, Mehemet Ali zum Obercommandanten der Donau-Armee zu machen.

In der letzten Zeit war übrigens die Kluft zwischen Sulejman und Mehemet Ali wesentlich erweitert worden, und zwar aus folgendem Anlasse. Als Sulejman von der Hochebene von Nikšič aus den bekannten Spaziergang quer durch Montenegro antrat, da legte er großen Werth auf die werkthätige Mithilfe des Commandanten von Scutari einerseits, sowie auf die des Befehlshabers der Streitkräfte, welche Mehemet Ali in Rascien commandirte, andererseits. Die combinirte Bewegung mißlang, und Sulejman ermangelte nicht, namentlich auf die Schultern Mehemet Ali's, der die angestrebte Vereinigung im Norden Montenegros nicht durchgeführt hatte, die Schuld an diesem Mißerfolge zu wälzen.

Ueber diesen Punkt ließe sich nun freilich streiten, denn es war jederzeit eine mißliche Sache, in die wilden Hochgebirge

Montenegros einzudringen, namentlich auf der kaum je von türkischen Truppen betretenen nordöstlichen Seite (Wassowicie und Kolaschin). Viel schlimmer lauten die Thatsachen aus der Zeit, da Mehemet Aali die Donau-Armee commandirte. Die Befehlshaber höhern Ranges handelten da geraume Zeit ganz nach eigenem Ermessen, was zunächst beweist, daß es dem General en chef gänzlich an der so nothwendigen Energie gebrach. Da er aber von vornher seiner Unterstützung seitens der Kriegsleitung oder des Sultans nicht sicher war, so dürfte die Constituirung irgend eines Exempels in dieser Richtung kaum den entsprechenden Erfolg erzielt haben.

Alles in Allem: Mehemet Aali besaß weder die nöthigen militärischen Eigenschaften, um über die türkische Armee das Obercommando zu führen, noch hatte er den nothwendigen Rückhalt an den Unter-Generalen und schließlich an der obersten Kriegsleitung, um sein Bestes leisten zu können . . . Mit dem Erscheinen Sulejman Paschas auf dem Operationsschauplatze an der Donau war indeß gleichwohl ein Schritt nach vorwärts nicht gethan. Die Ernennung, welche vom Palais aus erfolgt war, sollte vielmehr — so zum mindesten lag es in der Absicht der Hauptfaiseure Damad Mahmud Pascha und Reuf — dem neuen Commandirenden die Gelegenheit geben, sich unmöglich zu machen.

Das ging nun freilich nicht so schnell, und Sulejman beeilte sich, wie wir bereits aus dem Memoire entnommen haben, seine Lieblingsidee — die Vereinigung sämmtlicher drei Armeen von Plewna, Schipka und vom Lom — zu realisiren. Der Hofkriegsrath war, wie bekannt, entschieden dagegen; er hinderte Sulejman, das angestrebte Ziel zu erreichen. Damit war der Sache allerdings wenig genützt, am Ende aber konnte sich der Commandant der Donau-Armee auf die Ordres aus Stambul berufen und seine Hände in Unschuld waschen.

* * *

Osman Pascha ... Wir kommen nun zu einem der interessantesten Capitel des Balkan-Krieges, zu den Ereignissen von Plewna. Es ist nicht unsere Aufgabe, etwa in chronologischer Aufeinanderfolge der Vorfallenheiten daselbst zu gedenken, oder in die fachmännische Beurtheilung über den interessanten und bedeutsamen Zwischenfall, der den Balkan-Krieg seiner Hauptsache nach entscheiden sollte, uns einzulassen. Wir können nur an die Andeutungen anknüpfen, die uns Sulejman in seinem Memoire gemacht hat ... Es ist erwiesen, daß Osman Pascha seit Anfang August der Ansicht war, seine exponirte Stellung im untern Vid-Thale werde mit der Zeit völlig unhaltbar werden.

Sein größter Widersacher in dieser Richtung aber war Reuf Pascha, der es entsprechenden Ortes durchzusetzen wußte, daß Mustapha, der Seraskier ad interim, dem Vertheidiger Plewnas die stricte Ordre zukommen ließ, seine Position unter keinem Umstande zu verlassen.

Reuf handelte hier keineswegs aus irgend welcher militärischer Ueberzeugung, sondern auf Grund ganz persönlicher Beweggründe. Zwar war ihm Osman Pascha an und für sich gleichgiltig: da aber dieser hinsichtlich seiner Lage und seiner eigentlichen Aufgabe ganz übereinstimmend mit Sulejman dachte, so durchkreuzte er die Absichten der beiden Generale. An Allem, woran der Name Sulejman haftete, mußte gerüttelt werden. Reuf ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung unter den verschiedenen ottomanischen Würdenträgern und höheren Militärs. Er ist der personificirte Egoismus, der verkörperte Ehrgeiz, die Selbstsucht, wie man sie typischer nicht aufzustellen vermöchte. Reuf, der ein sehr mittelmäßiger, wenn nicht gar schlechter General ist, war immer darauf bedacht, seine Persönlichkeit in ein möglichst günstiges Licht zu stellen. Wo dieses nicht directe anging, da wußte er speciell gegenüber dem Sultan Abdul Hamid dadurch seinen Werth zu erhöhen, daß er sich zum aufdringlichen Kritiker und Commentator aller Vorfallenheiten auf den

Kriegsschauplätzen machte, und in dieser Rolle scheint er dem Großherrn, der vom Kriegführen keine blaße Ahnung hatte, — ein Osmanide! — gewaltig imponirt zu haben.

Persönlich ist Reuf, wie alle Tscherkessen (und er ist ein solcher von Geburt) jederzeit ein tapferer Soldat gewesen; diese gute Eigenschaft wollen wir gerne anerkennen. An militärischen Talenten gebrach es aber dem Muschir gar sehr. Und wie schlau wußte Reuf, der selbst unter seinen Collegen den Beinamen „Fuchs“ führt, zu handeln, als das Ungewitter sich nach der Affaire von Jeni-Saghra in Form einer Parlaments-Demonstration über seinem Haupte zusammenzog! Es zeugt jedenfalls von großem Einflusse auf seine Umgebung, daß der glorreich Besiegte von Jeni-Saghra beim Sultan — allerdings mit Zuhilfenahme Achmet Vefik Paschas — die Auflösung des Parlaments durchsetzte.

Damit war die lästige Controle beseitigt, und Reuf konnte seine Rolle weiter spielen. Seine Person stand von da ab immer im Vordergrund der Ereignisse. Er war dem Sultan unentbehrlich geworden, und hatte sich enge mit Damad Mahmud Pascha alliirt, was für die Türkei seine verhängnißvollen Folgen haben sollte. Später sehen wir Reuf wieder zu Schipka commandiren; wir sehen ihn sein vorgestecktes Ziel — selbst Seraskier zu werden — erreichen; wir finden ihn zuletzt in St. Petersburg, wo er den Präliminar-Friedensvertrag von San Stefano dem Czar zu überreichen hatte — Alles Rollen, die sich der ehrgeizige Mann durch Umsicht und Schlauheit zurechtzulegen verstand.

Militärischen Lorbeeren aber ging er sorgfältig aus dem Wege, denn er scheint sich bewußt gewesen zu sein, daß dieselben ihm nicht blühen sollten. Seine Rolle als Commandant der Reserve-Armee in Adrianopel nach Eintritt der Deroute in der türkischen Armee war belanglos. Zuletzt wurde Reuf auf den Posten eines General-Gouverneurs von Adrianopel berufen,

wo er gegenüber den russischen Functionären und Befehlshabern die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit wieder herauszukehren bestrebt war.

Nach diesen Commentaren hinsichtlich des Verhaltens Neuf's während des Krieges fällt es nicht schwer, zu constatiren, daß Osman Pascha nicht minder wie Sulejman ganz und gar von der herrschenden Clique am Bospor abhängig war. Osman aber, der, im Gegensatze zu Sulejman, eine wenig offensive Natur ist, wußte wenigstens seine Rolle, die man ihm im Kriegsrathe angewiesen hatte, mit Glanz zu Ende zu führen. Sein Name würde vielleicht nie mit goldenen Lettern in die Kriegs-Annalen des ottomanischen Reiches eingetragen worden sein, noch dürfte er die Bewunderung der ganzen civilisirten Welt geerntet haben, wenn er, seinen Absichten gemäß, den Russen in offener Feldschlacht entgegengetreten wäre. Auch darf hinzugesetzt werden, daß Osman Pascha nicht die Eigenschaften eines brauchbaren Heerführers besitzt. Er war und ist in erster Linie immer der unerschrockene, tapfere Soldat; als solcher besaß er die Tugend, jedem Befehle sich zu fügen und die Anordnungen seines Gebieters heilig hinzunehmen.

Osman Pascha hat das Seinige gethan, ohne Hinzuthun irgend eines Helfershelfers. Er hat die Fluth der russischen Invasion durch Monate aufgehalten; durch sein heroisches Verhalten bei 50.000 Russen und Rumänen außer Gefecht gebracht und seine Aufgabe glänzend zu Ende geführt. Das ist aber auch Alles. Seine tapfere Armee in der Höhe von nahezu 50.000 Combattanten ging hinterher freilich verloren, und mit dem Verluste dieser einzigen intacten Heeresmacht der Türkei war deren militärisches Schicksal am 10. December 1877 so ziemlich besiegelt. Der Zwischenfall von Plewna würde nie von sich reden gemacht haben, wenn Neuf und seine Clientel nicht den Ton angegeben haben würden, und die Kriegsleitung in den Händen des Souveräns, als wirklichen Obercommandanten

im Felde, gelegen wäre. Der letzte Sultan, der seine Armee persönlich leitete, und zwar unter den ungünstigsten Verhältnissen mit starker Hand leitete, war Mahmud II. Das Verhalten Abdul Hamid's weicht aber so auffallend von der energischen und kriegsmuthigen Art seiner Ahnen ab, daß man unverblümt schon in dieser Passivität des Großherrn mit Recht ein Zerrbild des einstigen Feldherrenberufes der Osmaniden erblicken darf.

Um auf Osman Pascha zurückzukommen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß seine Tapferkeit nicht nur seine schönste, sondern auch ausschließlichste militärische Tugend ist. Seine Fachkenntnisse sind nicht weit her, und es bleibt höchst fraglich, ob es dem Vertheidiger von Plewna gelungen wäre, seine Aufgabe glorreich zu Ende zu führen, hätte er nicht zufällig den fähigsten Generalstabs-Officier der türkischen Armee — Tewfik Bey — zu seiner Disposition gehabt. Es war dieser Officier, der den fortificatorischen Ring um das kleine, offene Plewna geschlossen und jene formidablen Befestigungen angelegt hatte, an denen sich die russischen Colonnen ein halbes Jahr hindurch verbluteten. Der militärische Geist der Heldenschaar war dann allerdings in erster Linie in Osman selbst verkörpert, und so konnten diese beiden Männer vereint leisten, was sie einzeln, jeder nach seinen persönlichen Eigenschaften, kaum geleistet haben würden.

Noch während des ersten Entwicklungsstadiums der Operationen in Bulgarien, mehr noch aber nach dem ersten Erfolge zu Plewna, strebte Osman seine Vereinigung mit den übrigen Armeen an. Er erkannte sofort die Nothwendigkeit, Mehemet Aali über die Jantra hinweg, oder noch besser an der Jantra, die Hand zu reichen. In Stambul hatte man von dieser Absicht keine Kenntniß, da der Vertheidiger von Plewna es damals noch nicht für nöthig hielt, die Kriegsleitung hierüber zu verständigen. Als dann Sulejman Pascha auf dem rumelischen Kriegsschauplatze eintraf, gewann der Plan mehr und mehr an

Bedeutung, und Osman Pascha strebte seitdem namentlich seine Vereinigung mit Suleiman an, und zwar aus zwei Gründen, die er nicht verabsäumte, nach Stambul telegraphisch zu melden: erstens, weil damit gleichzeitig die Russen aus dem Schipka-Paß hinausmanövrirt worden wären, und zweitens, weil der Marsch über Selwi und Gabrowa leichter durchzuführen gewesen wäre, als jener nach Biela. Schließlich hätte sich nach glücklicher Lösung jener Aufgabe, die weitere gemeinsame Vereinigung der Corps Sulejman's und Osman's mit Mehemet Ali von selbst ergeben.

Viel schlimmer lagen die Dinge mit Eintritt des Herbstes. Osman Pascha, in der Erkenntniß, daß nun nichts mehr übrig bleibe, als in Plewna bis zum Ende der Dinge standhaft auszuhalten, fügte sich in sein Schicksal, und dies umsomehr, als die in immer größerer Zahl auf dem bulgarischen Kriegsschauplatze erscheinenden russischen Verstärkungen mälig den eisernen Ring um seine Position zu schließen begannen. Bei der Donau-Armee hing Sulejman noch immer an dem Offensivgedanken, aus Stambul aber depeschirte man: „Es ist noch nicht der richtige Zeitpunkt.“ In Schipka schließlich commandirte Reuf Pascha, ohne auch nur die geringste Bewegung auszuführen. Es war der Anfang vom Ende. —

Ueber das Verhältniß zwischen Sulejman und Osmar Pascha kann zum Schlusse bemerkt werden, daß dasselbe jederzeit ein ungetrübtes war. Der Umstand, daß die Verurtheilung Sulejman's zur Zeit erfolgte, da Osman die Stelle des Kriegsministers einnahm, läßt nicht den geringsten Rückschluß auf irgend eine Spannung, oder Animosität, oder persönliche Rancune zu. Osman war von solchen Anwandlungen, trotz seiner übelwollenden, intriguanten und neiderfüllten Umgebung, jederzeit frei. Im Gegentheile, Osman Pascha bezeugte für seinen unglücklichen Collegen gerade in der letzten Zeit große Theilnahme, und wenn er das Verbannungsdecret mitunterschrieb, so handelte er einfach nur im Auftrage seines Gebieters, gegenüber welchem

es speciell in der Angelegenheit Sulejman Paschas keinen Widerspruch gab; denn Abdul Hamid legte von dem Zeitpunkte ab, da Reuf allen Einfluß gewonnen hatte, unbesiegbaren Haß gegen den Schipka-Stürmer an den Tag.

Sulejman Pascha hatte diesen Thatsachen volle Rechnung getragen. Als einer seiner europäischen Freunde ihn während des Ramazans in seiner Gefangenschaft besuchte, meinte der Marschall: „Meine Richter werden mich verurtheilen, trotzdem sie nicht einen Beweis in den Händen haben, daß mir die Schuld an jenen Außerachtlassungen und Fehlern zur Last gelegt werden kann, welche in dem abgelaufenen Kriege begangen wurden. Ich anerkenne aber gleichwohl nicht das in dieser Art zusammengesetzte Kriegsgericht als competentes Tribunal, schon deshalb nicht, weil ich unter meinen Richtern — Osman Pascha vermisse . . . Ich bin meiner Verurtheilung gewiß; sie wird aber auch nur deshalb erfolgen, weil es mir trotz aller Anstrengungen nicht gelingen will, auch nur eine halbe Stunde Audienz bei „unserem Herrn“ (er meinte den Sultan) zu erhalten. Diese Spanne Zeit würde genügen, um dem Padischah die Augen zu öffnen, und ihm zu beweisen, welchem schamlosen Treiben ich zum Opfer gefallen bin, und mit welchem Raffinement man die geheiligte Person des Chalifen in ein Netz von Intriguen gelockt, um ihn zu ganz persönlichen Interessen, welche seine Umgebung verficht, auszunützen. Der Sultan aber verachtet und haßt mich, und so wird mich mein Schicksal ereilen — für diesmal; eine andere Zeit wird andere Opfer verschlingen“ . . .

* * *

Damad Mahmud Pascha . . . Wir kommen nun auf eine Persönlichkeit zu sprechen, die mit den Mißerfolgen im letzten russisch-türkischen Kriege eng verflochten ist, d. h. welche dieselben unmittelbar verschuldet hatte. Es ist dies der Schwager des Sultans Abdul Hamid, Gatte der Prinzessin Dschemile,

deren Mutter auch die des actuellen Padischah war. Mahmud's Vater bekleidete unter Abdul Medschid die Stelle eines Zeughaus- und Artillerie-Directors, war aber im Uebrigen nur seiner Vorliebe zu geistigen Getränken halber ein Liebling Abdul Medschid's, nicht aber etwa auf Grund besonderer Kenntnisse oder Eigenschaften ... Wenn das Sprichwort gilt, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, dann ist es jedenfalls auf Damad Mahmud Pascha, auch Mahmud Dschellaleddin genannt, anwendbar. Damad Mahmud bekleidete wiederholt Staatsposten, und zwar dreimal den eines Handelsministers, zweimal unter den beiden Großvezierats Mahmud Nedim's und das dritte Mal unter der Regierung Murad's V. Er hat hinsichtlich dieser Amtsthätigkeit sehr schlimme Erinnerungen zurückgelassen, Erinnerungen, die sich auf eine unglaubliche Unfähigkeit beziehen. Grenzenlose Beschränktheit, grobe Unwissenheit bei stark ausgeprägtem Selbstbewußtsein und lächerlicher Eitelkeit sind denn auch die Eigenschaften, welche verhängnißvoll genug innerhalb jener Zeit zur Geltung kommen sollten, da der Schwager des Sultans ein eigenmächtiges, unankämpfbares Regiment führte.

Was dieses Regiment zu bedeuten hatte, das empfanden zunächst die verschiedenen ottomanischen Heerführer. Es ist nie vorgekommen, daß einer derselben nach seinen Intentionen handeln hätte dürfen. So oft es sich um eine Bewegung, um eine Maßnahme, ja auch nur um eine Idee handelte, trat Damad Mahmud mit seiner Weisheit dazwischen und meinte: das sei nicht so, sondern anders; dieser oder jener General — Sulejman, oder Mehemet Ali, oder Osman — dünke sich als unfehlbarer Stratege, als großer Taktiker, und doch wisse er (Mahmud) besser, wie die Sachen anzufassen seien. Erwiesen sich die Generale widerspruchsvoll oder vollends unwillig, da beeilte sich Mahmud, seinen kaiserlichen Schwager aufzusuchen, und von ihm ein Irade zu erwirken, der jederzeit eine Ordre enthielt, welche den Vorschlägen der Heerführer diametral entgegenlief.

Das war aber noch nicht die einzige Thätigkeit des „Vice-Sultans“, wie Mahmud im Volksmunde hieß. Eine jede Nachricht, die von den Kriegsschauplätzen einlief, mußte direct dem Schwager des Sultans übermittelt, jede Depesche demselben eingehändigt und bei jeder Maßnahme vorerst bei ihm Anfrage oder zum mindesten die Einwilligung eingeholt werden. Da die türkische Regierung, in dieser Zeit so gut, wie in jeder andern, ihre Ressort-Chefs, ihren Kriegsminister und Großvezier (Edhem Pascha) hatte, so frägt man sich unwillkürlich, unter welchem Titel, auf Grund welchen Vorrechtes überhaupt der Schwager des Sultans sich eine Würde und eine Amtsgewalt usurpirte, die ganz eigenartiger und unerhörter Natur war? Man frägt sich, wie der Sultan selbst die Intervention eines Mannes acceptiren konnte, der alle Schranken des normalen Dienstganges durchbrochen hatte und einfach nur auf sein persönliches verwandtschaftliches Verhältniß hin eine Macht sich anmaßte, die hoch über jene des Großveziers stand?

Die Antwort lautet kurz und bündig: diese Macht war eine Günstlingsherrschaft. Damad Mahmud, als Schwager des Sultans, hatte für seine Person leichtes Spiel; das Uebrige mußte sich von selbst ergeben. So war der Kriegsminister eine Creatur des „Damad“ (Eidams), die einzelnen Mitglieder des Kriegsrathes hatte er auszuwählen und zu ernennen, und die Palast-Würdenträger fürchteten seinen Einfluß. Mahmud verfügte über Alles: über Stellen, Würden, Personen, schließlich über den Sultan selbst. Selbst im Harem führte er ein strenges, eigenmächtiges Regiment, trotzdem seine Gemalin eine kaiserliche Prinzessin (wie schon erwähnt, die Tochter Abdul Medschid's) war. Um dies zu verstehen, wollen wir beiläufig bemerken, daß der Verkehr zwischen einer solchen Prinzessin und ihrem (nicht-erlauchten) Gatten ein höchst ceremoniöser, auf ganz speciellen Etiquette-Vorschriften fußender sein soll, und in der Regel auch thatsächlich ist. Selbst die intimsten Relationen in einem solchen

Ehebunde entbehren ihrer canonischen Vorschriften nicht. Ueber all' das setzte sich aber Mahmud hinweg; er war also auch im Harem der Prinzessin Dschemile allmächtig.

Die übrigen Würdenträger des Reiches waren zu wenig selbstständig und von zu furchtsamer Natur, um dem neu-erstandenen Gewalthaber entgegenzutreten. Nur Edhem Pascha, aufgebracht in Folge des gesetzwidrigen Dienstganges, den Mahmud eingeführt, versuchte, wenigstens insoweit es sich um die Würde seines Amtes handelte, energisch vorzugehen. Aber der Schwager des Sultans fand leicht einen Weg, das Hinderniß zu umgehen: er trieb Politik — d. h. Strategie, denn die eigentliche Politik feierte ja während des Krieges — hinter dem Rücken des Großveziers und schließlich selbst hinter dem Rücken des Sultans. Wir werden auf diese Thatsache noch des Nähern zu sprechen kommen.

Eine Hauptstütze Damad Mahmud Paschas war Vefik Pascha; später Neuf. Im Kriegsrathe entschied jederzeit nur die Stimme des erstern; die Beisitzer waren die reinsten Marionetten, und selbst Feizi Pascha, ein ungarischer Emigrant (Kolmann) und zweifellos der fähigste des wunderlichen Hof-Kriegsrathes, vermochte nichts auszurichten. Wenn er seine Stimme abgab oder diese oder jene Operation fachlich beleuchtete, da schenkte ihm Mahmud kaum Gehör; jedenfalls wurden des Renegaten Rathschläge niemals befolgt. Der Kriegsrath war also in der Person Mahmud's verkörpert. Und doch hatte dieser Mann nie ein Schlachtfeld gesehen, nie ein militärisches Fachwerk in den Händen gehabt; er hatte weder die bescheidenste Vorstellung von dem Zwecke und der graphischen Bedeutung einer Karte, noch besaß er die elementaren Kenntnisse von der Kriegskunst. Mit einem Worte: Mahmud war ein förmlicher Popanz, aber ein Popanz von unbesiegbarem Einflusse und ausschließlicher, zuweilen selbst über den Sultan hinausreichender Macht, und darin lag der Keim, der Anfang und das Ende

des militärischen Unglücks, das über die Türkei hereingebrochen war.

Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß im andern Falle, d. h. wenn die militärische Oberleitung in der Hand eines energischen und kenntnißreichen Fachmannes gelegen wäre, die Russen ihre Erfolge nicht erreicht haben würden. Alle Kriegs-Erfolge hängen an einem „Wenn", und selbst der Gang der Weltgeschichte wurde seit Jahrtausenden durch dieses eine Wort gegängelt. Zweifellos würden aber die Dinge ein ganz anderes Gesicht bekommen haben, wenn man in der Türkei und speciell auf den Kriegsschauplätzen, wenigstens die bescheidenen beanlagten, aber normal gearteten Acteure nach ihren Eingebungen hätte handeln lassen. Das größte Mißgeschick wäre sicherlich abgewendet worden.

Damad Mahmud hatte sich indeß noch eine andere Thätigkeit reservirt, die als Director des Artillerie-Arsenals zu Tophana. Obwohl der Schwager des Sultans keine blasse Ahnung von den Fachwissenschaften seines Ressorts hatte, gerirte er sich dennoch als dessen intellectueller Repräsentant in der verwegensten Bedeutung des Wortes. Den einen Tag erfand er ein neues Geschützsystem, den zweiten einen neuen Hinterlader, den dritten Tag einen Torpedo-Mechanismus. War binnen vierundzwanzig Stunden die eine oder andere Erfindung durch die Mechaniker nicht erledigt, oder bestand sie nicht die Probe (zu der es übrigens nie kommen konnte), so brutalisirte er die Werkmeister oder er setzte sie gar vor die Thüre. Damad Mahmud — damals die wichtigste Person des ottomanischen Reiches — war immer unterwegs: jetzt im Kriegsministerium, später im Arsenal, dann im Kriegsrathe, schließlich beim Sultan, um Befehle zu erwirken und Contre-Ordres signiren zu lassen. Sein größter Stolz war die glänzende „Marschalls-Uniform", die er niemals ablegte. Es war dies ein Marschall, der bei dem nächstbesten deutschen Unterofficier mit Erfolg in die Lehre hätte gehen können.

Indeß mußte selbst der mit Blindheit geschlagene Sultan die Erfahrung machen, daß auch die Weisheit seines Schwagers die Dinge in ihrem Laufe nicht aufzuhalten vermochte. Die Russen errangen immer größere Erfolge; sie hatten den Angriff Sulejman's auf Schipka abgewiesen, Plewna halb und halb cernirt und die Verstärkungen, welche dem Vertheidiger des Platzes zugeführt wurden, bei Telisch und Dubnik geschlagen. In Asien vollends eilten die russischen Fahnen von Sieg zu Sieg. Der „siegreiche" Mukhtar Pascha ward auf den Höhen des Aladscha-Gebirges total geschlagen, seine Armee zersprengt, gefangen, vernichtet, kurz hierauf Kars erstürmt und die Trümmer der ottomanischen Armee in Asien bis unter die Mauern Erzerums, der Capitale Armeniens, verfolgt.

Das waren in der That keine glänzenden Resultate für ein so großes Genie wie Damad Mahmud, der die Vertheidigung des Vaterlandes in der Eigenschaft eines „Retters" in die Hände genommen hatte. In der That hieß es eine Zeit hindurch, Mahmud werde die Dinge selbst in die Hand nehmen; er machte von sich reden, indem er die Nachricht verbreiten ließ, daß der Schwager des Sultans sich nach dem einen oder andern Kriegsschauplatze begeben werde, um den Karren aus dem Dr . . . zu ziehen. Aber Armenien war etwas entlegen, und dann war der Winter mit unerbittlicher Strenge hereingebrochen. Adrianopel, auf das der große Held in zweiter Linie ein Auge geworfen hatte, war von den Russen zunächst bedroht, und dem Schießpulver ging Mahmud auf hundert Meilen aus dem Wege. Es erübrigten demnach nur noch etliche Inspectionsreisen, solche nach den verschiedenen fortificatorischen Rayons, wie die Dardanellen und die Befestigungen von Tschataldscha; erstere waren ihm zu entlegen, und so ging der „Großmeister des Artillerie- und Festungswesens", der „erste Marschall des ottomanischen Kaiserreiches" und „Präsident des obersten Kriegsrathes" — nach Tschataldscha.

Hier sollte der Schwager des Sultans seine Rolle glänzend weiterspielen. Bekanntlich machte man in Stambul Miene, die russischen Colonnen, welche auf allen Ecken und Enden den Balkan überschritten hatten und bereits unter den Mauern Constantinopels standen, bei den sogenannten Werken von Tschataldscha aufzuhalten. Schon seit Wochen wurden bedeutende Summen flüssig gemacht, um zwischen Tschekmedsche am Marmara-Meere und Derkos am Pontus eine zwei- oder dreifache Schanzenreihe im halbpermanenten Style aufzuführen und sie mit zahllosen Krupp's zu armiren. Die Arbeiten nahmen thatsächlich ihren Anfang, aber in so bescheidenem Grade, daß ein Augenzeuge, der in der Lage war, jenen zu folgen, billig über die kühnen Phantasieberichte staunen mußte, welche man officiell und officiös über den Fortgang des Unternehmens in die Welt setzte.

Schon rechnete man im Abendlande nach — und gläubige turkophile Organe ganz besonders — welch' Hekatomben von russischen Leichen sich auf dem Glacis dieser Redouten erheben, welche Ströme Blutes vergossen werden dürften, um eine Position zu forciren, welche wahrhaftig ein türkisches Gibraltar genannt werden müsse ... Die Wahrheit an der Sache wußte Niemand besser als Damad Mahmud. Er wußte besser als irgend Einer, wohin die enormen Summen wanderten, die man für die Befestigungen von Tschataldscha präliminirt hatte, und wo die großen Krupp'schen Geschütze verblieben, die man seit Monaten „täglich" erwartete.

Doch das sind mehr oder weniger bekannte Dinge. Anders verhält es sich hinsichtlich des persönlichen Gebahrens Damad Mahmud's und hinsichtlich seiner Lebensweise in Tschataldscha ... Es war an einem eisigen Januar-Tage, als unser Gewährsmann den Allgewaltigen in seinem Wohnhause unweit der genannten Eisenbahnstation besuchte. Das Gebäude unterschied sich äußerlich wenig von den übrigen des Dorfes, höchstens durch seine Größe und isolirte Lage. Mahmud war über diesen Besuch (eines

Europäers) sichtlich erfreut, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er annahm, daß der Comfort, für welchen der Schwager des Sultans in dieser Einsamkeit gesorgt hatte, auf den Fremden einen besondern Eindruck machen würde.

Der Eindruck brachte gleichwohl die entgegengesetzte Wirkung hervor. Der Fremde, welcher kurz zuvor den Balkan-Zug Sulejman's im Gefolge des Letztern mitgemacht hatte, der tagtäglich sehen konnte, wie diese eiserne Soldatennatur Alles vermied, woran auch nur der Schein einer Gemächlichkeit ruhen konnte; dessen Zelt sich in nichts von denen der Mannschaften unterschied, die Farbe ausgenommen: der Hunger und Durst litt und vom Hahnenschrei bis nach Mitternacht bei der Arbeit war: dem Zeugen solch' echt militärischer Lebensweise mußte die Behaglichkeit, mit der sich der „erste Marschall" des ottomanischen Reiches umgab, geradezu anwidern.

Der Besucher ward von dem Diener in den Saal geführt, und hier von Damad Mahmud empfangen. Der Vice-Sultan erhob sich hierbei nicht von seinem Sitze. Er war in eine Art seidenen Schlafrock gekleidet und am Halse hing am grünen Bande — der Großcordon des Osmanie-Ordens in Brillanten. (!) Das Gemach war im Großen und Ganzen äußerst prunkvoll eingerichtet, die kostbarsten Teppiche, Leoparden- und Löwenfelle bedeckten den Boden, Seiden-Draperien zierten die Wände und Fensternischen. Ein von vergoldeten Metallsäulen getragener, reich drapirter Baldachin schwebte über dem luxuriösen Bette, dessen silberbefranzte Damastdecken bis zum Boden herabreichten. Wohl befand sich auch ein „Arbeitstisch" im Saale, man sah aber keine Bücher, keine Karten oder Zeichnungen darauf, sondern blinkende Prunkgefäße, juwelenbesetzte Pocale und kostbare Nippes. Auch einige Waffen fanden sich vor; die goldstrotzende Marschalls-Uniform des Gebieters aber hing an einer Wand, gleichsam zur Schau ausgestellt.

Während der Conversation, welche unser Gewährsmann

mit diesem modernen Satrapen führte, ward H*** Pascha angemeldet. Ein Wink seitens Mahmud Paschas, die Portière öffnete sich und eine höchst drollige Personage trat in's Zimmer. Sie war nicht höher als anderthalb Meter, von erhabener Corpulenz und nahezu krapprother Gesichtsfarbe, so daß man nicht wußte, wo die Stirne aufhörte und das Fez anfing. Noch drolliger war zu sehen, wie diese Caricatur, mit dem pechschwarzen Vollbarte und den kleinen blinzelnden Augen, sich bewegte, wie sie sich vor dem Gebieter verbeugte, die Schuhe von den Füßen abstreifte, um fleischfarbige, goldgestickte — Strümpfe sehen zu lassen. In respectvoller Entfernung blieb diese, zur Kugelform zusammengeschrumpfte Gestalt mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen vor Damad Mahmud stehen ... Ein Wink, und der Ankömmling ließ sich mechanisch und lautlos auf das Löwenfell nieder, und zwar auf türkische Art ... Er glich so keinem Menschen — es war die verkörperte, riesige — „Tabakbüchse", wie man sie in abendländischen Schaufenstern sieht.

Und diese Caricatur, H*** Pascha, war niemand Geringerer als der „Ingenieur en chef" der fortificatorischen Arbeiten von Tschataldscha. Er war in Allem und Jedem seines Gebieters würdig. Mahmud und H*** Pascha haben indeß gleichwohl der Welt den Beweis geliefert, daß Ersterer kein Montalambert und Letzterer kein Vauban sei. Und während täglich Bulletins ausgegeben wurden, welch' großartige Fortschritte die Befestigungsarbeiten nähmen, saß der „Großmeister des Festungswesens" thatenlos in seinem Prunkgemache, allerlei Kurzweil sich hingebend, um von Zeit zu Zeit einen Blick durch's Fenster zu werfen. Dann konnte er wahrnehmen, daß die Zahl der Arbeiter auf den einzelnen, im Entstehen begriffenen Schanzen so dünn gesäet war wie die Zahl der Gerechten unter dem Volke von Gomorrha. Er konnte auch wahrnehmen, wie im Hofraume seines Wohnhauses Soldaten und Officiere vor Hunger zitterten und ver-

zweifelt auf- und niederschritten, um ihre erstarrten Glieder zu erwärmen . . .

Damad Mahmud war aber ein richtiger Satrap und ein solches Bild rührte ihn nicht. Er hatte nur in die Hände zu klatschen und auf schweren Silber-Plateaux dampften die köstlichsten Gerichte zur Thüre herein und die hohen Karaffen füllte das edelste Naß Frankreichs und des Rheins. Hatte er solch' schwere Arbeit vollbracht, dann pflegte er der Ruhe, in Seide gehüllt und auf Seide schlummernd — ein Marschall der Pforte, der Schießpulver von Streusand nicht zu unterscheiden wußte . . . Als aber unser Gast mit dem nächsten Zuge, der zahllose rumelische (türkische) Emigranten mit sich führte, nach Constantinopel zurückfuhr, starben unterwegs sieben der unglücklichen Passagiere vor Hunger und Kälte. — Ein passendes Seitenstück zu jenem gewissenlosen Prasser, der sich zu der sublimen Täuschung aufgeschwungen hatte, der Retter seines Vaterlandes zu werden.

* * *

Mustapha Pascha (Seraskier ad interim) . . . Die Rolle, welche Mustapha Pascha als Kriegsminister gespielt hatte, war im Ganzen eine höchst traurige. Zwar fehlte es ihm keineswegs an Einsicht und einigem Scharfblicke; auch war er mehr als irgend Jemand in seiner Umgebung (Feizi ausgenommen) mit dem Kriegswesen vertraut, aber seine Aengstlichkeit, namentlich aber seine Unselbstständigkeit paralysirten völlig die guten Eigenschaften, über die er verfügte. Mustapha hat, so lange er dem Seraskierate vorstand, nie einen Schritt unternommen, ohne die Einwilligung des Sultans einzuholen: er scheute jede Verantwortung und vermied ängstlich jede Maßnahme, die möglicherweise Fehler in sich hätte schließen können, d. h. directe Gefahr für seine Person und seine Stellung mit sich bringen konnte.

Den Plänen und Ideen Sulejman's schenkte er persönlich vollkommenes Vertrauen; wenn es aber darauf ankam, sie auszuführen und Reuf Pascha, sowie Damad Mahmud dagegen protestirten und intriguirten, dann packte Mustapha seine Ordres und Depeschen zusammen, eilte in's Palais und erbat sich vom Sultan dieses oder jenes Irade, in welchem den Wünschen und Ansichten der genannten Würdenträger Rechnung getragen werden sollte. Auf diese Weise wusch der Kriegsminister seine Hände in Unschuld, zeigte sich seinen Vorgesetzten gefällig und nachgiebig und wußte sich schließlich gegenüber Sulejman verantwortungsfrei zu halten.

Ob eine solche Taktik würdig eines Würdenträgers, zumal eines Kriegsministers, sei, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hatte der Mann seine Pflicht nicht erfüllt, die darin bestand, den Sultan für jene Vorschläge und Maßnahmen zu gewinnen, welche die Generale im Felde, denen alle Verhältnisse aus Autopsie bekannt sein mußten, und denen aus nicht näher zu bezeichnenden Gründen in erster Linie das Vertrauen hinsichtlich der auszuführenden Manöver und Angriffs-Dispositionen geschenkt werden durfte, in Vorschlag brachten. Daß ein solches Vorgehen eines energischen, gänzlich unabhängigen Mannes bedurft hätte, ist klar; Mustapha war aber eine Creatur Reuf's und sonach vollkommen ohnmächtig. Wer schließlich bei solcher Wirthschaft am übelsten stehen mußte, das war die Türkei selbst, die gerade in der Zeit der größten Bedrängnisse der starken, opferwilligen und patriotischen Führung und Hilfe entbehrte.

Das Verbluten Osman Paschas in Plewna und die Angriffs-Ordre auf Biela für Sulejman hatte Mustapha nicht am Gewissen; er folgte nur den Rathschlägen Reuf's und Damad Mahmud's, und als er die betreffenden kaiserlichen Irades erwirkt hatte, da fühlte er sich vollkommen gedeckt. Gleichwohl fällt auf den damaligen Kriegsminister eine schwere Schuld, und diese bezieht sich auf den Zwischenfall von Telisch

und Dubnik. Er hatte die zwanzig Bataillone Verstärkungen, welche Osman Pascha dringend begehrt hatte, viel zu spät nach ihrem Bestimmungsorte abgehen lassen, so spät, daß ihr Vordringen nach Plewna nicht mehr stattfinden konnte, und Hafiz Pascha im Angesichte seines Zieles den größten Theil seiner Mannschaft durch Gefangenschaft verlor. Noch gravirender für Mustapha ist folgender Sachverhalt. Als Osman Pascha keine Möglichkeit mehr sah, durchzubrechen, da gab er nach Stambul bekannt, man möge ihn nur reichlich mit Provisionen und Munition versehen, dann sei seine Hoffnung ungebrochen . . . Die Provisionen aber sind nie nach Plewna gekommen, ja, sie sind überhaupt nie abgesendet worden . . .

* * *

Nach dem Falle von Plewna . . . Nachdem Sulejman die Unmöglichkeit erkannt hatte, die russischen Stellungen an der Jantra zu durchbrechen, entschloß er sich zu einem andern Offensivschritte. Sein äußerster rechter Flügel, der sich bei Rustschuk an die Donau lehnte, sollte die Armee des Czarewitsch in die Flanke fassen, sie daselbst in einen längern Kampf verwickeln, um selbst im Falle eines Mißlingens des Angriffes wenigstens größere feindliche Streitkräfte auf dieser Seite festzuhalten . . . So kam es zum Gefechte von Metschka. Während dasselbe in Gang kam, vollführte Sulejman einen überraschenden Schlag. Er dirigirte die Division Fuad Paschas gegen Elena, um auf der Straße nach Tirnowa die Vertheidigungslinie der Russen zu durchbrechen und Osman Pascha die Hand zu reichen. In der That war das Treffen von Elena, in welchem die Russen geschlagen wurden, eines der hartnäckigsten und blutigsten des Balkan-Krieges. Aber dieser viel versprechende erste energische Offensivstoß der türkischen Donau-Armee hatte, Dank der sinnlosen Anordnungen aus Stambul, um Wochen (man könnte füglich sagen um Monate) zu spät stattgefunden, und als

Sulejman eben daran ging, die Operationen fortzusetzen, erhielt er die Nachricht von dem Falle — Plewnas. Sein Plan war gegenstandslos geworden und die russische Plewna-Armee konnte jeden Augenblick 70- bis 100.000 Mann an den Thronfolger abgeben.

Gleichwohl gab Sulejman die Partie nicht für verloren; das Festungsviereck war noch intact, auf den verschiedenen Operationsfeldern standen noch immer bei 120.000 Mann, und in Adrianopel hatte man begonnen, die Reserve-Armee zusammenzuziehen. Sulejman beeilte sich daher, nach Stambul zu melden, man möge vor Allem Adrianopel und den centralen Balkan decken, um die russische Invasion wenigstens in den thrakischen Gefilden zum Stehen bringen zu können ... Sulejman hatte wenig Aussichten, mit seiner Idee durchzudringen, denn während er dieselbe in Vorschlag brachte, war in Stambul ein verhängnißvoller Personenwechsel vor sich gegangen: Reuf war an Stelle Mustapha's Kriegsminister geworden. Der ehrgeizige Tscherkesse hatte sein Ziel erreicht und nun konnte er ruhig daran gehen, seinen Rivalen vollends zu vernichten.

Eine Probe von seiner Gesinnung und Denkungsart gab der neue Kriegsminister schon dadurch, daß er den Sultan dahin beeinflußte, Sulejman nach Constantinopel zu berufen, um ihm ein neues Commando zu übergeben. Der Leser wird sich erinnern, daß in Sulejman's Memoire von 60 Bataillonen Erwähnung geschieht, die der Donau-Armee entnommen werden sollten, um die Balkan-Linie zu vertheidigen. Die Balkan-Linie aber, die Reuf meinte, war eine ganz andere, als jene Sulejman's. Dieser hielt an dem Principe fest, Adrianopel zu decken, und diese große, neuerdings auch befestigte Stadt zum Basispunkte der weiteren Operationen zu machen. Reuf seinerseits schlug eine Vertheidigungslinie vor, die sich von Sofia bis Jamboli ziehen sollte. Es war eine Linie, so lang und schwach besetzt, daß sie an jedem Punkte von einem einzigen Kosaken-Regimente durchbrochen hätte werden können.

Als Sulejman in Constantinopel ankam, da arbeitete er mit aller Kraft gegen das unsinnige Project Reuf Paschas. Gegenüber dem Kriegsminister war er selbstverständlich von der Aussichtslosigkeit seines Vorschlages überzeugt. Auch im Kriegsrathe war keine Hoffnung vorhanden, durchzudringen. Es erübrigte sonach nur noch der Sultan. Reuf wußte es aber so einzurichten, daß Sulejman in Stambul überhaupt nur einen vierundzwanzigstündigen Aufenthalt nehmen konnte, und in dieser kurzen Zeit erlangte er mit knapper Mühe eine halbstündige Audienz (Reuf wollte auch diese hintertreiben) beim Sultan, der ihn hinsichtlich seines Vorschlages gar nicht zu Worte kommen ließ. Abdul Hamid sprach mancherlei über die vergangenen Vorfallenheiten — die Zukunft berührte er mit keinem Worte. Einige Bedenken des Marschalls hinsichtlich der undankbaren Aufgabe, die ihm (nach dem Plane des Kriegsministers) geworden, verscheuchte der Sultan durch einige schlecht angebrachte Schmeicheleien und banale Trostworte . . . Damit war Sulejman geliefert.

Wir haben schon weiter oben aus dem Memoire Sulejman's (alinea XI) entnommen, wie man sich in Stambul beeilte, dem neuen Obercommandanten der rumelischen Armee unter die Arme zu greifen. Die 21 Bataillone, welche in Varna eingeschifft werden sollten, um via Stambul nach Sofia befördert zu werden, harrten volle drei Wochen auf die Ankunft der Transportschiffe. Diese merkwürdige Fahrlässigkeit darf nicht etwa dem Marineminister in die Schuhe geschoben werden — sie war das Werk Reuf's, der die Ehre und das Interesse seines Vaterlandes der Befriedigung einer kleinlichen, persönlichen Rancune opferte.

Noch mehr, Reuf beeilte sich, die eben in Rumelien unter den moslimischen Bewohnern eingerissene Panik zu seinen Zwecken auszunützen. Sämmtliches rollendes Material auf der Linie Stambul-Adrianopel-Philippopel stand in diesem Augenblicke den Tausenden und Tausenden flüchtenden Emigranten zur

Verfügung, deren Fluth sich nach Stambul hinein ergoß. Die Retourfahrten dieser Emigranten-Züge benützte Reuf, um Kriegsmaterial nach Adrianopel transportiren zu lassen. So kamen die nothwendigen Verstärkungen viel zu spät auf dem neuen Kriegsschauplatze an, und im Augenblicke der größten Gefahr — als Gurko den Paß von Baba-Konak bereits forcirt hatte — gab es in Sofia thatsächlich einen Feldherrn ohne Armee. Nur sieben Bataillone, später elf — erzählt Sulejman in seinem Memoire — standen dem Obercommandanten der neuformirten Balkan-Armee zur Verfügung, um das Heer der Russen, 70.000 Mann stark, aufzuhalten. (!)

* * *

Sulejman in Constantinopel... Am 29. November 1877 traf Sulejman, wie bereits mitgetheilt wurde, in Constantinopel ein, um die nothwendigen Instructionen anläßlich seiner Ernennung zum Obercommandanten der rumelischen Armee einzuholen. Der Marschall kam spät Abends an und suchte sofort seine Wohnung auf. Tags darauf, um 9 Uhr Morgens, wurde er zum Sultan Abdul Hamid in den Jyldiz-Kjöschk berufen, dem gegenüber er seine Ideen hinsichtlich der zu treffenden militärischen Dispositionen entwickeln wollte, ohne geneigtes Gehör zu finden. Damad Mahmud, Reuf und Mustapha Pascha hatten kurz vorher dem Sultan die Ueberzeugung beizubringen gewußt, daß Sulejman wohl ein ausgezeichneter und tapferer Soldat, aber nichts weniger denn ein Feldherr sei, was der Großherr einfach zur Kenntniß nahm, da er nicht in der Lage war, sich in dieser Richtung ein selbstständiges Urtheil zu bilden.

Damad Mahmud that indeß noch ein Uebriges; er wußte den Marschall auch in anderer Hinsicht zu discreditiren, indem er seinem kaiserlichen Schwager bedeutete, daß ein Mann, der so hervorragenden Antheil an der Entthronung Sultan Abdul Aziz'

genommen habe, unmöglich seitens des Thrones ein so hohes Vertrauen genießen könne, um das Schicksal des Reiches in seine Hände zu legen. Diese Finte war gut angebracht und der Sultan beeilte sich, den neuen Commandanten der Balkan-Armee noch denselben Tag nach seinem neuen Bestimmungsorte zu dirigiren.

Vor seiner Abreise nach Sofia wohnte Sulejman einer Sitzung des Kriegsrathes im Seraskierat bei. Die anwesenden Generale, die zumeist niemals Pulver gerochen hatten, waren sehr erleuchtet und wollten von den Vorschlägen des Marschalls nichts wissen. Vollends Damad Mahmud und Reuf waren empört über solche Zumuthung und meinten nach dem Abgange des Obercommandanten: „Glaubt denn Sulejman wir wären Zöglinge der Militärschule, wir, die dazu da sind, ihm seinen Posten anzuweisen und die Wahl der zweckentsprechendsten Maßnahmen zu treffen?“

Unter solchen Umständen war die Partie für Sulejman Pascha vollständig verloren. Der Widerstand war unbesiegbar, weil er stramm organisirt war; der ausgesprochene Antagonismus seiner Gegner bildete eine so gefährliche Waffe gegen ihn selbst, daß der Marschall mit bangem Herzen seiner Zukunft entgegenblickte, Alles auf seinen Stern, das altbewährte Soldatenglück setzend, das ihn nur einmal — in den Kämpfen bei Schipka — verlassen hatte. Sulejman hatte nunmehr das Treiben Reuf Paschas vollkommen durchblickt; er wußte auch, woher diese gallichte Eifersucht und Mißgunst kam — sie datirte seit dem Kriege in Yemen, wo Sulejman sich verdiente Lorbeeren geholt und, erst dreiunddreißig Jahre alt, den Obersten-Rang und ein Jahr darauf den eines Brigade-Generals erhielt.

Reuf hatte Zeit seines Lebens als General und Truppenführer überhaupt eine höchst bescheidene Rolle gespielt, und da er im Balkan-Kriege selbst nur untergeordnete Commanden erhielt, so war für ihn anfänglich wenig Hoffnung vorhanden,

sein ehrgeiziges Streben nach einflußreicher Stellung erfüllt zu sehen . . . Da geschah es, daß die einzelnen Chef-Generale der Reihe nach stürzten: zuerst Abdul Kerim, dann Achmet Ejub und in Asien Mukhtar Pascha. Mehemet Aali war als Renegat nicht zu fürchten und Osman Pascha hatte man in Plewna glücklich festgenagelt. Es blieb daher nur noch Sulejman übrig, der gefährlichste von Allen, da er die größte Energie besaß und das Vertrauen seiner Truppen und Officiere genoß.

Als Marschall Sulejman sich am Stambuler Bahnhofe von Sirkedji-Iskelessi einfand, um den Adrianopler Zug zu besteigen, wurde ihm von einem Adjutanten des Sultans die Nachricht überbracht, daß er (Sulejman) in Adrianopel die weiteren Instructionen erhalten werde. Hier angelangt, war Sulejman nicht wenig erstaunt, denselben Adjutanten den Zug verlassen zu sehen und aus seinen Händen die versiegelten Ordres des Sultans zu erhalten. Das kaiserliche Irade enthielt den bekannten, mehrfach commentirten Plan des Hofkriegsrathes: die Organisirung der Vertheidigung der ganzen Balkan-Linie von Sofia bis Kazanlik, gegen welchen Plan Sulejman mit aller Macht aufgetreten war — wie bekannt, vergeblich. Die weiteren Schicksale Sulejman's hatten übrigens ein noch viel betrübenderes Nachspiel, als es die Stambuler Intriguanten zu ahnen gewagt hatten — Sulejman hatte bei seinen Soldaten allen Credit verloren, indem sie sagten, sein Stern sei im Erbleichen. Es war für den braven Soldaten der größte Schmerz, zu sehen, wie nach dem Einbruche Gurko's in die Ebene von Sofia ein Theil seiner Bataillone fahnenflüchtig wurde . . .

* * *

Der Hofkriegsrath in seiner Thätigkeit . . . General Gurko, der kühne Bezwinger des eis- und schneebedeckten Balkans am Neujahrstage 1878, war kein Säumer im Style seiner Gegner. Als er in die Ebene von Sofia ein-

gebrochen war und die geringen Streitkräfte der Türken zerstreut hatte, da beeilte er sich, seine Operationen gegen Adrianopel fortzusetzen. Wie aus dem Memoire des Marschalls Sulejman hervorgeht, hatte dieser die Hoffnungslosigkeit eines jeden Widerstandes sofort erkannt, und angesichts seiner bedrohten Lage, seiner schlechten Positionen und geringen Streitmittel halber nach Stambul depeschirt, daß er sich auf Adrianopel zurückzuziehen gedenke.

Diese Depesche war, wie die in den Händen des Marschalls sich befindende Text-Copie beweist, direct an den Sultan gerichtet ... Kurz hierauf traf ein Irade ein, welches sich in seinen Ausführungen auf den vorher acceptirten Plan stützte und die Vertheidigung der Linie zwischen Ichtiman und Schamakow nachdrücklichst empfahl. Das Irade war aber merkwürdigerweise nicht vom Großherrn, sondern von Damad Mahmud, Reuf und Mustapha Pascha gezeichnet ... Als späterhin während der Proceß-Verhandlungen diese Affaire zur Sprache gebracht wurde und Sulejman den Beweis lieferte, daß seine damalige Depesche nicht nur dem Sultan nicht zu Handen kam, sondern auch die Contre-Ordre direct von den drei Genannten ausging, blieb dem Sultan Abdul Hamid — der allgemeinen Entrüstung halber, die dieser Zwischenfall hervorrief — nichts Anderes übrig, als seinen Schwager zum Gouverneur von Tripolis zu ernennen, was wohl einer Verbannung gleichsah. Die Strafe war aber nur von kurzer Dauer und Sulejman Pascha mußte als Sündenbock für die erleuchteten Herren des Kriegsrathes und der Hof-Camarilla gleichwohl das Bad ausgießen.

Mit dem obigen, bislang unbekannt gebliebenen Zwischenfalle hatte das Intriguenspiel seinen Höhepunkt erreicht. Reuf begann zu ahnen, daß die Dinge im Begriffe seien, ihren verhängnißvollen Lauf zu nehmen. Selbst an die Spitze der Armee zu treten, das fiel dem Tscherkessen um so weniger ein, als er sich seiner militärischen Unfähigkeit wohl bewußt war, und weil

ihm auch sonst nicht gelüstet haben dürfte, für seinen Rivalen die Kastanien aus dem Feuer zu holen ... Reuf träumte von etwas Anderem; er sah den Waffenstillstand in Sicht, und sollte dieser abgeschlossen werden, so war der Friedensschluß das zunächst zu erwartende Ereigniß. Dann konnte er seinen Säbel umschnallen, einen Separat-Train besteigen und in der zweiten Hauptstadt des Reiches, in Adrianopel, seinem Vaterlande einen günstigen Frieden verschaffen. Es war dies allerdings eine gleich werthlose Täuschung, wie so manch' anderes Project, das diesem unfähigen, aber ehrgeizigen Kopfe entsprang.

Was die bewußte Depesche des allmächtigen Drei-Gestirns im Hofkriegsrathe anbelangt, so dürfte es ersprießlich sein, darauf näher zurückzukommen. Saïd Pascha, der erste Secretär des Sultans, war eben in einem Cabinet des Kriegsministeriums mit der Erledigung einiger Schriftstücke beschäftigt, als Damad Mahmud in den großen Saal, der hieran schließt, eintrat.*) Saïd gesellte sich zu dem Schwager des Sultans, der übrigens von Reuf Pascha begleitet war, und in diesem Augenblicke zog Mahmud die erwähnte Depesche Sulejman's aus der Tasche ... „Ich komme soeben von Sr. Majestät," sagte er; „auf allerhöchsten Befehl ist diese Depesche dahin zu erledigen, daß

*) Es ist dies derselbe Saal, in welchem das Banket zu Ehren der ungarischen Deputation stattfand. Ohne uns in eine Beschreibung dieses Prunkgemaches einzulassen, möchten wir nur auf das Nachfolgende aufmerksam machen. Unter den zahllosen zu Trophäen gruppirten Waffen aller Jahrhunderte sieht man daselbst auch ein ganz gewöhnliches Gewehr, dessen Lauf versilbert und dessen Holzbestandtheile kunstvoll eingelegt sind. Auf einer Silberplatte des Kolbens ist zu lesen, daß dieses Gewehr einst Sultan Mahmud einem Soldaten gelegentlich einer Revue abgenommen, da es das einzige reine und in Stand gesetzte unter den übrigen Gewehren der ausgerückten Truppe war. Der Soldat wurde reichlich beschenkt und seine Waffe, behufs Aufmunterung der übrigen Mannschaft, prächtig hergestellt und den Trophäen des Seraskierats-Saales beigesellt.

Marschall Sulejman seine Positionen um jeden Preis zu halten habe“ . . . Diese Entscheidung lag vollkommen fertig vor, und nachdem Damad Mahmud Unterschrift und Siegel angebracht hatte, und desgleichen Reuf, nahm Saïd keinen Anstand, dasselbe zu thun.

Daß dieser, zur Beurtheilung der Schuld Sulejman's höchst wichtige Zwischenfall noch vor dem Processe des Marschalls aufgedeckt wurde, d. h. dem später Verurtheilten durch die Details des Vorganges eine weitere Stütze in die Hände gespielt ward, kam so. Ein (europäischer) Freund des Marschalls hatte sich im Seraskierat eingefunden, um Privatnachrichten über diesen einzuholen. Er sah, wie Damad Mahmud und Reuf in leisem Gespräche begriffen waren, indem sie sich mit einer eben eingetroffenen Depesche beschäftigten. Es war die Depesche Sulejman's an den Sultan, welche Damad erbrochen hatte. Nach dieser kurzen, heimlich geführten Discussion entfernte sich Reuf auf einige Minuten. Mahmud zeigte Saïd Pascha die angeblich vom Sultan gelesene Depesche und wenige Augenblicke präsentirte Reuf die fingirte kaiserliche Antwort, welche von allen Dreien unterschrieben und untersiegelt wurde.

Diese Scene hatte sich kaum abgespielt, als die erwähnte Person im großen Saale des Seraskierats den drei Würdenträgern in den Weg trat. Reuf und Damad Mahmud waren über diese Begegnung sichtlich erstaunt. Ersterer, steif und zugeknöpft wie immer, hatte für den Besucher nur einen trockenen Gruß, während Mahmud unaufgefordert sich beeilte, gute Nachrichten vom Kriegsschauplatze an den Mann zu bringen. Er meinte, Sulejman zeige zwar keine große Zuversicht, doch habe Se. Majestät der Sultan die Ueberzeugung, daß man in der Stellung zwischen Schamakow und Ichtiman die Armee des Generals Gurko wenigstens so lange werde aufhalten können, bis die Reserve-Armee zu Adrianopel organisirt sein werde . . . Das Weitere ist bekannt. —

Nur ein Mann von so hervorragenden soldatischen Eigenschaften wie Sulejman Pascha, konnte solches Treiben, länger als billig, ertragen. Ihn schmerzte indeß weniger die Art, wie man seine Rathschläge höhern Orts zu beachten, oder eigentlich nicht zu beachten pflegte, als vielmehr die zahlreichen Zeichen ganz persönlichen Uebelwollens, die er Tag für Tag aus den Depeschen und Briefen, welche der Kriegsrath ihm zusendete, herauslesen konnte. Ja, noch mehr, Sulejman sollte greifbare Beweise erhalten, daß die Machthaber in Stambul sogar so weit gingen, die Disciplin unter seinen Truppen zu lockern und ihn seines Anhanges in der Armee zu berauben.

Diese Erfahrung sollte er ganz speciell mit Schakir Pascha machen, einem Manne, der bisher fest und innig an dem Marschall gehalten hatte. Schakir Pascha, vordem Director der türkischen „Staatsbahn" Scutari-Ismidt, wurde durch den frühern Einfluß Sulejman's seinerzeit Brigade-General und später Divisions-General, und der Marschall verabsäumte nicht, seinen Jugendfreund und vielfachen Schicksalsgenossen bei seiner Ankunft in Rumelien und Uebernahme des Obercommandos über die Balkan-Armee im August 1877 auf einen hervorragenden Posten zu berufen. Schakir befehligte denn auch, wie uns bekannt, anfangs als selbstständiger Commandant zu Jeni-Saghra, um später, als der Angriff der Schipka-Positionen in Scene gesetzt wurde, das Commando des linken Flügels zu übernehmen.

Hier war er, wie von unserem Augenzeugen constatirt wird, voll persönlichen Muthes, und er theilte alle Strapazen und alle Gefahren mit seinen Soldaten. Als mit dem Eindringen in die Gebirgsschluchten ein Fortkommen zu Pferde unmöglich wurde, stellte sich Schakir Pascha zu Fuß an die Spitze seiner Bataillone, wobei er sich, in Folge seiner Corpulenz, nur mühsam auf den Beinen zu erhalten vermochte. So in Schweiß gebadet, mit offenem Uniformrocke und abgelegtem Säbel, den

ihm sein treuer slavischer Diener Stěpan auf Schritt und Tritt nachtrug, war sein Verhalten wahrhaft bewundernswerth. Man hätte hierbei glauben können, als ginge es nicht tausend Gefahren entgegen, sondern irgend einem freundlichen Ziele einer beschwerlichen Bergfahrt.

Als Sulejman zur Donau-Armee (an Stelle Mehemet Aali's) berufen wurde, da begann mit Schakir Pascha die erste Veränderung einzutreten. Zwar handelte er nur im Auftrage seines Vorgesetzten (Mehemet Aali), als er Orchanje sammt den angehäuften Proviant- und Munitionsvorräthen für drei Monate verließ, um in Kamarli Stellung zu nehmen. Aber sein ganzes übriges Verhalten zeigte ein merkliches Erkalten der alten Freundschaft zu Sulejman, die durch die gemeinsamen Operationen der beiden Generale in der Herzegowina noch dazu die Weihe einer Waffenbruderschaft erhalten hatte.

Gleichwohl widerstrebte es diesem Charakter, gegen seinen ehemaligen Freund, der noch immer sein Vorgesetzter war, zu intriguiren. Er verhielt sich in der Folge höchst indifferent gegenüber allen Vorfallenheiten zwischen Reuf und Sulejman, und Ersterer hat nicht verabsäumt, sich für solch' indirecten Liebesdienst dankbar zu erweisen ... Als Reuf späterhin das Friedens-Instrument von San Stefano behufs Ratificirung durch den Czar nach St. Petersburg brachte, empfahl der Sendbote Schakir Pascha als künftigen Botschafter der Pforte an der Newa. Kaiser Alexander acceptirte mit Freuden diese Wahl, und Schakir Pascha trat nahezu in demselben Augenblicke seinen Posten an, da man über seinen Freund Sulejman zu Stambul zu Gericht saß.

* * *

Reuf und Sulejman's Begegnung zu Adrianopel ... Als die Russen Sofia besetzt hatten und auf der großen Heerstraße gegen Philippopel vorrückten, da begann die allgemeine Flucht der mohammedanischen Bewohnerschaft, welche

eine unbestimmte trübe Zukunft dem sichern Verderben vorzog. Es war eine Lawine, welche aus kleinem Anfange zu riesigen Dimensionen anwuchs. Ein Dorf riß das andere mit und schließlich zählte man in Adrianopel die Emigranten nach Zehntausenden. Damit war aber die Total-Ziffer noch lange nicht erreicht. Nicht nur aus den westlichen Balkan-Gegenden, auch aus den nördlichen, zumal nach der Gefangennahme der türkischen Schipka-Armee, emigrirte der moslimische Theil ganzer Districte: Greise, Weiber und Kinder. Nach dem Eintreffen der Russen vor Constantinopel zählte man innerhalb der Mauern der Sultansresidenz rund 100.000 rumelische Flüchtlinge; wenig minder bedeutend war aber jener Emigrantenstrom, der sich nach Rodosto ergoß, von wo die Bedauernswerthen nach Kleinasien überschifft wurden.

Welch' entsetzliche Scenen sich damals auf der Eisenbahn-Route zwischen Adrianopel und Stambul abspielten, hat man bereits seinerzeit aus den Tagesblättern erfahren. Es ist daher überflüssig, mit den Vorfallenheiten jener Schreckenstage nochmals die Phantasie des verehrten Lesers in aufregender Weise in Anspruch zu nehmen. Die türkische Regierung that bekanntlich sehr wenig; sie hatte zum Theil den Kopf verloren, zum Theil verfügte sie nicht über die nöthigen Baarmittel, um der ersten, dringendsten Noth abzuhelfen. Die Effendi vollends, in ihren behaglichen Stadtkonaks vor Hunger und Kälte geschützt, schöne Tscherkessenmädchen in den Harems und werthvolle Racepferde in den Stallungen — sie hatten keine Veranlassung, sich ergriffen zu fühlen, und ließen den Emigranten ihr Elend.

Nur der Sultan, namentlich durch das Beispiel der europäischen Commissionen gedrängt, griff mit eigener Hand in den schrecklichen Wirrwarr ein und ließ leerstehende Wohnräume den Emigranten zur Disposition stellen. Dann schuf man Hospitäler, denn der Typhus begann entsetzlich unter den Rumeliern aufzuräumen. Ein Adjutant des Sultans, Mehemet

Pascha, war in dieser Zeit meist auf der Linie Stambul-Adrianopel unterwegs, und es gelang ihm durch sein humanes Wirken und seine Energie manches Menschenleben zu retten.

Diese Schreckensscenen waren offenbar das Präludium zur Endkatastrophe. Die lange vorher auf dem Papiere gestandene Reserve-Armee in der Höhe von 50.000 Mann konnte nicht aufgebracht werden, und ohne entsprechende Vertheidigungskräfte konnten die ziemlich weitläufigen Befestigungen von Adrianopel gegenüber der russischen Uebermacht nicht gehalten werden. Diese fortificatorischen Objecte waren indeß erst in allerletzter Zeit halb und halb fertig geworden. Bereits in den Sommermonaten 1877, zur Zeit, da Ali Pascha Gouverneur des Vilajets Edirné (Adrianopel) war, in Angriff genommen, wurde an die Fortführung ihrer Anlage unter den folgenden Gouverneurs: Achmet Vefik Pascha und Djewdet Pascha gar nicht gedacht. Nur die Nähe der Gefahr bestimmte den Letztern, die Angelegenheit wieder in die Hand zu nehmen, wobei er selbstverständlich durch die Militärbehörde ausgiebigst unterstützt wurde. —

Nach dem Falle Sofias ließ Sulejman seine Truppen den Rückzug gegen Tatar-Bazardschik antreten, während er selbst sich nach Adrianopel begab. Jetzt, dachte er, würde man, allerdings viel zu spät, seinen ursprünglichen Plan (die Vertheidigung Adrianopels) denn doch gut heißen, und zu diesem Ende wollte er sich in der zweiten Hauptstadt des Reiches selbst ein wenig umsehen. In ihr traf Sulejman mit Reuf zusammen. Diese Begegnung dürfte kaum eine herzliche gewesen sein; der Obercommandant der Balkan-Armee unterdrückte aber jede persönliche Abneigung gegenüber dem Kriegsminister (Reuf hatte unterdessen Mustapha Pascha ersetzt), und dachte seine Ideen nur an die competente Adresse gelangen zu lassen. Aber Reuf verhinderte auch diesmal die Schritte seines Rivalen, indem er ihm zuvor kam und zahllose Depeschen in's Palais des Sultans abgehen ließ.

Diesmal war aber Sulejman nicht gewillt, die Partie so rasch für verloren zu geben, und nachdem es zwischen den beiden Marschällen zu einer zweiten Scene kam, warf Sulejman, tief erregt, die Worte hin: „So viel ich weiß, Marschall Reuf Pascha, bin ich der Obercommandant der Balkan-Armee, und nicht Sie“ . . . Reuf blieb vollkommen ruhig und antwortete nicht ohne einen Anflug von ironischem Lächeln: „Sie irren sich, Excellenz!“ Dann zog er ein Document aus der Tasche, das er Sulejman einhändigte, indem er sofort hinzufügte: „Wie Sie sehen, sind Sie nicht mehr Obercommandant der Balkan-Truppen; dieses kaiserliche Irade ernennt mich mit heutigem Tage zu Ihrem Nachfolger“ . . .

Sulejman war, wie er später selbst erzählte, geradezu vernichtet. Indem er Reuf scharf fixirte und ohne Gruß den Saal, im Adrianopler Regierungs-Konak, wo sich diese Scene abspielte, verließ, murmelte er vor sich hin: „Das türkische Volk wird untergehen, es möge in Ehren untergehen“ . . . Nur diese würdevolle Haltung Sulejman's benahm dem Zwischenfalle jenen unwillkürlichen Beigeschmack von Komik, der andernfalls leicht eine Anknüpfung an die gewisse Scene in der „Großherzogin von Gerolstein“, wo ein General dem andern das Ehrenzeichen des Obercommandanten, den ominösen Federbusch, entreißt, gestattet hätte . . .

Genug, die Würfel waren gefallen. Sulejman erhielt noch in derselben Stunde den Befehl, sich nach Otlukköj zu verfügen, wo Schakir Pascha mit seiner Brigade seit seinem Rückzuge von Kamarli Stellung genommen hatte. Sulejman erzählt in seinem Mémoire, wie man sich erinnern wird, daß in diesem Orte kein Feld-Telegraphenamt etablirt war, und daß er in Folge dessen außer jeder Verbindung mit den übrigen Commanden und Truppen-Detachements stand. Am selben Tage ertheilte Großfürst Nikolaus den Befehl, die Position von Schipka anzugreifen, und als die türkische Armee gefangen war,

bedurfte es noch immer voller vierundsechzig Stunden, bis Reuf Gelegenheit fand, Sulejman zu bedeuten, daß nun an die Vertheidigung Adrianopels geschritten werde.

Auf diese Nachricht hin verließ Sulejman Pascha Otlukköj und begab sich nach Tatar-Bazardschik, um alle im Bereiche dieser Stadt sich befindlichen Truppen zu sammeln und sie nach Adrianopel zu führen. Solche Eile hatte Reuf nicht; schon den nächsten Tag telegraphirte er an Sulejman, daß — ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Der Obercommandant telegraphirte nach Adrianopel, daß die Russen nicht im mindesten Miene machten, die Operationen einzustellen — umsonst, der Waffenstillstand bestand in der Phantasie Reuf's (oder aus Bosheit?) volle vierundzwanzig Stunden, Zeit genug, um Sulejman an einen Punkt festzunageln und ihm seine ganze Arrièregarde verlieren zu lassen. (!)

Die Russen schulden Reuf Pascha zweifelsohne großen Dank. Er hatte ihnen ihren Vormarsch nach Adrianopel nicht nur erleichtert, sondern ihnen denselben vollkommen freigegeben; er hatte die Armee von Schipka, trotz der zahllosen Mahnungen Sulejman's, auf diesem nutzlosen Punkte belassen und sie so der Gefangenschaft überliefert; er hatte Sulejman Pascha die Hände gebunden; er wußte es ferner durchzusetzen, daß Mehemet Ali mit dem Gros der in Adrianopel in letzter Stunde concentrirten Truppen die Stadt verließ, um in den Werken von Tschataldscha, wo Damad Mahmud von seinem damastenen Ruhebette aus die fortificatorischen Arbeiten leitete, eine neue Aufnahmsstellung zu nehmen.

Die Erkenntlichkeit für solchen Liebesdienst sollte nicht fehlen. Der Czar zeigte viel Geist und Witz, indem er später dem Ueberbringer des Friedens-Instrumentes von San Stefano den Großcordon eines seiner Orden umhängte und hierbei den Marschall seiner Sympathie versicherte. Hatte doch Reuf Pascha den Russen das Siegen so leicht gemacht! . . Welche Nutz-

anwendung aber die Geschichte aus diesem Verhalten eines selbstsüchtigen, ehrgeizigen und ränkevollen Generals in späterer Zeit ziehen wird, ist unschwer vorauszusagen. Waren auch alle Schritte Reuf's in erster Linie nur aus Animosität und blinder Rivalität gegenüber Sulejman unternommen, so hat doch neben diesem General das türkische Reich in noch viel höherem Grade Schaden genommen, und das Treiben Reuf Paschas werden die künftigen Geschichtsschreiber, wie es sich gebührt, als Vaterlands-Verrath brandmarken.

Und Sulejman? Trotz seiner energischen Natur, wie wir sehen, mit einer Lammsgeduld ausgestattet, hatte dieser Mann alle persönlichen Regungen siegreich überwunden; von seiner Höhe herabgestürzt und nachdem die ganze Verantwortung für die ferneren Schicksale der türkischen Armee in Thrakien bereits in den Händen Reuf's lag, hatte er noch immer Rathschläge, erfüllte ihn noch immer bange Sorge. Ein so starkes Pflichtgefühl ist sonst unerhört unter osmanischen Heerführern. Gleichwohl hatte Sulejman, der sich durch sechs volle Monate, da und dort, vor Schipka und am Lom, zu Elena und Sofia Tag und Nacht im Dienste aufrieb, und von Hoffnung zu Hoffnung flog, — keinen Dank zu erwarten. Ja, im Gegentheile, Reuf's Triumph über den verhaßten Rivalen sollte noch viel weiter gehen; erst als dieser vollkommen vernichtet, seiner Ehren und Würden beraubt und nach Bagdad verbannt war, konnte der Tscherkesse auf seinen Lorbeeren ausruhen . . .

* * *

Das Ende des Krieges . . . Das letzte Alinea des Sulejman'schen Mémoire enthält Alles, was zur Beleuchtung der Schlußoperationen in Rumelien von Belang sein könnte. Am 10. Januar erhielt Sulejman von Reuf ein Telegramm mit dem Befehle, sich auf Adrianopel zurückzuziehen. Seit Monaten hatte der Ex-Obercommandant die Concentrirung

sämmtlicher disponiblen türkischen Streitkräfte in und um Adrianopel empfohlen, man schenkte ihm kein Gehör; jetzt, da er diesen Rückzug wenigstens für seine Person und mit seinen spärlichen Truppen-Resten antreten sollte, war er — drastisch genug — nicht mehr in der Lage, seinen Bestimmungsort zu erreichen. Russische Cavallerie-Regimenter schwärmten bereits im Maritza-Thale zwischen Adrianopel und Philippopel, und bei letzterem Punkte selbst gestaltete sich der russische Angriff höchst energisch. Sulejman war verloren. In seinem Mémoire schildert er die letzten Anstrengungen, die er bei Stanimanka gemacht hatte; dann ward sein Corps zersprengt und er war gezwungen, mit den Trümmern desselben mitten im Monat Januar durch das eisstarrende Rhodope-Gebirge seinen Rückzug nach der ägäischen Küste anzutreten.

Mit diesem Schlußmanöver endet das Sulejman'sche Mémoire und damit sind auch unsere Erläuterungen erschöpft. Um indeß die Kriegsereignisse harmonisch abzuschließen, möchten wir noch einiger Momente gedenken, die zum Gegenstande gehören. Wie erwähnt, zogen die Türken wenige Tage nach der Katastrophe von Schipka von Adrianopel ab. Damals, als dieses Ereigniß stattgehabt hatte, hieß es allgemein, Mehemet Aali habe zu der Räumung gedrängt, da er zu der Vertheidigung der höchst weitläufig angelegten Befestigungen nicht den zehnten Theil jener Truppen zur Verfügung hatte, welche man ihm versprochen. An dieser Version war nur jenes Detail wahr, das sich auf die Truppenstärke bezog; die Rückzugsordre selbst hatte aber Reuf Pascha, als Obercommandant, gegeben, und nicht Mehemet Aali, der in dieser Angelegenheit weder eine Entscheidung zu treffen hatte, noch den nöthigen Einfluß zur Herbeiführung einer solchen besaß.

Die Komödie mit der Vertheidigung der Werke von Tschataldscha war von vornher zwischen Damad Mahmud und Reuf Pascha abgekartet, da es Ersterem darum zu thun war,

dem Sultan zu zeigen, daß dessen Schwager nicht nutzlos vierzehn Tage in seinem Prachtgemache zu Tschataldscha gesessen sei ... Was diese Stellung anbelangt, so wäre sie mit einer Armee von 100.000 Mann allerdings erfolgreich zu vertheidigen gewesen, vorausgesetzt, daß ihre Werke überhaupt in Stand gesetzt worden wären. Der Sultan aber und die ganze übrige Welt ließen sich auch diesmal, wie so oft früher, durch Vorspiegelungen und durch imaginäre Voraussetzungen blenden.

Wie die Dinge damals lagen, mußten sämmtliche Maßnahmen als die letzten Zuckungen pseudo-patriotischer Demonstrationen angesehen werden, umsomehr, als Constantinopel eine vollkommen offene Stadt und keineswegs eine befestigte ist. Was man in der Sultans-Residenz und auch auswärts als „Befestigungen" begriff, waren die uralten, doppelten Justinianischen Landmauern, welche die Türkenstadt Stambul — bekanntlich nur ein Theil von Gesammt-Constantinopel — gegen die Landseite zu decken, oder besser: in früheren Jahrhunderten deckten. Diese Landmauer aber ist schon seit langer Zeit ein Steinbruch; ja es besteht sogar jene Bresche noch, durch welche jene 70.000 Mann starke Sturmcolonne Mohammed des Eroberers in die byzantinische Metropole eindrang, und aus dem Mauergerümpel, wo der letzte Paläologe fiel, sproßt ein prächtiger Terebinthenbaum.

In früherer Zeit stand die Stambuler Landmauer selbstverständlich auch mit Wallzügen in Verbindung, welche sowohl das Goldene Horn, wie das Ufer des Marmara-Meeres säumten und sich so in großen Bogen um die ganze thrakische Halbinsel, auf der Stambul liegt, zogen. Von diesen Befestigungen ganz mittelalterlichen Charakters existiren jene am Goldenen Horn schon lange nicht mehr; der baufällige Wallzug an der Meeresküste ward aber in den letzten Jahren in Folge des Bahnbaues derart demolirt, daß die vorhandenen Fragmente höchstens noch ein antiquarisches Interesse beanspruchen können, nicht aber irgend einen militärischen Werth, und sei er auch der denkbar bescheidenste.

Nach Mittheilung dieser Thatsache läßt sich leicht beurtheilen, auf welch' schwachen Füßen die angebliche Defensivstärke Constantinopels stand. Nun ist aber auch die Topographie der Chalifenstadt am Bospor eine derartige, daß selbst die angeführten Argumente überflüssig erscheinen. Ein Constantinopel angreifender Feind ist nämlich ganz und gar nicht gezwungen, Stambul (die Türkenstadt) angreifen zu müssen, wie dies durch Mohammed II. geschehen ist und geschehen mußte, da es damals auf dem nördlichen Ufer des Goldenen Horn nur die Vorstadt Galata gab, die sich während des großen Dramas bekanntlich neutral verhielt.

Wenn die Russen in Constantinopel hätten einrücken wollen, so würden sie ihren Weg nicht über die Stambuler Landmauern gewählt haben (die, beiläufig bemerkt, den modernen Geschützen keine zwei Stunden widerstehen könnten), sondern durch die offenen nördlichen Vorstädte. Im Besitze Peras, wären die Russen Herren Constantinopels gewesen. Es war daher von Haus aus unsinnig, an die Vertheidigung der Sultansresidenz zu denken. Gerade so, wie beispielsweise ein Stück Mauerwerk, das sich etwa in Wien von der Donau bei Nußdorf bis zum Wienfluße bei Penzing zöge, die Kaiserstadt nicht unangreifbar machen würde, da ja ihre ganze übrige Peripherie offen bliebe, ebensowenig konnte die Justinianische Mauer, dieses ruinenhafte, antiquarische Denkmal aus der Byzantiner Zeit, in Anschlag gebracht werden. Und die starken Werke von Tschataldscha, deren Existenz man in alle Welt hinausposaunt hatte, existirten einfach nicht . . .

Damit hätten wir das schöne Schauspiel, das sich hinsichtlich des Treibens des Stambuler Hofkriegsrathes und seiner Matadoren Damad Mahmud und Neuf vor unseren Augen abspielte, zu Ende genossen. Inwieweit Sulejman's Mémoire und die Erläuterungen zu demselben den übrigen Momenten des Balkan-Krieges 1877—1878 und den thatsächlichen strategischen Situationen entsprechen, wird sich in dem folgenden Abschnitte zeigen . . .

---

3. Bemerkungen des Herausgebers.

Die Strategie hatte in dem letzten russisch-türkischen Kriege keine besondere Ehre aufgehoben. Es war weniger der ungeschulte Gegner, welcher den fühlbaren Mangel in Anwendung correcter strategischer Grundsätze erklärlich machte, sondern vielmehr die geringe Sorge des russischen Generalstabes selbst, über dessen Fähigkeiten erfahrungsgemäß wenig Rühmliches zu sagen ist. Gleichwohl sind operative Momente zur Geltung gekommen, die als erfolgte Thatsachen wenigstens den Schimmer einer geschulten höhern Leistung zeitweise erkennen ließen — Momente, die in der augenblicklichen Situation einen gewissen theoretischen Werth nicht verkennen ließen, in Bälde aber durch andere Zwischenfälle wieder völlig annullirt wurden oder doch außer Betracht kamen.

Solcher strategischer Situationswechsel gab es in dem abgelaufenen Kriege eine ganz hübsche Zahl. Als die Russen am 27. Juni die Donau bei Sistowo überschritten hatten und gleichzeitig das Zimmermann'sche Corps gegen den Trajanswall vormarschirte, da lag der Operationsplan des greisen Nepokoitschitzki ziemlich klar vor: concentrisches Vorrücken zweier Armeen auf ebenso vielen Operationslinien von der gewonnenen engern Basis an der Donau in's Herz Thrakiens (Adrianopel); es war ein vollkommen normaler Operationsplan, der die strategisch

wie politisch so hochwichtige zweite Hauptstadt der Türkei zum Objecte hatte; doch sollte vorläufig die feindliche Armee innerhalb des Festungsviereckes das nächste Angriffsobject bleiben, denn kein noch so günstiges „locales" Object vermag am Ende die Nothwendigkeit auszuschließen, zuerst die feindliche Armee aufzusuchen, ihr eine Schlacht anzubieten und nach errungenem Erfolge zu dem Weitern zu schreiten.

In diesem ersten Stadium der strategischen Entwicklung in Bulgarien befand sich die türkische Hauptarmee, wenn man von dem räumlich ziemlich entfernten Widdin absehen will, auf zwei Seiten bedroht: in ihrer rechten Flanke durch die Annäherung eines aus 45.000 Mann bestehenden Corps über den Trajanswall her, in der linken Flanke durch die viel operationsfähigere Hauptarmee in der anfänglich beiläufigen Höhe von 20.000 Mann (drei Armee-Corps Nr. 8, 9 und 11). Aber selbst diese Macht war bekanntlich, und es liegt dies ja in der Natur der Sache, nicht gar so rasch auf bulgarischem Boden concentrirt, während die Pforte immerhin eine Armee, inclusive der Besatzungen von Rustschuk und Schumla, von etwa 60- bis 65.000 Mann auf der Linie Rustschuk-Schumla concentrirt gehabt haben dürfte.

Die ottomanische Armee befand sich nun damals in einer Situation, welche man in der Strategie die „Stellung auf der innern Linie" zu nennen pflegt, d. h. sie konnte sich je nach der Größe der vorhandenen Gefahr, da die gebotene Aussicht auf Erfolg, entweder rechts (östlich) auf das russische Dobrudscha-Corps werfen, oder dasselbe nach links (westlich) versuchen, wo die russische Hauptarmee auf feindlichem Boden, den Donaustrom im Rücken, eben in Concentration begriffen war. Diese Situation war für die Türken strategisch eminent günstig; ein jeder anderer Feldherr als der saumselige und unfähige Abdul Kerim würde sie ausgenützt und der Armee des Großfürsten Nikolaus eine Katastrophe bereitet haben. Die Unterlassung

einer solchen Operation war der erste grobe strategische Fehler in dem letzten Kriege; ein Fehler, den man im russischen Hauptquartier kaum in seiner ganzen Tragweite erkannt haben dürfte, denn es folgte demselben sofort ein zweiter auf dem Fuße — diesmal von den Russen begangen.

Als diese nämlich drei bis vier Armee-Corps auf bulgarischem Boden concentrirt hatten, hatte es anfänglich durch die einleitenden Gefechte an der Jantra (bei Biela) wohl den Anschein, als ob man gegen die feindliche Armee operiren wollte. Diese logische Voraussetzung wurde aber sehr bald zu Schanden, da sich die Russen keineswegs um die feindliche Armee als ausschließliches Operationsobject kümmerten, sondern ihre eigene Armee in drei Theile auseinanderrissen, mit der Bestimmung, auf divergirenden Operationslinien von ihrer Basis aus vorzurücken, wovon eines dieser Corps sofort nach Süden gegen die türkischen Balkan-Stellungen vorzurücken hatte.

Es war für Abdul Kerim noch immer hinlängliche Gelegenheit vorhanden, diesen strategischen Nonsens durch ein Hervorbrechen aus dem Festungsvierecke entsprechend auszunützen, aber wer sich nicht rührte und gar nicht zu ermessen schien, welche heillos stümperhafte Operationen die Russen inaugurirten, war der Serdar-Ekrem . . . Plötzlich tauchte eine Brigade der Türken in Plewna auf, die, in ein Avantgarde-Gefecht mit der äußersten westlichen der drei russischen Colonnen verflochten, siegreich blieb und Zeit gewann, sich zu verstärken; es wurde eine Division daraus, später ein Corps, schließlich eine Armee, in einem rascheстens zu Stande gebrachten Lager gegen jeden feindlichen Angriff wohlgeschützt.

Der strategische Situationswechsel war ein frappanter; die Russen, auf allen drei Operationslinien zurückgeschlagen, befanden sich nun plötzlich auf der i n n e r n L i n i e. In dieser zweiten Phase war es der, mittlerweile auf 100.000 Mann angewachsenen Armee möglich, von den Vortheilen einer solchen

Stellung den weitesten Gebrauch zu machen: zuerst Osman Pascha — freilich mit ausgiebigeren Mitteln und mehr taktischer Klugheit, als es geschehen war — in der eigenen rechten Flanke zu schlagen oder unschädlich zu machen, und dann gegen den Lom sich zu wenden, bei starrer Festhaltung der eroberten Balkan-Pässe. Von diesen drei Aufgaben ist taktisch nur die letztere gelungen; die erste gelang mit vieler Mühe, nach unverhältnißmäßig großem Aufwand von Streitkräften und Zeit, die zweite wurde vollends niemals gelöst.

Während die Situation bei Plewna durch geraume Zeit dieselbe blieb, war — in der dritten strategischen Phase — für die rumelische Armee unter Sulejman Pascha die erfolgversprechende Aufgabe herangetreten, den strategischen Durchbruch der schwachen russischen Stellungen am Balkan zu bewirken. Die Ursache des totalen Mißlingens dieser Operationen kennen wir aus den vorangegangenen Capiteln zur Genüge. Statt die nutz- und zwecklosen Angriffe gegen die eine und einzige Gebirgspforte von Schipka aufzugeben, weiter östlich einen freien Paß zu überschreiten, sich mit dem Armee-Corps bei Osmanbazar zu vereinigen und mit numerischer Ueberlegenheit zwischen dem russischen Balkan-Corps und der Armee des Großfürsten-Thronfolgers durchzubrechen und auf diese Weise in einer Entscheidungsschlacht der Invasions-Armee eine Katastrophe zu bereiten, — mußte Sulejman an einem einzigen taktischen Objecte verbluten und operationsunfähig werden(!) ... An diesem Mißerfolge krankte späterhin auch noch die sogenannte Offensivbewegung Mehemet Ali's, welcher nicht die geringste strategische Bedeutung innewohnte, da sie auf eine „bataille rangée“ mit der russischen Lom-Armee, Front gegen Front, ausging, wobei die Russen die localen Vortheile, über die sie verfügten, entsprechend und jedenfalls mit Erfolg ausgenützt haben würden.

Nachdem nun die Türken — und in dem einen Falle bei Plewna auch die Russen — von dem Vortheile einer Stellung

auf der innern Linie nicht den entsprechenden Gebrauch zu machen wußten, nachdem ferner der Versuch eines strategischen Durchbrechens durch die heillose Wirthschaft im Stambuler Kriegsrath, der die Forcirung des Schipka-Passes angeordnet hatte, total mißglückte, hatte sich — in der vierten strategischen Phase — die Situation zu einer Entscheidung nicht im strategischen Centrum, sondern auf einem der Flügel, bei Plewna, zugespitzt. In diesem kritischen Momente handelte es sich nicht mehr um eine Deckung des eigentlichen feindlichen Operationsobjectes, um Adrianopel nämlich, sondern um eine Degagirung des eigenen Flügelpunktes, und diese Operation würde unverkennbar den Charakter einer einfachen strategischen Umgehung getragen haben, wenn die Russen diesmal nicht so vorsichtig gewesen wären, die Vorkämpfe zu dieser neuen Operation auf einem von Plewna möglichst entlegenen Terrain sich abspielen zu lassen.

Durch dieses Verschieben des Operationsfeldes (nach Etropol) trat der Balkan-Krieg in die fünfte strategische Phase. Die Russen hatten sich des wichtigen Punktes Etropol bemächtigt, von wo eine Gebirgsstraße in die Ebene von Sofia mit Umgehung der durch diese Thatsache werthlos gewordenen türkischen Position bei Orchanje führt; damit war die Aussicht geschaffen, gleich nach dem Falle von Plewna Sofia als das nächste Operationsobject in Aussicht zu nehmen. Plewna fiel am 10. December und drei Wochen später standen die Russen in der Ebene von Sofia.

War nun Sofia je früher zu einem Operationsobjecte auserkoren? Eine Wahl dieser Stadt als solches wäre noch im Spätsommer 1877 strategisch unerhört gewesen, und man lächelte damals in Fachkreisen, als es hieß, ein starkes russisches Corps würde über West-Bulgarien oder über Serbien dahin vorrücken. Als dann die Operation gegen Sofia eine Nothwendigkeit geworden war und gleichzeitig eine starke russische Armee, nach Zurücklassung starker Beobachtungscorps vor dem

Festungsviereck, neuerdings den Balkan überschritt, ward — jeder Theorie zum Trotze — die türkische Armee gezwungen, unter den Mauern von Adrianopel eine Schlacht anzunehmen. Sie hat sie nicht angenommen und so traf nicht einer der ursprünglich aufgestellten strategischen Calculs ein.

Was die Kämpfe im Schipka-Paß anbelangt, so ist die türkische Kriegsgeschichte reich an ähnlichen Operationen. Kurz vorher hatte die Armee Sulejman's im neuntägigen, unbeschreiblichen Gemetzel den Paß von Ostrog in Montenegro forcirt, indem es seinen Weg von der montenegrinischen Nordgrenze bis Spuž in Nieder-Albanien mit Leichenhügeln bezeichnete. Sulejman mochte in Erinnerung behalten haben, daß vor circa zweihundert Jahren ein General seines Namens zum ersten Male das „Schwarze Hochland" von Süd gegen Norden durchzogen hatte, und daß es dem berüchtigten Gouverneur Scutaris, Kara Mahmud Buschatli, gerade vor einem Jahrhundert (1776) gleichfalls gelungen war, die furchtbaren Pässe des Felsenlandes zu forciren.

In den orientalischen Kriegen, wo die Vertheidigung eine so große Rolle spielt und wo die Entscheidung einer Campagne weniger von der einen oder andern Feldschlacht abhängt, sondern der Erfolg meist aus der Summe von zahlreichen Einzelerfolgen resultirt, sind auch heroische Angriffsactionen beileibe keine Seltenheit. Der türkische Soldat ist allerdings das, als was er allgemein gilt: ein zäher Vertheidiger, der selbst in der größten Gefahr nicht an die Flucht denkt, durch die er nicht nur seine soldatische Ehre, sondern, laut Koran, auch das Paradies verwirkt. Aber bei all' den anerkannten Vorzügen des Osmanen hinter Wall und Graben, ist er gleichwohl daheim gelegentlich zahlreicher Expeditionen gegen rabiate Völker im eigenen Lande zu häufig in die Gelegenheit gekommen, auch als Angriffssoldat seinen Heldenmuth an den Tag zu legen.

Die Vorgänge auf der Balkan-Halbinsel waren in dieser

Hinsicht, wie bereits angedeutet, keine außergewöhnlichen Thaten; sie haben sich anderwärts im Oriente im Laufe unseres Jahrhunderts mehrmals unter ziemlich ähnlichen Umständen abgespielt, wenngleich die Gegner hierbei meist nur revoltirende Bergvölker, seltener aber reguläre Armeen waren. Wir heben aus der Zahl derartiger Ereignisse die interessanteren hervor. Eine der blutigsten Schlächtereien um eine Paß-Passage war zunächst jener Kampf zwischen dem Aegypter-Heer und den Wahabiten im Jahre 1811. Eine zahlreiche und wohlausgerüstete Armee unter dem Commando Tussun Paschas (siehe Seite 13), des Sohnes Mehemet Aali's, sollte den arg bedrängten Araberstämmen in Hidschaz zu Hilfe eilen, nicht nur, um daselbst die Ordnung wieder herzustellen, sondern gleichzeitig auch, um das Wahabiten-Heer zu züchtigen, welches das unerhörte Verbrechen begangen hatte, in die Prophetenstädte Mekka und Medina einzudringen und die Glaubensstätten der Rechtgläubigen zu profaniren.

Aber mit den Wahabis aus dem arabischen Hochlande war nicht zu spaßen, und als Tussun von der arabischen Küstenstadt Jambo gegen Medina vorrücken wollte, fand er den Paß besetzt, und zwar keineswegs stark besetzt, sondern nur die gegebenen guten Positionen entsprechend ausgenützt. Der Weg führt vom Strande durch steinige Ebenen und trockene Thäler, später an hochgelegenen Ortschaften vorüber, um schließlich in ein Gebirgsdefilé von steilen, nahezu senkrecht abfallenden Granitwänden einzulenken. Dort, und zwar auf der Höhe der Felskämme, lagen die Wahabiten im Hinterhalte; sie ließen aber das Aegypter-Heer noch weiter vordringen, und zwar bis in die Nähe der natürlichen Felsterrassen, welche westwärts das Wüstenplateau von Medina begrenzen und zwischen deren dunklen Basaltwänden ein zweiter Paßweg in die Tiefe führt. Zu gleicher Zeit in der Front, und von jenen zurückgelassenen Abtheilungen im Rücken angegriffen, war die Niederlage Tussun's eine so

furchtbare, wie man sie in den arabischen Gauen seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte. Jene Abtheilungen, welche aus dem unmittelbaren Kampfe entkamen, oder durch Zufall von den abstürzenden Steinlawinen verschont blieben, wurden von den wahabitischen Dromedar-Reitern eingeholt und des Metzelns ward kein Ende.

Immerhin haben die Aegypter in diesem Paß-Kampfe viel Heldenmuth und Todesverachtung an den Tag gelegt, ganz im Einklange mit den alten Traditionen hinsichtlich des Werthes der arabischen Soldaten ... Ein zweiter Fall von unglaublicher Energie im Gebirgskriege hat sich in den Dreißiger-Jahren zugetragen, als die meisten Bergstämme Central-Kurdistans das Türkenjoch abzuschütteln trachteten. Jene Kriege, welche von Reschid Pascha und Hafiz Pascha mit so viel Ausdauer, bei gänzlicher Unzulänglichkeit der Mittel, geführt wurden, sind voll der erschütterndsten Zwischenfälle. Wir halten hierbei an einem besonders eclatanten Beispiele fest, an der Eroberung des kurdischen Raubschlosses Saïd Bey-Kalessi im Alpenlande von Bohtan zunächst des Tigris oberhalb von Mossul.

Der Untercommandant Mehemet Pascha sollte den altberüchtigten Schlupfwinkel unschädlich und die Gebirgs-Passage nach Norden hin frei machen. Er dürfte schwerlich über mehr als 3000 Mann verfügt haben, denen die Aufgabe oblag, eine Position zu nehmen, die auf nahezu senkrechten Felswänden gelegen, durch andere Kurden-Castells gedeckt und durch die eingeschnittenen Rinnsale gefährlicher Gebirgsbäche nahezu isolirt, nach den gangbaren Begriffen, zumal in jener Zeit, als unangreifbar gelten konnte. Gleichwohl hatte Mehemet Pascha Saïd Bey-Kalessi überwunden, und zwar dadurch, daß er Geschütze mittelst Kameelen durch die trockenen Bergstrom-Rinnsale auf die benachbarten Felswände schaffte, in die alten Mauern Bresche legte und diese zuerst durch einige Dutzend Freiwillige stürmen ließ.

In Kurdistan wurden seinerzeit die furchtbarsten Opfer von Seite der türkischen Commandanten gebracht. Es war nicht etwa ein einziger Paß, um den es sich handelte; kaum war eine derartige Scharte forcirt, so hatte der Feind bereits eine zweite dahinterliegende besetzt, und so fort durch ein unwegsames Gebirgsland, das mindestens einen ganzen Breitengrad einnahm. Im Karsan-Dagh, nördlich des Tigris-Durchbruches bei Sört, konnte nicht einmal der Raum für die nöthigen Lagerplätze gewonnen werden, geschweige solcher behufs Entwicklung größerer Streitkräfte. Die Kriegführung Sulejman's in Montenegro hält keinen Vergleich mit jener andern in Kurdistan aus, die so viele Jahre hindurch die Pforte in Anspruch nehmen sollte.

Wir sehen hier abermals den türkischen Soldaten im Angriffe von Gebirgsstellungen und Paß-Passagen wahre Wunder von Tapferkeit und Ausdauer vollbringen . . . Als Anfangs der Dreißiger-Jahre Ibrahim Pascha von Aegypten Syrien, das er vorher erobert hatte, verließ, um in Anatolien einzubrechen, mußte er den Taurus überschreiten (S. 21), und zwar durch die sogenannte „kilikische Pforte“ zwischen Nigde und Adana. Der Paß war schlecht vertheidigt und noch schlechter besetzt. Gleichwohl trotzten die paar türkischen Bataillone geraume Zeit dem gesammten Aegypter-Heere, das wohl oder übel hier durch mußte, denn noch heute giebt es keinen andern Paßweg über den Taurus als die „kilikische Pforte“, durch die bereits Alexander der Große hindurchgezogen war, späterhin die Sarazenen, die Seldschuken und Kreuzfahrer, die Tataren und Osmanen; letztere, als Selim I. zuerst das eigentliche Stammland in Anatolien verließ und jenseits des Taurus als Eroberer auftrat . . . Besser bekannt als diese Ereignisse dürfte der Vormarsch Omer Paschas durch den Paß von Bielopavlowics in Montenegro sein, und die verzweifelten Kämpfe in den Pässen von Samaria und Askypho im Districte Sphakia auf Kandia . . .

Soweit unser Rückblick und unsere Anknüpfungen an die Kämpfe von Schipka . . . Ein zweites Denkblatt aus dem letzten russisch-türkischen Kriege nennt sich Plewna. Es ist hier weder der Raum hierzu, noch gestattet es der Zweck des Buches, ein Bild der verschiedenen Kämpfe vorzuführen; man findet heute ausführliche und authentische Darstellungen jener denkwürdigen Ereignisse in so manchem der seitdem erschienenen Fachwerke. Behufs Ergänzung des Sulejman'schen Mémoire und der hieran geknüpften „Erläuterungen" müssen wir indeß gleichwohl auf den fraglichen Gegenstand eingehen und denselben seiner Totalität nach in den Rahmen unserer Mittheilungen einfügen . . .

Während sich Sulejman durch seine Angriffe in der Richtung auf Tirnowa bemühte, die strategische Situation auf dem bulgarischen Kriegsschauplatze zu verschieben und an dem geglückten ersten Anlauf (Treffen von Elena) die kühnsten — leider auch unmöglichsten — Combinationen für die Zukunft geknüpft wurden, fiel die Entscheidung von Plewna. Für die Türken 40.000 Mann Kerntruppen weniger, für die Russen eine disponible Armee von 100.000 Mann und freies Terrain in ganz West-Bulgarien, das war der Erfolg, den früher oder später Jedermann erwarten mußte, den man aber von Anbeginn her nimmer mit dem 10. December, also sozusagen tief im Winter, in Verbindung zu bringen gewagt hätte.

Weder der Fall Varnas im Jahre 1828, noch jener Silistrias ein halbes Jahr später, besaßen auch nur annähernd die Tragweite, wie die Capitulation der Armee Osman Paschas zu Plewna. Schwerfällig und unbeholfen nahmen sich alle militärischen Maßnahmen Rußlands seit Beginn des Feldzuges aus, und die Erwartungen, die man an einen Militärstaat, wie das Czarenreich eben einer ist, stellte, wurde allenthalben zu Schanden; als aber die ursprünglichen vier Armee-Corps, die in Bulgarien die orientalische Frage zur Lösung bringen sollten, auf acht und später sogar auf zwölf gebracht wurden, abermals langsam und

schwerfällig, in Pausen, die für die russischen Waffen meist mit Mißerfolgen ausgefüllt waren, da konnte man gleichwohl mit der Thatsache rechnen, daß die slavische, zumal russische Zähigkeit ein Ding sei, das alle Calculs hinsichtlich der türkischen Widerstandskraft durchkreuzen werde.

Es war jederzeit gewiß eine gewagte Annahme, wenn man damals, bauend auf einen imaginären Kräftezuwachs der Türken, den russischen Armeen in Bulgarien von Monat zu Monat die Wahrscheinlichkeit einer für sie verhängnißvollen Katastrophe entgegenhielt; wenn man die Fortführung des Krieges in den Wintermonaten als Großsprecherei bezeichnete und diesfalls die russischen Soldaten dem Hunger und der Kälte geopfert sehen wollte. Diese Zweifel waren vollkommen berechtigt. Von alledem, was man im Herbste 1877 in den Tagesblättern prophezeite, ist gerade das Umgekehrte eingetreten: die Katastrophe hatte die tapferste der türkischen Armee ereilt, der Winterfeldzug nahm seinen lebhaften Verlauf und der Hunger hatte sich leider seine Opfer aus dem türkischen Lager geholt.

Heute, wo die näheren Umstände, unter welchen sich all' die bedeutungsvollen Ereignisse auf der Balkan-Halbinsel zutrugen, näher bekannt sind, ist der Beweis erbracht, daß Alles so kommen mußte, gedenkt man des Treibens der Damad Mahmud's und Consorten. Nicht die braven Truppen Osman's durfte der Vorwurf treffen, wohl aber die Stambuler Kriegspartei, die durch die voranstehenden mitgetheilten Thatsachen für immer gebrandmarkt sein dürfte.

Wo war beispielsweise in dem kritischen Augenblicke, da Plewna capitulirt, jene Reserve-Armee, die man (auf dem Papiere) zu wiederholten Malen organisirt hatte? Als Reuf an die Spitze des Kriegsministeriums getreten war, waren von den ausgeschriebenen 50.000 Mann nicht einmal noch die Cadres vorhanden. Russischerseits aber war eine Armee von 100.000 Mann, deren Avantgarde bereits in den Balkan-Pässen nordöstlich

von Sofia stand, frei geworden, und dieselbe konnte unbehindert in Thrakien einbrechen, um ihre Gegner zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen.

Die Pforte hatte in diesem kritischen Augenblicke thatsächlich keine Armee in Rumelien. Adrianopel und die anderen großen Städte hatten ihre Garnisonen schon Wochen vorher an Mehemet Ali abgegeben, Contingente, die meist aus sehr untüchtigen Elementen zusammengesetzt waren, und die sich — wie wir weiter oben gesehen haben — auch numerisch zu schwach fühlten, um gegen die Gurko'schen Truppen aufzukommen. Woher aber wollte die Pforte ihre Bataillone nehmen, um Adrianopel und die Heerstraße nach Constantinopel zu decken?

Es waren hier nur zwei Fälle möglich: entweder verließ Sulejman nach Zurücklassung der allernothwendigsten Garnisonen den Rayon des Festungsviereckes, um in Eilmärschen Adrianopel zu erreichen und mit Hilfe der hiesigen neuen fortificatorischen Anlagen die russische Invasions-Armee aufzuhalten; oder zweitens, Sulejman hielt auf alle Fälle die bulgarischen Festungen gegenüber der Armee des Großfürsten-Thronfolger, dann war wohl diese Armee festgenagelt, dafür aber konnte Gurko mit seinen 100.000 Mann unbehindert bis unter die Mauern Constantinopels vorrücken ... Der Stambuler Hofkriegsrath hatte bekanntlich keinen dieser beiden Fälle berücksichtigt; er hatte seinen eigenen Plan, und den kennt man leider zur Genüge ...

Doch, um auf Plewna zurückzukommen. Es ist viel über den Werth, auch über die Bedeutung dieses Platzes und der befestigten Positionen geschrieben worden; auch hat man nicht auf der einen Seite verabsäumt, darauf hinzuweisen, wie richtig Osman Pascha die Wahl einer Position getroffen hatte, um die sogenannte strategische Defensive der ottomanischen Armee in Donau-Bulgarien zu erhöhen, indem er sich gleichzeitig selbst unter den Schutz der nahe gelegenen großen Festungen stellte.

Der strategische Werth von Plewna war ein vollkommen fictiver, umsomehr, als die Position Osman's wie aus Zufall entstanden ist, und ein jeder anderer Punkt in größerer oder geringerer Entfernung von der Donau am Ende dieselbe Rolle rein passiven Widerstandes zu spielen vermocht hätte. Der einzige strategische Werth, der Plewna innewohnte, bestand darin, daß es die einzige größere, für Kriegszwecke brauchbare Communication von Rustschuk, beziehungsweise von Sistowo und Nicopoli über den westlichen Balkan in's Herz der Türkei (nach Sofia) deckte, eine Deckung, die übrigens an Werth verlieren mußte, da sie, als Flügelstellung, entweder eingeschlossen oder umgangen werden konnte.

Viel interessanter dünkt uns die Beurtheilung der Position von Plewna vom fortificatorischen Standpunkte. Man hat hin und wieder dagegen Verwahrung eingelegt, dieselbe als „verschanztes Lager" zu betrachten, da es den inneren Einrichtungen des mit Befestigungen passageren Styles umschlossenen Raumes an all' jenen Vorkehrungen und Bauten fehlte, welche mit dem Begriffe eines verschanzten Lagers unzertrennlich sind. Zu diesen Einrichtungen aber gehören, neben einem wohl zu vertheidigenden, mit Proviant- und Munitions-Depôts versehenen Noyau (meist eine Stadt selbst, wie diesfalls Plewna), bombenfeste, gesicherte Unterkünfte für den größten Theil der Besatzungstruppen.

In Plewna waren nun letztere allerdings nicht vorhanden, doch ändert dies nichts an der Thatsache, daß man im Großen und Ganzen über einen geschlossenen Gürtel von Schanzen verfügte, denen sowohl einzeln, wie im Zusammenhange, derselbe Typus zu Grunde lag, wie den großen verschanzten Lagern im permanenten Style. Die Hauptsache bei Errichtung von derlei Positionen ist eben die — und Tewfik Bey, der tüchtige Generalstabs-Chef Osman's, hat dies nicht außer Acht gelassen — daß man auf die Profilirung und Anlage, sowie auf die nothwendigen Verstärkungen und Schutzbauten die größtmögliche

Sorgfalt verwende, und, dem Terrain entsprechend, der verschanzten Umfassungslinie bald den Charakter von „Offensiv-“, bald jenen von „Defensiv-Feldern“ giebt — was bei Plewna vollkommen zutrifft.

Dadurch aber war Osman Pascha in die Lage versetzt, an seiner strategischen Defensive festhaltend, zeitweise taktisch offensiv vorzugehen. Daß im Großen und Ganzen die taktische Offensive der türkischen Plewnaer Armee so bedeutungslos war und sich nur zweimal auf eine Art von Ausfällen erstreckte, lag weniger in den Einrichtungen und in der Anlage der verschanzten Stellung, als vielmehr in der geringen Offensivfähigkeit der türkischen Soldaten überhaupt und der notorischen Unlust hierzu auf Seite ihrer Führer höhern und niedern Ranges.

Der topographischen Situation entsprechend und den natürlichen Terrainhindernissen sich anschmiegend, welch' letztere sich hauptsächlich durch das concentrische Zusammenströmen dreier Gewässer, des Vid, des Griwitza- und Tutschenitza-Baches ergaben, hatte sich das sogenannte verschanzte Lager bei Plewna naturgemäß in drei Abschnitte getheilt, von denen zwei, jener nördlich des Griwitza-Baches (Linie: Opannes-Griwitza) und der südlich von Plewna (Linie: Vid-Tutschenitza-Schlucht) den Charakter und die Einrichtungen von Defensiv-Feldern, der dritte im Osten aber (Linie: Griwitza-Tutschenitza) den eines Offensiv-Feldes unverkennbar besaßen. Bei den Defensiv-Abschnitten, die meist identisch mit taktisch bedrohbaren Terrainstrichen sind, muß die Anlage der Fortificationen eine derartige sein, daß der passive Widerstand ein möglichst großer werde, selbst auf die Gefahr einer totalen Beschränkung der Actionsfreiheit hin.

Die Zahl der geschlossenen Schanzen muß in diesem Falle eine möglichst große sein, doch genügt hierbei nicht, sie blos in die äußere Gürtellinie zu verlegen; auch eine zweite fortificirte Front ist von Nöthen, und zwar muß die Wahl der zu verschanzenden Punkte so getroffen werden, daß die innere Linie

die äußere womöglich dominire ... Ganz diesen Theorien gemäß präsentirten sich die Verschanzungen im Süden von Plewna, dem einen Defensiv-Felde. Die erste, vordere Verschanzungsreihe lief vom Tutschenitza-Bache bis zum Vid, etwa 7000 Meter südlich von Plewna; die zweite, etwa ein Drittel der Distanz näher am Noyan, parallel zu der erstern, wobei sich freilich der Uebelstand ergab, daß dieser zweite Schanzengürtel den ersten nicht dominirte.

Sämmtliche Schanzen im Süden von Plewna waren stark profilirt, und, wie es erwiesen ist, mit bombenfesten Traversen für die Mannschaften versehen, was abermals vollkommen den Anforderungen der Theorie entsprach ... Ganz anders verhielt es sich mit den Schanzen des Offensiv-Feldes auf der Ostseite. Hier fanden sich noch zwei größere geschlossene Werke vor, doch hatte man nicht verabsäumt (ganz im Sinne der Theorie) in zweiter Linie, namentlich aber hinter den Intervallen des vordern Gürtels, im Anschlusse an die Griwitza-Redoute im Norden und an jene von Krschine im Süden, durch Batterien dem vorwiegend defensiven Zwecke der gesammten Plewnaer Fortificationen gerecht zu werden. Von diesen Batterien, die nur schwach profilirt waren, gab es eine große Anzahl zwischen den beiden genannten Redouten.

Dies in knappen Zügen die fortificatorische Situation. Ueber die Art des Angriffes und der Vertheidigung gingen die fachmännischen Urtheile, wie begreiflich, häufig auseinander. Erwiesen ist zunächst, daß die Verschanzungen im Großen und Ganzen durch das russische Geschützfeuer keinen Schaden von Belang genommen hatten. Wenn nun der nach der Uebergabe von Plewna angetroffene vollkommen intacte Zustand der Befestigungen auch nicht apodiktisch dafür sprechen kann, daß diese überhaupt nur partiell zerstört worden seien, um rasch wieder in Stand gesetzt zu werden, so deutete andererseits der gute Zustand der Plewnaer Stadthäuser gleichwohl darauf hin,

wie ungenügend und zwecklos die vielen russischen Bombardements gewesen waren.

Daß einer allgemeinen Beschießung feindlicher Fortificationen ein taktischer Angriff folgen müsse, ist eine alte Regel. Die Vertheidiger von Plewna, die sich ja meistentheils in ihren Werken befanden und sich durch Hohltraversen, Blindagen und Graben-Galerien nach Möglichkeit zu decken suchten, dürften sich mit der Zeit an die russischen Kanonaden gewöhnt haben, und da es sich immer nur um den thatsächlichen Angriff eines vorgeschobenen Werkes handelte, so lag für die übrigen Besatzungs-Abtheilungen in ihren respectiven Vertheidigungs-Objecten kein Grund zu weitgehenden Befürchtungen vor.

Wenn nun weder die Werke (also der vordere Vertheidigungsgürtel), noch die Stadt Plewna (also das Noyau) durch das russische Geschützfeuer erheblichen Schaden nahmen, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß die zahllosen Projectile, welche in den vielmaligen Kanonaden gegen Osman's Stellungen abgegeben worden sind, die eigentliche fortificirte Linie überflogen haben und auf den Concentrirungs- und Lagerrayon zwischen den Vertheidigungsfronten und dem Noyau niederfielen. Es wird unter solchen Umständen anzunehmen sein, daß der türkische Verlust durch jedes der russischen Bombardements ein empfindlicher war, einfach aus dem Grunde, weil die sogenannten taktischen Reserven bei Beginn der Geschützaction gegen die vorderen Werke in zweiter Linie stets zur Hand sein mußten, um je nach Maßstab der sich ergebenden Nothwendigkeit nach diesem oder jenem bedrohten Werke vorzurücken und einem übermächtigen Sturmangriffe die Spitze zu bieten.

Ein Anderes ist es freilich, wenn man annehmen will, daß die fraglichen Reserven in den zahlreichen Schluchten, welche namentlich das Terrain zwischen dem Tutschenitza- und Griwitza-Bache mannigfaltig gliedern, hinlänglich Deckung gefunden hätten,

wobei es gleichwohl nicht ausgeschlossen bleibt, daß beispielsweise gerade jene Stellungen, welche von Radischewo und Tutschenitza her im „todten Winkel" lagen (also Deckung gewährten), etwa für die russische Position in Brestowatz (Skobeleff), im Süden Plewnas — die schönsten Kugelfänge abgeben mußten.

Bei vollkommener Cernirung und Führung eines concentrischen Geschützfeuers heben sich eben die vielen todten Winkeln im Terrain von selbst auf; und wenn sich der Vertheidiger im ersten Augenblicke in der Front gedeckt fühlt, kann er schon im nächsten Augenblicke im Rücken beschossen werden. Alles in Allem: die intact vorgefundenen türkischen Vertheidigungswerke beweisen für's Erste keineswegs, daß sie überhaupt niemals Schaden genommen haben, während zweitens dieser Umstand nicht ausschließt, daß die russischen Bombardements in anderer Hinsicht dennoch sehr fühlbar gewesen sein dürften.

In erster Linie durfte man sich aber bei diesen Bombardements nicht auf Zufälligkeiten verlassen, und da sie nicht als Einleitungen zu taktischen Schlägen dienten, bleiben sie zwecklos und jeder Schuß war ein verlorener. Während unter solchen Umständen die taktischen Reserven der Türken (wenn überhaupt!) Schaden nahmen, blieben gerade jene Objecte unverschont, denen der eigentliche und unmittelbare Angriff galt, und nur so wird es erklärlich, daß es im Laufe von fünf Monaten nur zweimal gelingen sollte, Schanzen mit dem Bajonette zu nehmen. Da die Russen überdies im Gefechte die Colonnen zum Angriffe vorschickten, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Kanonade auch von der entsprechenden Wirkung war, mußten jene vollends mißglücken.

Nach den herkömmlichen Regeln von Befestigungen passageren Styls soll man sich aber nicht blos auf die schweren, stabilen Positionsgeschütze verlassen, sondern den Sturmcolonnen auch Feldbatterien oder Feldgeschütze, also ein labiles

artilleristisches Element beigesellen, dem hauptsächlich in dem letzten Augenblicke die Aufgabe zufällt, den nachrückenden Sturmcolonnen Bahn zu brechen, und zwar zu einer Zeit, wo die Positionsgeschütze aus naheliegenden taktischen Gründen nicht mehr mitwirken können. Nach Allem aber, was über die Angriffsweise gegen Plewna bekannt geworden ist (wir sprechen nur von der Zeit vor der Cernirung, also vor Totleben's Eintreffen bei der Armee), wurden die obenstehenden Regeln während der einzelnen Angriffe niemals berücksichtigt . . .

Bei Plewna hatten die Türken, seit ihrem Auftauchen in der Geschichte, die größte Zahl von Gefangenen verloren. Wohl hatte die Pforte in ihren vielartigen, Jahrhunderte langen Kämpfen mit abendländischen und morgenländischen Reichen oft die empfindlichsten Verluste an Menschenleben zu beklagen; aber bei den wenigen Capitulationen, die in ihren Kriegschroniken vorkommen, war die Zahl der hierbei kriegsgefangen Gemachten immer nur eine verhältnißmäßig geringe. Andererseits wird der Verlust der Russen während des sechsmonatlichen Positionskrieges von Plewna mit 40.000 Mann als ganz exorbitant bezeichnet, und doch ist dies nicht der Fall, wenn man die moderne Feuertaktik in Berücksichtigung zieht und der Thatsache gedenkt, daß in den letzten großen Schlachten in Böhmen und in Frankreich (die Katastrophen von Sedan und Metz abgerechnet) die gleich hohen Verlustziffern innerhalb ein bis drei Tagen zu registriren waren.

Was zudem den türkischen Totalverlust in Plewna, wahrscheinlich 63.000 Mann (8000 Todte, 15.000 Verwundete und Kranke und 40.000 Gefangene) betrifft, so dürfte es nicht uninteressant sein, diesfalls Vergleiche mit anderen Schlachten und Belagerungen aus der osmanischen Geschichte anzustellen . . . Am 20. September 1396 erkaufte Sultan Bajazid I. seinen Sieg über die fränkischen Heere bei Nicopoli mit einem Opfer (wahrscheinlich an Todten und Verwundeten) von 60.000 Mann. In der Schlacht von Angora, der mörde-

rischsten in der ganzen osmanischen Geschichte, fochten angeblich 800.000 Tataren gegen 100.000 Osmanen und soll der beiderseitige Gesammtverlust 350.000 Mann betragen haben.

Mögen diese Ziffern auch echt orientalisch übertrieben sein, so ist es doch erwiesen, daß damals das ganze Bajazid'sche Heer vernichtet und der Sultan selbst gefangen und in einen eisernen Käfig gesperrt wurde. Bei der ersten Belagerung Belgrads (1440) durch Murad II. büßte dieser 20.000 Mann ein, ohne sein Ziel, die Bezwingung des Platzes, zu erreichen. Zwei Jahre darauf rückte er in Siebenbürgen ein und lieferte mit seinen 80.000 Streitern dem nur 15.000 Mann starken Heerhaufen Hunyady's eine der denkwürdigsten Türkenschlachten; — von der ganzen osmanischen Armee kehrten damals nur 10.000 Mann heim, und 5000 Mann wanderten in die Gefangenschaft. Es blieben daher über 65.000 Türken liegen, ein vollends unglaubliches Factum.

In der Schlacht von Nisch (3. November 1443) fielen 30.000 Osmanen und in der zweiten Schlacht auf dem Amselfelde etwa 25.000. Im Jahre 1456 belagerte Mohammed II., der Eroberer Constantinopels, Belgrad, wobei ihm Hunyady einen Verlust von 50.000 Mann beibrachte, so daß jener schließlich gezwungen war, abzuziehen. Am 28. Juli 1522 landete Sulejman I. mit 100.000 Mann auf der Insel Rhodos, um dieses östliche Bollwerk der abendländischen Christenheit zu Fall zu bringen; der schließliche Erfolg wurde mit einem Opfer von 40.000 Mann erkauft. In der Seeschlacht bei Lepanto gingen 50.000 Osmanen theils durch die feindlichen Waffen, theils durch Schiffsuntergänge zu Grunde, und bei der ersten Belagerung Wiens (1529) ließ Sulejman 60.000 Leichen im Weichbilde der Stadt liegen. Während der zweiten Belagerung Wiens betrug der türkische Verlust etwa 50.000 Mann.

In der Schlacht bei Slankamen (1691) brachte die kaiserliche Armee den Türken unter Köprili einen Verlust von

20.000 Mann bei und in der Schlacht bei Zenta (11. September 1697) jagte Prinz Eugen das Osmanenheer Mehemet Paschas in wilde Flucht, nachdem es 34.000 Todte und Verwundete eingebüßt hatte. Dagegen büßte im Jahre 1695 Czar Peter der Große vor Azow 30.000 Mann ein, ohne den Platz zu gewinnen, was erst im nächsten Jahre mit gleichfalls bedeutenden Opfern geschehen sollte. Am 16. August 1717 errang Prinz Eugen jenen bedeutenden Sieg, der den Osmanen 20.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen kostete und zur Capitulation von Belgrad führte. In Folge der Erstürmung von Ismail (22. December 1790) durch Suwaroff gingen 30.000 Türken im Kampfe zu Grunde, während der türkische Commandant Hassan Pascha, Großvezier Selim's III., nach Schumla floh, um festgenommen und enthauptet zu werden. Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß in der Schlacht an der Jantra (7. September 1811) durch den Sieg Kamenskoi's bei 34.000 Türken theils niedergemacht, theils gefangengenommen wurden, und die russischen Truppen vor Rustschuk somit auf ähnliche Weise Luft bekamen, wie diesmal durch die Katastrophe von Plewna . . .

Ein weiterer Commentar zu diesen, nur flüchtig herausgesuchten historischen Momenten aus der Vergangenheit erscheint überflüssig. Die Daten an sich dürften genügen, um zu beweisen, daß der russische Gesammtverlust vor Plewna innerhalb voller fünf Monate und im Hinblicke auf die mörderische Wirkung des heutigen Feuergefechtes, keineswegs so formidabel sei, als dies mit Vorliebe türkischerseits betont wird. Andererseits steht aber, wie schon eingangs erwähnt, die bedingungslose Capitulation von 40.000 Osmanen völlig vereinzelt in der vielhundertjährigen Geschichte der Türkei da, und wie der Ruhm der Vertheidigung fortan mit dem Namen Osman verknüpft bleiben wird, ebenso wird die Erinnerung an diese Katastrophe auf das Kerbholz der Stambuler Vaterlands-Verräther zu setzen sein . . .

---

4. Sulejman Paschas Proceß.

El Saïd Sulejman Husni, der Sohn El Saïd Mohammed Khalid's, ist am 23. Ramazan 1254 d. Fl. (1838) in Stambul in der Mahale Kewrany geboren. Seine erste Erziehung genoß der künftige Marschall und zeitweilige Obercommandant der türkischen Balkan-Armee in der öffentlichen Schule seines Stadtviertels. Mit dem Eintritte in das 18. Lebensjahr besuchte der junge Sulejman die Militärschule, welche er nach vierjähriger Frequenz als Unter-Lieutenant verließ. Man rühmte ihm damals viel Intelligenz und auch einigen Fleiß nach, Eigenschaften, die in der nächsten Zukunft nicht verfehlten, den jungen Officier rasch Carrière machen zu lassen.

Sulejman Effendi war im Jahre 1860, im Alter von 22 Jahren stehend, in die Armee eingetreten. Die Fünfziger-Jahre — die „stillen Jahre" nach dem Krim-Kriege — verstrichen für die türkische Armee ohne jedwede Abwechslung. Erst im Jahre 1861 trat ein Zwischenfall ein, der wenigstens einen Theil der Truppen in Anspruch nehmen sollte: die Empörung der Herzegowinaer unter Luka Vukalowics und der Krieg mit Montenegro. Sulejman Effendi war damals als Capitän bei einer Abtheilung der Occupationstruppen, welche von Derwisch Pascha und Omer Pascha befehligt wurden. Der junge Officier dürfte damals kaum geahnt haben, daß er in späteren Jahren

dieselbe schwierige Operation vollbringen werde, die sein Lehrer und Meister, Omer Pascha, im Sinne hatte, zu deren Ausführung es aber aus militärischen, hauptsächlich aber aus diplomatischen Gründen niemals kommen sollte.

Das lobenswerthe Verhalten Sulejman's bestimmte den Sultan, den Officier in seine Garde aufzunehmen, und zwar mit dem Range eines Capitän-Majors (1862). In dieser Stellung verblieb Sulejman bis zum Jahre 1865, worauf er zur Truppe, und zwar als Major des Bataillons von Karahissar (Inner-Anatolien) einrückte, an dessen Spitze er an den ersten Operationen gegen die revoltirenden Kretenser (1866—1868) theilnahm. Noch während der Kämpfe als General-Stabsofficier in Verwendung gelangend, that sich der junge Officier wiederholt durch seine klaren und trefflichen Dispositionen, sowie durch andere militärische Eigenschaften hervor, so daß der Großvezier Aali Pascha Anlaß nahm, ihn zu beloben und zu seiner Carrière, die ihm unzweifelhaft schien, zu beglückwünschen.

Die kretensische Campagne trug Sulejman Effendi zunächst den Medschidje-Orden 5. Classe ein. Kurze Zeit als Lehrer an die Militärschule berufen (1869), sandte ihn der Kriegsminister noch im selben Jahre, nach Verleihung des Oberstlieutenant-Ranges, nach Yemen, wo er hervorragenden Antheil an der Pacificirung des Beduinen-Territoriums nahm und vielfache militärische Erfolge errang, die ihm den Obersten-Rang und unmittelbar hierauf den Generals-Rang eintrugen (1870). Gleichzeitig berief ihn der Sultan an die Spitze der Militär-Akademie, deren Director er nahezu ein Jahr verblieb. Im Jahre 1875 wurde Sulejman Pascha zum Range eines Ferik oder Divisions-Generals erhoben und als solcher nahm er im folgenden Jahre (1876) am türkisch-serbischen Kriege Theil.

Hinsichtlich der letzten Dienstleistungen Sulejman Paschas dürfte kaum mehr etwas nachzutragen sein, was nicht schon bekannt wäre. Wir wollen in Folge dessen auch nur flüchtig

erinnern, daß er anfangs an den Kämpfen von Babina-Glawa, später auf dem Zuge gegen Knjaschewac, und bei Pandiralo mit den serbischen Truppen engagirt war und schließlich an den Schlachten im Morawa-Thale (bei Alexinac und Djunisch) hervorragenden Antheil nahm. Seine Verdienste wurden diesmal mit dem Medschidje-Orden 1. Classe und mit dem Osmanié-Orden 2. Classe belohnt.

Im Januar 1877 ernannte der Sultan Abdul Hamid Sulejman Pascha zum Muschir (Marschall). Der junge Heerführer hatte damals das 41. Lebensjahr noch nicht überschritten. Die Aufgabe, die nun in seine Hände gelegt wurde, schloß eine schöne Erinnerung an seine Jugendjahre in sich, denn Marschall Sulejman hatte die kaiserliche Ordre erhalten, das Commando über die herzegowinischen Truppen zu übernehmen und den Aufstand mit größtmöglicher Energie niederzuwerfen. Zwar gelang dem thatkräftigen General das erstere nicht, wohl aber legte er Proben seltenen Unternehmungsgeistes ab, und sein beispiellos blutiger Zug durch Montenegro gab, wenn er auch im Ganzen nicht den angestrebten Erfolg hatte, Zeugniß, daß Sulejman vor keinem militärischen Unternehmen zurückschreckte.

Die Kämpfe in Montenegro waren von hervorragender Bedeutung für Sulejman's weitere Schicksale. Wir haben schon an anderer Stelle hervorgehoben, daß der Sultan sich durch die Thaten seines Generals in den Schwarzen Bergen bestimmt fühlte, denselben mit seiner ganzen Armee von Scutari in Albanien nach Rumelien zu rufen, wo er dem schwachen Reuf-schen Corps zu Hilfe eilen, das Obercommando über sämmtliche rumelische Streitkräfte übernehmen und den General Gurko über den Balkan zurückdrängen sollte . . . Diese Aufgabe führte er mit Auszeichnung zu Ende. Aber mit ihr hatte das selbstständige Handeln des Marschalls auch ihr definitives Ende erreicht. Von dem Tage des Sieges über die Russen bei Eski-Saghra (31. Juli 1877) begann jenes verhängnißvolle Intriguenspiel

gegen den „Liebling" der Armee und des Sultans, das zuerst Reuf aus Eifersucht inscenirt, und das später die Marionetten des Hof-Kriegsrathes, mit Damad Mahmud, dem Schwager des Sultans, an der Spitze, fortgesetzt und — glücklich zu Ende geführt hatten . . .

Damit wären wir bei einer andern Phase im Leben Sulejman Paschas angelangt. Noch während der letzten Zuckungen des russisch-türkischen Krieges war der Stab über den kurz vorher so hochgefeierten Truppenführer gebrochen und mit dem Eintritte der Friedensverhandlungen wurde er durch eine böse Wendung seines Schicksales überrascht. Reuf hatte Alles gut vorbereitet, und eines schönen Tages ward Sulejman in dem Dardanellen-Fort Tschanak Kalessi gefangen gesetzt (4. Februar 1878). Schon damals durchlief die europäischen Zeitungen das Gerücht, der Marschall sei im Meere ertränkt worden. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß ein solch' tragisches Ende seine Rivalen in hohem Grade befriedigt haben würde; aber um dasselbe in der That gewaltsam herbeizuführen, dazu fehlte den betreffenden Intriguanten denn doch der nöthige Muth, und so kam der Sündenbock des Balkan-Krieges mit heiler Haut davon.

Sein nächster Aufenthalt war das Stambuler Kriegsministerium, wo er in einer Art strengen Arrestes gehalten wurde. Zehn Monate dauerte diese Gefangenschaft und ihre lange Dauer war wohlberechnet; denn Reuf dachte den Rivalen durch Demüthigungen aller Art und durch eine Existenz voll Kummer und Sorgen mürbe zu machen und sodann den wehrlosen Gegner mit einem letzten Gnadenstoße zu Boden zu werfen.

Aber auch diesmal verließ den Vielgeprüften die Geduld nicht. Er bezog seine neue Wohnung im Seraskierats-Gefängnisse und sah ungebrochen und ungebeugt den Dingen, die da kommen sollten, entgegen. Um einige Momente aus dieser Gefangenschafts-Epoche zu berühren, möchten wir Nachfolgendes bemerken. Das

Stambuler Kriegsministerium ist eines der monumentalsten Gebäude der Sultansresidenz. Auf einem der sieben Hügel Stambuls gelegen, nimmt es mit seinen Bauten, seinen Kasernen, dem Ministerium und dem Hospitale einen sehr weitläufigen Platz ein, gerade der prächtigen Moschee Bajazid's gegenüber. Zwischen dem Platze dieser Moschee und demjenigen des Seraskierats erhebt sich eine monumentale Portal-Front mit drei Eingängen und zwei Eck-Pavillons, die Sultan Abdul Aziz zu seinem persönlichen Gebrauche hatte aufführen lassen.

Das Kriegsministerium ist im Viereck erbaut und der Hof ist, drei Stock hoch, arcadengesäumt. Prachtvolle Marmorsäulen ziehen ringsum und die inneren Räumlichkeiten sind von seltener Pracht. Hinter diesen Amtsgebäuden befindet sich ein zweiter Platz, der auf den drei übrigen Seiten gleichfalls von großartigen Bauten eingeschlossen ist. Direct gegenüber erhebt sich eine Kaserne, ebenso eine rechter Hand; linker Hand schließt ein Militär-Hospital den Raum ab.

In der mittleren Kaserne war nun ein Theil des Belagsraumes zu Gefängnissen ausersehen worden, und zwar sperrte man daselbst alle jene Individuen ein, die seit dem Ausbruche des Krieges sich irgend welcher wirklicher oder angeblicher Vergehen und Verbrechen gegen die Person des Sultans, gegen die Regierung oder gegen das „Vaterland“ schuldig gemacht hatten. Ein solches Opfer, welches über zehn Monate im Seraskierat hinter Schloß und Riegel saß, war Haïri Bey, dem man nicht die geringste Schuld beweisen konnte, und dessen einziges Verbrechen darin bestanden hatte, daß er während der Kämpfe am Schipka-Passe der Adjutant Sulejman Paschas war.

Außer diesem Officier und dem Marschall wurden auch noch andere Militärs untergeordneten Ranges in längerer oder kürzerer Gefangenschaft gehalten; dann alle Generäle, die man für ihre Fehler während des Krieges zur Verantwortung ziehen wollte (wie den Commandanten von Ardaghan 2c.);

schließlich 162 Mitschuldige Aali Soavi's (darunter, wie bekannt, der Journalist Aali Effendi). Nur zehn dieser Letzteren waren separirt und durften sich von außen verpflegen, sowie Besuche empfangen; die Uebrigen waren gemeinsam in größeren Wohnräumen untergebracht und standen unter strengster Aufsicht.

Gleichwohl muß zur Constatirung der Wahrheit bemerkt werden, daß für Alle die Gefangenschaft keine drückende war. Sämmtliche zu Arrestlocalen adaptirten Belagsräume waren im besten Zustande, Licht und Luft entbehrte Niemand und die niederen Gefangenen durften sich auf den Corridoren und selbst in den Höfen bewegen, wo sich zum Ergötzen der gelangweilten Insassen die Taubenschwärme der benachbarten Bajazid-Moschee niederließen, um durch sorgende Hände gefüttert zu werden. Der Orient ist eben das Land der Contraste und die Idyllität drängt sich oft mitten in die ernstesten Situationen hinein.

Was Sulejman Pascha anbelangt, so bewohnte er ein großes Zimmer im ersten Stocke der fraglichen Kaserne, ein Cabinet ward seinem Diener angewiesen. Beide Piecen communicirten mit einem Vorzimmer, in welchem Tag und Nacht zwei Soldaten die Wache hielten. Die Fenster waren vergittert. Sulejman durfte sein Gefängniß nie verlassen, wohl aber Besuche empfangen. Als Ameublement wurden ihm sechs Sesseln, vier Fauteuils und ein Tisch zur Disposition gestellt. Ein Bett hatte er nicht; als solches dienten zwei Matratzen, welche allabendlich der Diener des Marschalls in's Zimmer trug, um sie des Morgens wieder zu entfernen. Außer einigen defecten Vorhängen und einem fadenscheinigen Teppiche bemerkte man in dem Locale auch noch zwei große Koffer, welche gestrichen voll mit Schriften, Acten, militärischen Rapporten, kaiserlichen und kriegsministeriellen Ordres, Depeschen und anderen handschriftlichen Documenten angefüllt waren.

Es war dies das Materiale, das Sulejman behufs seiner Vertheidigung zu verarbeiten hatte. Er hatte zehn Monate Zeit,

obwohl es an Chicanen aller Art nicht fehlte, welche dem Marschall erheblich die Arbeitslust schmälerten. In dieser Zeit brachte er sein „Mémoire“ über die Fehler, welche während der zweiten Hälfte des Balkan-Krieges begangen wurden, zu Papier, und hier verfaßte er jenen Protest (siehe weiter unten), der ihm Recht verschaffen sollte.

Von Recht und Gerechtigkeit war aber in diesem Falle keine Rede. Sulejman selbst gab sich hierüber nicht der geringsten Täuschung hin, aber wie ein Lamm wollte er sich doch nicht abschlachten lassen, und so versuchte er zum mindesten die Anklage, die man gegen ihn erhob, abzuschütteln. Reuf Pascha seinerseits wieder wollte den Triumph, den er über seinen Rivalen feierte, bis zur letzten Consequenz ausnützen. Es war dem Manne eine besondere Genugthuung, seinen hilflosen Gegner anklagen und vernichten zu dürfen, dachte er der Zeit, da die Stambuler Deputirtenkammer sich anschickte, über den Besiegten vom Jeni-Saghra zu Gerichte zu sitzen. Die vorlauten Schreier wurden zurückgewiesen, Achmet Vefik that seinem Protector den Liebesdienst, die Bude zu sperren, und Reuf war nach wie vor Herr der Situation.

Anders sollte es Sulejman ergehen. Ein Parlament, das nicht nur seinen Gegner gerichtet, sondern auch ihn (Sulejman) von allen Anklagen freigesprochen haben würde, existirte nicht mehr. Wer ihm entgegenstand, das waren blinde Werkzeuge einer mächtigen Partei, die seit Monaten ein Netz von Intriguen gesponnen hatte, das weder Sulejman, noch ein Anderer zu zerreißen vermocht hätte. So konnte denn auch von einem „Processe“ in der wahren Bedeutung des Wortes, wie man das Vorgehen gegen den Marschall zu benennen beliebte, nicht die Rede sein. Es war kein Proceß, es war einfach ein summarisches Vorgehen und nach leidenschaftlich erregten Debatten, in denen die Richter der Wahrheit auf Schritt und Tritt in's Gesicht schlugen, ward Sulejman überwunden (das ist der richtige Ausdruck für dieses Proceß-Verfahren) und — gerichtet.

An einem der letzten Februar-Tage des Jahres 1879 wurde Sulejman Pascha über Antrag des „ordentlichen Kriegsgerichtes" zu einem sechsjährigen Exile nach Bagdad, mit Beibehalt seines militärischen Ranges, verurtheilt. Am 19. Februar wurde der unglückliche General, nachdem man ihm vorher noch gestattet hatte, sich von seiner Frau und seinem einzigen Sohne Aali Mohammed zu verabschieden, vom Seraskierat nach dem Landungsplatze von Sirkedji-Iskelessi gebracht und dort auf einem Dampfer der „Messageries Maritimes" nach Mersina in Cilicien gebracht. Von hier trat er die lange und beschwerliche Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte an, vom Obersten Ismail Bey, einem Adjutanten des Kriegsministers Osman Pascha, begleitet.

Um dem Leser einen Einblick in das Proceß-Verfahren wider Sulejman zu gestatten, theilen wir hier zum Schlusse die wortgetreue Uebersetzung der Vertheidigungsschrift des Angeklagten mit.

Protest.

Der Kriegsrath von Rumelien (als Kriegsgericht), welcher zu dem Zwecke berufen wurde, um die Fehler, welche ich während der Commandoführung über die kaiserlichen Truppen begangen haben soll, einer Prüfung zu unterziehen, hat zu dieser Arbeit neun volle Monate benöthigt. Die betreffenden Fragepunkte waren in der Zeitung „Djeride-i-Havadis" abgedruckt.

Da bei Beginn des Proceß-Verfahrens das militärische Specialgesetz, welchem jenes zu Grunde liegen sollte, noch nicht zu Ende redigirt war und überdies die Anklageschrift noch ihrer Vervollständigung harrte, so bat ich, daß der in Aussicht genommenen Verhandlung das Militärgesetz „Tansimat khairidje", sowie der Paragraph 118 der Verfassung zur Basis derselben adaptirt werde. Gleichwohl hat das Kriegsgericht von diesem meinem Ansuchen nicht Notiz genommen und mich auf

Grund einer mit dem Datum des 10. Rebi-el-Akhir 1295 — gleichbedeutend mit dem 1. April 1878 — versehenen Anklageschrift, welche dem damaligen Ministerpräsidenten Achmet Vefik Pascha zur Begutachtung vorgelegt worden war, vor die Schranken des Tribunals geladen. Dieser Vorgang lief sowohl dem Paragraph 82 der Verfassung, wie dem Geiste des Militärgesetzes „Tansimat khairidje“ zuwider, umsomehr, als man den Anklageact nicht publicirt hatte.

Weiters hatte man es, entgegen den Bestimmungen auf Seite 4 des fraglichen Documentes, für geboten gefunden, jene Zeugen, welche zu meinen Gunsten auszusagen vermocht hätten, nicht zu acceptiren, während man die Belastungszeugen unter jenen Officieren suchte, welche wegen irgend eines Vergehens während der abgelaufenen Kriegs-Campagne von meiner Seite einen Tadel oder eine Strafe erfuhren. Es war daher eine natürliche Sache, daß ich auf Grund dieser Auslassung, gelegentlich meines ersten Erscheinens vor dem Kriegsrathe, erklären mußte, weder Reuf Pascha, noch Fuad Pascha, noch alle Anderen ihres Anhanges, welche in großer Zahl gegen mich aufgeboten wurden, als Experten betrachten zu können, da vielmehr mir, in der Eigenschaft als ihr früherer Obercommandant, das Recht der Interpellation zustünde.

Nun hatte man zwar diese meine Bemerkung zu Protokoll gebracht, aber die Anklage hat gleichwohl von der Zeugenschaft so käuflicher Individuen, wie Reuf, Fuad und Redjeb großen Nutzen zu ziehen gewußt. Noch mehr. Als die Frage, ob der Hainboghaz-Paß zu forciren war, an die Reihe kam, setzte man sich über alle topographischen und statistischen Thatsachen hinweg, indem man von den Documenten, welche ich in Händen hatte, keinen Gebrauch machte, sondern das ganze Schwergewicht auf die Aussage eines — christlichen Arztes legte. Als ich hierauf erklärte, mich auf eine solche Art der Zeugen-Verhandlung nicht einlassen zu können und gleichzeitig den Antrag stellte, eine

Special-Enquête-Commission zu berufen, welche sich mit dieser Angelegenheit ernstlich beschäftigen sollte, ließ es der Ankläger bis zu jener aufregenden Scene kommen, wo ich meine Brust den Bajonetten der im Verhandlungssaale anwesenden Wachsoldaten darbot. Dieser brutale Vorgang ist unerhört im gerichtlichen Verfahren, er steht außerhalb eines jeden Gesetzes; er stand auch außerhalb des Rechtes meines Anklägers, der auf Grund der Acten vorzugehen hatte. Bedauerlicher noch war es, daß man die Art, wie mein Ankläger vorzugehen pflegte, sozusagen officiell guthieß.

Dadurch wurde meinem Ankläger eine unbesiegbare Macht in die Hände gespielt, mit der er mich vernichten konnte. Das weitere Verfahren war in der That darnach, um mich in diesem Sinne zu überzeugen. Zunächst lehnte der Präsident Samih Pascha meinen Antrag, Original-Telegramme und andere Acten vorweisen zu wollen, damit ab, daß er sagte: „Das Alles ist uns bekannt"; dann versuchte er, mich bei jeder Gelegenheit zu unterbrechen, wodurch mir die Möglichkeit, mich kraft des mir zustehenden Rechtes zu vertheidigen, vollends benommen wurde. Bald verhielt er sich vollkommen gleichgiltig, bald brauste er in Zorn auf; dann mengte er die Thatsachen kunterbunt untereinander, oder imputirte mir Aussagen, die ich niemals gemacht habe.

Der Ankläger Redjeb Pascha wieder verschwieg seinerseits absichtlich alle Aussagen, die ich ihm in der Voruntersuchung gemacht hatte, und las verschiedene Documente vor, die von Diesem oder Jenem fabricirt waren und mit dem Gegenstande in gar keinem logischen Zusammenhange standen. Auch commentirte er diese angeblichen Beweisstücke in einer Art, die zur Genüge bewies, daß er sich mit den Details meines Processes gar nicht befaßt, geschweige sie begriffen hätte. Wenn ich auf solchen Gallimathias hin, um das Wort bat, da rief er mich wuthentbrannt zur Ordnung und mein einziges Recht war —

zu schweigen. Uebrigens benahmen sich die übrigen Beisitzer so, als sei jeder von ihnen zu meinem Ankläger bestimmt; ich mußte also mein Schicksal der Gerechtigkeit und Gott anvertrauen.

Gelegentlich der Schlußverhandlungen über die dritte Expedition wurden Fuad und Redjeb als Zeugen vorgeführt. Es waren Zeugen, die ich von vorneher nicht acceptirt hatte, da sie früher unter meinem Commando gestanden waren und ihrer schlechten Pflichterfüllung halber von mir Tadel ernteten. Als dann Redjeb unerhörte Lügen gegen mich ausspielte und ich dem Redner den wahren Sachverhalt entgegenhalten wollte, gebot mir der Präsident gleichfalls zu schweigen.

Als ich mit Nussret Pascha confrontirt werden sollte, hatte dieser die Weisung erhalten, keine meiner Fragen zu beantworten und überhaupt den Mund nicht zu öffnen. Gelegentlich der Verhandlung über die Thaten Fuad Paschas meinte zwar der Präsident und Aali Nizami Pascha, daß Fuad früher zu meinen Gunsten ausgesagt habe, als aber dieser mit lauter Stimme diese Zumuthung zurückwies und das ganze Protokoll Nr. 54 als fehlerhaft bezeichnete, ward dieses Protokoll auf Veranlassung Redjeb's umgearbeitet, aber man begnügte sich mit der einfachen Signatur Fuad's, ohne die meinige abzuverlangen.

Als ich weiters die Beobachtung machte, daß die Zeugen-Aussagen Aali Effendis, des Majors Hilmi Effendi, Fuad's, Redjeb's und Wejsel Paschas von Unrichtigkeiten und Fälschungen strotzten, hatte ich zwar die Absicht, diese Aussagen richtig zu stellen; man bedeutete mir aber ironisch: „Gewiß, Sie haben Recht, all' diese Aussagen zu widerrufen!" Mittlerweile wurden diese Aussagen gedruckt, und hinterher erlaubte man mir, dagegen zu polemisiren, wo solche Polemik ja an sich keinen Werth mehr haben konnte . . .

In dieser erbaulichen Weise ging es fort. Es kam dann der Rückzug nach Philippopel zur Sprache. Meine Darstellung

des Sachverhaltes war höchst klar; die Beisitzer des Tribunals, namentlich der Präsident Aali Nizami und Nedjeb, hatten sich mit dem Gegenstande gar nicht befaßt; sie begriffen weder den Zusammenhang der verschiedenen Thatsachen, noch drangen sie in das Wesen derselben ein — wie schon das famose Protokoll Nr. 54 zur Genüge beweist . . . Es war am 14. Techrin Sani (November), als man mich avisirte, nicht zu Bette zu gehen. Um 8 Uhr Abends (türkische Zeit, oder 2 Uhr nach Mitternacht) wurde ich plötzlich vor Neuf berufen. Es wurde mir gesagt, ich könnte, falls ich es für nothwendig erachten sollte, meine Antworten und Rechtfertigungen zu Papier bringen. Man stellte mir aber zu diesem Ende die Acten nicht zur Verfügung, und so mußte ich auf gut Glück die ganze Nacht hindurch an meiner Vertheidigungsschrift arbeiten. Was da zu Stande kommen konnte — der Präsident wird es wissen.

Während der ganzen Zeit der Verhandlungen hatte man es mir niemals gestattet, meine Entlastungszeugen vorzuführen. So oft Nedjeb auf höchst lügenhafte Art gegen mich aussagte und ich Anstrengung machte, diesen Infamien entgegenzutreten und mich auf meine Zeugen zu berufen, hieß man mich schweigen, schweigen und immer wieder schweigen. Man gestattete mir also, wie man zur Genüge sieht, weder mich zu vertheidigen, noch meine Belastungszeugen aussagen zu lassen.

Was hatte es unter solchen Umständen zu bedeuten, daß man eine Anklageschrift gegen mich in aller Form aufgesetzt, d. h. dieselbe nach der Summe der in der Voruntersuchung zur Sprache gebrachten Thatsachen concipirt hatte? Diese Anklageschrift basirte nicht im geringsten auf den Acten, welche bei dem General-Procurator Ibrahim Pascha deponirt waren, sondern sie enthielt vielmehr die tollsten Verdrehungen, Unwahrheiten und grobe, wissentlich hineingeschmuggelte Irrthümer. Ueberdies befaßte sich der Anklage-Act im Großen und Ganzen weniger

mit strategischen und taktischen Fragen, als vielmehr mit kleinen Zwischenfällen und mit Dingen, die gar nicht zum Gegenstande gehörten, denen man aber große Wichtigkeit beizumessen beliebte.

Da diese Schrift zwischen 50—60 Seiten umfaßte, so mußte ich erklären, daß es mir sehr schwer fallen würde, innerhalb der schmal bemessenen Zeit, und ohne im Besitze der Original-Acten, meine Vertheidigung zu formuliren. In der That ließ man mich nach jener durcharbeiteten Nacht bereits um 8 Uhr Morgens vor, in einem Augenblicke, wo ich erst die ersten dreißig Seiten erledigt — und wie erledigt! — hatte. Etwas Aehnliches ist im Gerichtsverfahren wohl niemals erlebt worden!! . . . Und war es weiters der Regierung würdig, einer Regierung, welche in einem constitutionellen Reiche ihres Amtes waltete, mir zur Erledigung einer so complicirten Angelegenheit, wie sie durch die fragliche Anklageschrift repräsentirt wurde, nur wenige Stunden zur Verfügung zu stellen? Und diese Stunden waren so gewählt, daß sie mir den Schlaf rauben sollten! Gleichviel, ich that, was in meinen Kräften stand.

Als ich am bewußten Tage um acht Uhr Morgens wieder vor das Tribunal citirt wurde, hatte ich, wie schon angedeutet, dreißig Seiten (also die Hälfte) der Anklageschrift erledigt. Ich empfahl dem Kriegsrathe, den Rest meiner Rechtfertigung auf dem Wege durch den Stenographen entgegenzunehmen. Auf diese Weise konnte ich meine Rechtfertigung zwar zu Ende führen, aber unter Umständen, die leicht begreifen lassen, welcher Art diese meine Rechtfertigung in ihrer Totalität sein mußte. Meine Ankläger hatten Sorge zu tragen gewußt, daß mein moralischer Zustand bei Abfassung dieses Documentes ein höchst kläglicher war.

Als nach Schluß meiner Rechtfertigung mein Stellvertreter, Derwisch Pascha, gegen die Anklage auftrat, sagte der

Präsident: „Wenn Sie Ausstellungen zu machen haben, so thun Sie es ohne Rückhalt." Derwisch Pascha meinte, das wäre zu umständlich und wollte nicht mehr sprechen; seine Einwendung hätte indeß gleichwohl dem Präsidenten die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß die spärlichen Beweise, welche ich zu meinen Gunsten in der Vertheidigungsschrift niedergelegt hatte, von Werth waren und daß seine Anklage völlig unhaltbar war.

Wunderlicherweise war Nussret Pascha sofort bei der Hand, um mich aufzufordern, ich solle, falls es mir genehm sei, zu meiner Vertheidigung noch Einiges vorbringen. Ich antwortete, daß ich auf alle Fragen, die man mir etwa noch machen wollte, erwidern würde. Nussret replicirte hierauf, daß nicht er Fragen zu stellen, sondern i ch Einwendungen zu machen hätte. Ich sagte hierauf: „Meine Einwendungen habt Ihr soeben vernommen; sie wurden nicht widerlegt, sie sind also angenommen!" ... Darauf meinte Nussret, ich hätte keine weiteren Glossen mehr zu machen. Meine letzten Worte, die ich vor dem Tribunale sprach, waren die: Daß das gesammte Proceßverfahren gegen mich, vom Anfange bis zum Schluße, im Widerspruche mit dem Geiste und dem Buchstaben des Gesetzes und auch im Widerspruche mit der Verfassung stand, und daß man in tausenden und tausenden Fällen den Beweis geliefert habe, mein Recht und meine Person unter allen Umständen mit Füßen getreten zu haben. Auf diese Worte verließ ich den Saal.

Wenn mein Ankläger auf meine Rechtfertigung auch nicht antwortete und dadurch die Schwäche seiner Argumente gegenüber meinen Ausführungen indirecte eingestand, so hätte er dennoch hinsichtlich des Inhaltes der 17. Zeile auf der fünften Seite der Anklageschrift antworten sollen. Nussret war nicht befugt, mich zu interpelliren, ob ich noch etwas zu sagen hätte.

Es war daher gegen das Gesetz und eine Ungerechtigkeit vor Gott, in dem Augenblicke, da der Präsident gegenüber meiner Vertheidigung sich entwaffnet fühlte, einen Unberufenen interveniren zu lassen. Auf Grund dessen erkläre ich offen und ungebeugt, daß ich eine jede Verurtheilung meiner Person, welche von Leuten ausgeht, die ich wiederholt als käuflich und erkauft hingestellt habe, und die eigentlich mir Rechenschaft zu geben hätten — als eine Schmälerung meines heiligen Rechtes ansehe, das ich weder auf dieser, noch auf der andern Welt aufgebe.

Am 18. Techrin Sani (November).

Sulejman.

Inhaltsverzeichniß.

V. Verschwörungen und Verschwörer
in den Jahren 1866—1878.

VI. Midhat Pascha und die Reformfrage.

VII. Muschir Sulejman Pascha

und der Balkan-Krieg 1877—1878.

In den Beilagen.

Facsimile-Probe aus dem Mémoire Sulejman's.

Das Original besteht aus sechs bei 42 Cm. langen und 17. Cm. breiten Papierstreifen, welche theilweise nur auf der einen Fläche beschrieben sind. Die Schriftzüge sind im Durchschnitte kräftig und ziemlich leserlich. Correcturen oder Streichungen finden sich beinahe gar keine vor. Dieses Original-Manuscript ist augenblicklich im Besitze eines europäischen Freundes des Marschalls, dürfte aber demnächst in andere Hände übergehen.

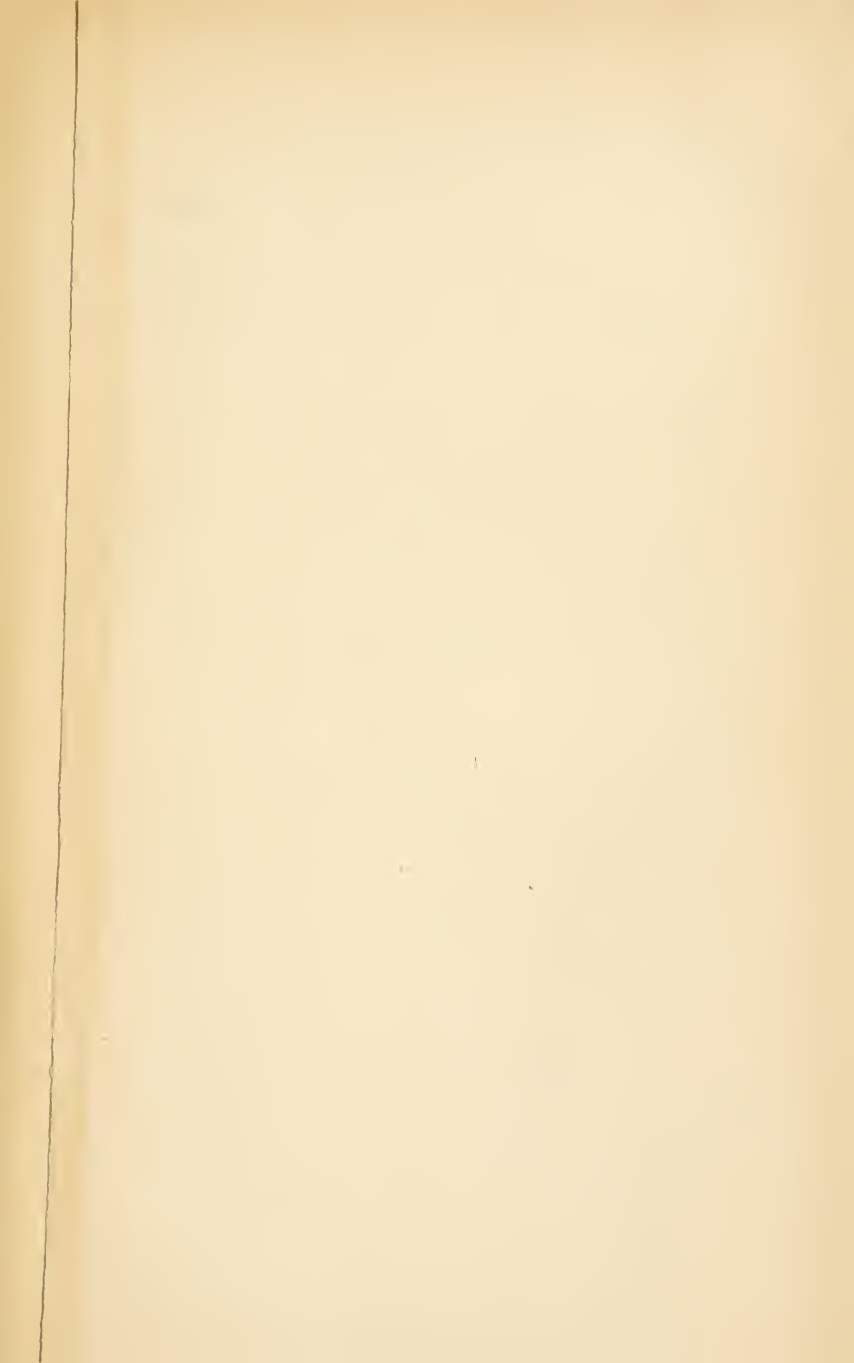
Ein Brief Aali Paschas.

Aus dem Inhalte dieses Briefes ist, mehr als aus irgend einer der zahlreichen officiellen Noten des osmanischen Staatsmannes, die Thatsache zu entnehmen, mit welcher Vorsicht und Gewissenhaftigkeit selbst private Angelegenheiten von ihm behandelt wurden. Das Schreiben stammt aus dem Jahre 1867 und ist, wie man sieht, an eine europäische Dame gerichtet, welche dem Islam beizutreten gedachte.

NB. Von der Publication der übrigen zahlreichen Documente, welche in diesem Buche verarbeitet worden sind, wurde von Seite des Herausgebers Abstand genommen, da diese Veröffentlichung einen denunciatorischen Beigeschmack gehabt hätte und zahlreiche noch amtirende Würdenträger der Pforte compromittirt haben würde

---

Druck von G. Gistel & Co. in Wien.



[illegible]

Facsimile aus Suleiman Pascha's „Memoire über den Balkankrieg“.





